Erika

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. in Stuttgart.

Die nachstehend verzeichneten Romane und Novellen sind auch elegant in Leinwand gebunden zu beziehen.

Preis für den Einband 1 Mark.

Andreas-Salomé, Lou, Ruth. Erzählung. 2. Auflage.	Geheftet	M. 3.50.
—„— Aus fremder Seele. Eine Spätherbstgeschichte.	„	M. 2.—
—„— Fenitschka. Eine Ausschweifung. Zwei Erzählungen.	„	M. 2.50.
—„— Menschenkinder. Novellencyklus.	„	M. 3.50.
Arminius, Wilhelm, Der Weg zur Erkenntnis. Roman.	„	M. 3.—
Bobertag, Bianca, Moderne Jugend. Roman.	„	M. 4.—
Bourget, Paul, Das gelobte Land. Roman.	„	M. 3.—
Boy-Ed, Ida, Die Lampe der Psyche. Roman. 2. Aufl.	„	M. 4.—
Bülow, Frieda von, Kara. Roman.	„	M. 4.—
Burckhard, Max, Simon Thums. 2. Auflage.	„	M. 3.—
Ebner-Eschenbach, Marie v., Erzählungen. 3 Aufl.	„	M. 3.—
—„— Božena. Erzählung. 4. Auflage.	„	M. 3.—
—„— Margarete. 4. Auflage.	„	M. 2.—
— Moriz von, Hypnosis perennis. Ein Wunder des heiligen Sebastian. Zwei Wiener Geschichten.	„	M. 2.—
Eckstein, Ernst, Nero. Roman. 6. Auflage.	„	M. 5.—
Fulda, L., Lebensfragmente. Zwei Novellen. 2. Auflage.	„	M. 2.—
Haushofer, Max, Planetenfeuer. Ein Zukunftsroman.	„	M. 3.50.
Heer, J. C., An heiligen Wassern. Roman. 3. Auflage.	„	M. 3.50.
Heilborn, Ernst, Kleefeld. Roman.	„	M. 2.—
Heyse, Paul, Neue Novellen. 7. Auflage.	„	M. 3.50.
—„— Marthas Briefe an Maria. 2. Auflage.	„	M. 1.—
Hillern, Wilhelmine von, 's Reis am Weg. 2. Auflage.	„	M. 1.50.
—„— Ein alter Streit. Roman. 3. Auflage.	„	M. 3.—
Hopfen, H., Der letzte Hieb. Eine Studentengeschichte. 3. Aufl.	„	M. 2.50.
Junghans, Sophie, Schwertlilie. Roman. 2. Auflage.	„	M. 4.—
Kirchbach, Wolfgang, Miniaturen. Fünf Novellen.	„	M. 4.—
Langmann, Philipp, Verflogene Rufe. Novellen.	„	M. 2.50.
Lindau, Paul, Der Zug nach d. Westen. Roman. 9. Aufl.	„	M. 4.—
Lindau, Rudolf, Martha. Roman.	„	M. 5.—
Loti, Pierre, Japanische Herbsteindrücke.	„	M. 3.—
Mauthner, Fritz, Hypatia. Roman. 2. Auflage.	„	M. 3.50.

Muellenbach, E. (E. Lenbach), Abseits. Erzählungen.	Geheftet	M. 3.—
—„— Vom heißen Stein. Roman.	„	M. 3.—
Petri, Julius, Pater peccavi! Roman.	„	M. 3.—
Prel, Karl du, Das Kreuz am Ferner. Roman. 2. Auflage.	„	M. 5.—
Proelß, Johannes, Bilderstürmer! Roman. 2. Auflage.	„	M. 4.—
Riehl, W. H., Aus der Ecke. Sieben Novellen. 4. Auflage.	„	M. 4.—
—„— Neues Novellenbuch. 3. Auflage. (6. Abdruck.)	„	M. 4.—
Saitschick, Robert, Aus der Tiefe. Ein Lebensbuch.	„	M. 2.—
Schunsui, Tamenaga, Treu bis in den Tod. Hist. Roman.	„	M. 3.—
Stegemann, Hermann, Stille Wasser. Roman.	„	M. 3.—
Stratz, Rudolph, Der weiße Tod. Roman. 4. Auflage.	„	M. 3.—
—„— Buch der Liebe. Sechs Novellen. 2. Auflage.	„	M. 2.50.
—„— Der arme Konrad. Roman. 2. Auflage.	„	M. 3.—
—„— Die letzte Wahl. Roman. 2. Auflage.	„	M. 3.50.
—„— Montblanc. Roman. 4. Auflage.	„	M. 3.—
Sudermann, Herm., Frau Sorge. Roman. 47. Auflage.	„	M. 3.50.
—„— Geschwister. Zwei Novellen. 20. Auflage.	„	M. 3.50.
—„— Der Katzensteg. Roman. 38. Auflage.	„	M. 3.50.
—„— Im Zwielicht. Zwanglose Geschichten. 24. Auflage.	„	M. 2.—
—„— Jolanthes Hochzeit. Erzählung. 22. Auflage.	„	M. 2.—
—„— Es war. Roman. 27. Auflage.	„	M. 5.—
Telmann, Konrad, Trinacria. Sizilische Geschichten.	„	M. 4.—
Voß, Richard, Römische Dorfgeschichten. 4. Auflage.	„	M. 3.—
Wereschagin, W. W., Der Kriegskorrespondent.	„	M. 2.—
Widmann, J. V., Touristennovellen.	„	M. 4.—
Wilbrandt, Adolf, Der Dornenweg. Roman. 3. Aufl.	„	M. 3.50.
—„— Novellen aus der Heimat. 2. Auflage.	„	M. 3.50.
—„— Hermann Ifinger. Roman. 4. Auflage.	„	M. 4.—
—„— Meister Amor. Roman. 2. Auflage.	„	M. 3.50.
—„— Die Osterinsel. Roman. 3. Auflage.	„	M. 4.—
—„— Die Rothenburger. Roman. 5. Auflage.	„	M. 3.—
—„— Vater und Sohn und andere Geschichten. 2. Auflage.	„	M. 3.—
—„— Hildegard Mahlmann. Roman. 3. Auflage.	„	M. 3.50.
—„— Schleichendes Gift. Roman. 3. Auflage.	„	M. 3.—
—„— Die glückliche Frau. Roman. 3. Auflage.	„	M. 3.—
—„— Fridolins heimliche Ehe. 3. Auflage.	„	M. 2.50.
—„— Vater Robinson. Roman. 3. Auflage.	„	M. 3.—
—„— Der Sänger. Roman. 4. Auflage.	„	M. 4.—
—„— Erika. Das Kind. Erzählungen. 3. Auflage.	„	M. 3.50.
Wildenbruch, E. v., Schwester-Seele. Roman. 11. Aufl.	„	M. 4.—
Worms, Carl, Du bist mein. Zeitroman.	„	M. 4.—

Erika.

Das Kind.

Erzählungen

von

Adolf Wilbrandt.

Dritte Auflage.

Stuttgart 1900.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
G. m. b. H.

Meiner lieben Freundin

Ottilie Engell

zugeeignet.

Inhalt.

Erika.

I.

Es war Erikas Hochzeitstag; die Trauung war vorüber, das Festmahl ging zu Ende. Die alte Hanna, unter deren Obhut Erika groß geworden war, saß im Gartenzimmer, in eine Ecke gedrückt, das Taschentuch vor den Augen, und schluchzte.

Meta, die neugierige, ging ihr nach; sie hatte die Alte, die heute an der Familientafel gleichsam als Ehrengast saß, plötzlich hinausschleichen sehen. Die Hände auf dem Rücken, stellte sie sich vor die Schluchzende hin und lächelte. „Das wußt ich ja," sagte sie, „da sitzt sie. Läuft vom Tisch fort, um sich auszuweinen. Hanna! Alte Hanna!"

„Ach, Kind, laß mich nur ruhig ein bißchen weinen," erwiderte die Alte. „Das thut ja den andern nicht weh!" Sie schluchzte noch einmal auf: „Fürs Dessert und für den Kaffee hatt ich ja noch gesorgt. Oder fehlt etwas?"

Mit dem gewohnten, ältlich schwerfälligen Ruck des Pflichtmenschen wollte sie aufstehen; Meta drückte sie aber auf den Stuhl zurück. „Nein, Hanna, es

fehlt nichts. Beruhige dich, altes Haus! Sie stehen bald auf, alle; — es sind ja nur fünf außer uns. Ich war zuerst fertig, wie gewöhnlich. Die ‚Neuvermählten‘ sahen sich so träumerisch glücklich an, das langweilte mich, da bin ich auch leise fortgegangen. Nun aber nicht mehr weinen, Hanna, das ist auch langweilig. Ihr seid heut alle so komisch. — Hochzeit! — Meine erste Hochzeit. Das hatt ich mir eigentlich anders gedacht!“

„Ach, liebes Kind!“ seufzte Hanna, sich mit ihrem guten Taschentuch vorsichtig die Augen trocknend. „Hochzeitstag, Freudentag, sagen wohl die Leute. Aber wenn die junge Frau aus dem Elternhaus fortgeht —“

„Das war immer so!“

Die Alte fuhr kopfschüttelnd fort: „Und wenn man sie vom zweiten Jahr an gewartet und gepflegt hat — und wenn man seine eigenen Kinder verloren hat — und darum die fremden Kinder wie seine eigenen liebt —“

„Die Erika besonders!“ warf Meta mit einem eifersüchtigen Lächeln hin.

„Dich auch, Meta; dich auch. Aber du bist noch nicht so unvernünftig, einen Mann zu lieben.“

„Gott sei Dank!“ sagte Meta; die kleine Gestalt hob sich auf den Zehen.

„Unberufen —“

„Nie!“

Meta streckte bei diesem „Nie“ die Schwurfinger aus; dann strich sie aber der Alten mit der Hand über den Kopf und beugte ihr lustiges, altkluges Ge-

sichtchen vor das vergrämte nieder. „Du, aber nun seufz' nicht mehr! Heiraten ist 'ne Dummheit, darin sind wir einig; aber Erika heiratet ja nicht auf den Mond hinauf. Aus unserm langweiligen Vorort in das fidele Berlin hinein, das ist die ganze Veränderung!"

„Ach, du lieber Gott!" seufzte Hanna. „Wenn man einen Offizier heiratet —"

„Der aber Hauptmann beim Großen Generalstab ist, also in Berlin bleibt —"

„Ach, mein liebes Kind! Ich seh schon, wie das kommen wird!"

„Ja, ja, du siehst immer alles kommen — schwarz wie die Nacht. Na, was siehst du denn kommen?"

„So, wie es kommen wird!" antwortete die Alte mit einem unerschütterlich kummervollen Gesicht. „Beim Großen Generalstab, sagst du! Aus dem Generalstab versetzen sie ihn wieder zur Linie — zur ‚Front', sagen sie ja wohl — machen ihn zum Major, schicken ihn an die Grenze — und dann wieder an 'ne andere Grenze — wir haben ja so viele. Und meinen armen Engel, meine Erika, seh' ich gar nicht wieder! Die kriegt dann alle Jahr' ein Kind — oder auch Zwillinge — wird darüber schwach auf der Brust, denn zart war sie immer. Und ihr Mann, der Major, der mißhandelt sie —"

„Warum sollt' er sie mißhandeln?" fragte Meta lächelnd.

„Warum? Aus Eifersucht — oder Gott weiß warum. Er wird sie schon mißhandeln, da ist mir nicht bange: dafür ist er ein Mann! Und so welkt das arme Kind hin — bis es endlich aus ist —"

Sie mochte nicht mehr reden, sie stöhnte.

Herr von Korwitz, Erikas und Metas Vater, trat ein, die Cigarre im Mund, das blaßrötliche Gesicht von Vergnügen strahlend. Da es junger Mai war, hatte er Maiglöckchen im Knopfloch seines Fracks; ihr Duft wetteiferte mit dem des Kölnischen Wassers, mit dem er sich Haar und Kleider besprengt hatte. „Warum stöhnen Sie, Hanna?" fragte er, behaglich lächelnd.

Die Alte stand hastig auf und fuhr sich wieder mit dem Tuch über die Augen. „O, nichts Besonderes," antwortete Meta statt der Alten. „Sie malt sich nur Erikas Zukunft aus."

„Das dacht' ich," sagte der Oberst heiter, gemütlich. „Unverbesserliches, altes Kind!"

„Ach, Herr Oberst!" fing Hanna nun schüchtern an. „Wenn man einen Offizier heiratet —!"

„Nun, ich war ja auch einer!" Herr von Korwitz warf sich in einen Lehnstuhl, aus dem er durch die offene Thür in den Garten sah, und blies den Rauch seiner Cigarre in untadelhaften Ringen in die Luft. „Na, aber der Adalbert, der wird's weiter bringen; ich hab' ihm eben beim letzten Glas prophezeit, wie es kommen wird! Seine militärischen Schriften werden Aufsehen machen, er wird ein berühmter Mann werden, sehr bald; das ist für mich zweifellos. Aus dem Generalstab lassen sie den gar nicht wieder fort; wir behalten ihn und das Kind in Berlin! Scharfes Avancement — bis zum Kriegsminister! Oder Generalstabschef; mir auch recht. Seine interessante, reizende junge Frau wird bewundert, gefeiert; in fünf Jahren,

wenn sie erst den ganzen Chic los hat, ist sie die erste Dame in der Gesellschaft. Der Mann trägt sie auf Händen — wie sie es verdient. Meine Erika! — Nach einiger Zeit kommen ein paar Kinder; ein Knabe und ein Mädchen —"

Er sah auf den Fußboden, als sähe er sie da spielen. „Meine Enkel!" sagte er und lächelte zärtlich. Er schlug sich auf die Knie: „Da sitzen sie dann; auf jedem Knie eins. Schneidige, allerliebste Dinger. Der Junge braun wie die Mutter; das Mädel blond wie Adalbert ... Die ersten Ponies kriegen sie von mir; das ist schon abgemacht. Der alte Oberst von Korwitz lehrt das Mädel reiten — und den Jungen fechten —"

Die kleine, rundliche Gestalt hob sich ein wenig, mit seinem immer noch angenehmen, geschulten Tenor fing er an zu singen:

Sohn, da hast du meinen Speer,
Meinem Arm wird er zu schwer!
Nimm dies Schwert und dies Geschoß ...

„Ja, ja, Kinder, so wird's kommen!" Er blies wieder Ringe.

„Ach Gott!" seufzte Hanna still für sich.

Meta, die achtzehnjährige, bewegte den Kopf hin und her, die beiden alten Leute betrachtend. Sind die Menschen denn alle so? dachte sie. Der eine sieht die ganze Welt schwarz und der andre weiß. Sie machte ein altkluges Gesicht: Mir kommt sie grau vor, alles durcheinander. Hab' ich recht oder unrecht?

II.

Aus dem Speisezimmer kamen jetzt die Neuvermählten in den anstoßenden Salon; durch die Thür, die der Oberst offen gelassen hatte, konnte man sie Arm in Arm daherschlendern sehn. „Da sind sie!" sagte Meta mit halber Stimme.

Hanna blickte hin und seufzte wieder.

„Worüber seufzen Sie?" fragte Herr von Korwitz.

Die Alte sah ihn schüchtern an. „Sie umarmen sich," flüsterte sie.

Der Oberst lachte. „Sollen sie sich denn prügeln? Schon am Hochzeitstag?"

Erika, noch im Brautkleid und noch ihren Strauß an der Brust, blieb an Adalberts Brust geschmiegt und sah ihm verwundert glücklich in das schöne, männliche Gesicht. Sie war nicht viel kleiner als er, der hochgewachsene Offizier; die Gestalt und wohl auch das Ernste, Große, Vornehme ihrer jungen Seele hatte sie von der früh gestorbenen Mutter geerbt. Ihre tiefbraunen Augen vertieften sich in seine blauen, die fast unheimlich flammen und lodern konnten, jetzt aber

so zärtlich und so selig blickten, daß es ihr weich durch die Brust ging. „Willst du mich nicht auslachen?" fragte sie dann leise.

Er schüttelte lächelnd den Kopf.

„Laß uns in der nächsten Viertelstunde nicht zu glücklich sein: da sitzt meine alte Hanna; schau nur, wie verweint. Sie — — sie liebt dich noch nicht, weil sie mich zu sehr liebt. — Komm, Adalbert! Komm!"

Sie zog ihn sanft in das Gartenzimmer; als sie zu der Alten kam, machte sie sich von ihm los und nahm die schönste Blume, die sie finden konnte, aus ihrem Strauß. Dann umschlang sie Hanna, zuerst im Sitzen; die Alte stand aber auf. „Ich wollt dir nur aus meinem Bouquet diese Rose geben, alte thörichte Hanna," sagte Erika leise. „Aber gut aufheben, hörst du. So lang du sie aufhebst, bleib ich dein Wartekind, deine Erika!"

„Ach, wie gut du bist," flüsterte Hanna, wieder leise schluchzend. „Du bist doch die Beste. Ob ich sie aufheben will? Bis an meinen Tod!"

„Aber nun nicht mehr weinen; du?"

Die Alte schüttelte gehorsam den Kopf; sie zog die Brust recht voll Atem, um sich Kraft zu sammeln. Erika trocknete ihr die Augen; es war nicht das erste Mal. Der Geheimrat Helm, der alte Freund und Arzt des Hauses, der eben als letzter aus dem Speisezimmer kam, sah es und lächelte. Er hatte dasselbe Bild schon einmal vor Jahren gesehen, als die junge „Menschenbändigerin", wie er Erika zuweilen nannte,

die vom Oberst gekränkte, empfindliche Hanna auf der Flucht aus dem Hause im Garten aufgefangen und in das Haus zurückgetröstet hatte.

„Nun, lieber Adalbert?“ fragte Herr von Korwitz aus seinem gemütlichen Lehnstuhl heraus. „Wo hast du deinen Trauzeugen gelassen?“

„Hier steht er,“ entgegnete Geheimrat Helm und trat näher.

„Nein, den andern mein' ich. Den Hauptmann Winterstein.“

„Er macht nur einen Besuch in der Nachbarschaft,“ erwiderte Adalbert; „er kommt dann noch wieder.“

Korwitz richtete sich auf: „Der Mann hat einen Bariton, daß es eine Lust ist! Wenn er so loslegt, wie heut beim Nachtisch, als ich ihn ‚mit arger List‘ aufgestachelt hatte, dann muß er ja alle Frauenzimmer toll machen!“

„Mich nicht,“ murmelte Meta.

Adalbert trat vor den Oberst hin. „Wie du, lieber Schwiegervater —“

„Vor Zeiten! Vor Zeiten!“ sagte Korwitz ablehnend. „Illo tempore. Habe ausgesungen!“ Indem er aufstand und langsam, wie in elegischer Stimmung, durchs Zimmer ging, summte er vor sich hin:

Ich war ein rechter Faselhans
In meiner Jugendzeit . . .

„Ja, was hilft das alles,“ nahm nun Helm das Wort. „Auch die angenehmsten Hochzeiten haben ihr Ende. Ich sollte wohl nach Hause gehn.“

„Nein, nein!“ sagte Erika, sich von Hanna zu ihm wendend. „Sie noch nicht, Herr Geheimrat!“

„Oho!“ rief Helm. „Was ist das? Auf einmal nennen Sie mich ‚Herr Geheimrat‘? Damit fangen Sie Ihre Ehe an?“

„Entschuldigen Sie —“

„Und seit Sie k und r aussprechen können, haben Sie mich ‚Doktor‘ genannt?“

Erika lächelte abbittend. „Ich bleibe also beim ‚Doktor‘ —“

„Darum muß ich bitten! Die ganze Heirat ist ungültig, wenn sie die wohlerworbenen Rechte des Trauzeugen antastet!“

„Dann wird sie also nicht ungültig,“ antwortete Erika und pflückte wieder an ihrem Strauß. „Wissen Sie, ‚Doktor‘, warum ich Ihnen aus meinem Bouquet diese purpurrote Rose gebe?“

„Weil ich Sie vor sechzehn Jahren von den Masern kuriert habe?“

„Nein. Weil Sie es waren, der uns den Hauptmann von Wittow“ — sie deutete auf ihren Adalbert — „zum erstenmal ins Haus brachte. Wissen Sie das noch? Wir waren da draußen im Garten; Sie kamen durch diese Thür. Wir saßen in der großen Laube; Vater hatte uns eben seine schönsten Lieder vorgesungen, italienische, deutsche, polnische; er fing grade an, mit Meta Schach zu spielen; ich sollt ihr helfen. Da kamen Sie beide auf die Laube zu ... O, ich weiß es noch so genau! Mein erstes Gefühl, als ich Adalbert sah —“

Sie sann oder stockte einen Augenblick.

„Nun, wie war Ihr erstes Gefühl?“ fragte Helm mit seinem klugen, verhaltenen, „medizinischen“ Lächeln, wie Erika es nannte.

„Ja, wie soll ich das sagen. Es war ein sonderbares, beinah schreckhaftes Mißgefühl; wie wenn mir jemand zuflüsterte: ‚Das ist ein gefährlicher Mensch!‘ Ich glaub', es lag in seinen Augen; die waren mir so unheimlich; obgleich so schauderhaft schön. — Es dauerte aber doch nicht lange, bis ich mir im stillen sagte: ‚Das ist wohl ein edler Mensch‘!“

„Ein gescheites Mädchen!“ erwiderte Helm, wieder lächelnd.

Erika legte einen Arm um ihren Gatten, den ihre Augen heiter anstrahlten. „Und bei dieser Meinung bin ich geblieben!“

Die kleine, fast noch schmächtige Meta mit dem neugierigen Stumpfnäschen, das ihr der Vater vererbt hatte, ging auf Adalbert zu und faßte einen seiner blanken Rockknöpfe. „Sag mal ganz aufrichtig, Schwager: bist du wirklich ein edler Mensch?“

Helm lachte auf; die andern auch. „So kann nur Fräulein Meta fragen!“

Adalbert sah die Kleine, Kecke mit seinem überlegenen Lächeln an. „Vor Gott sind wir alle Sünder, meine liebe Meta. Auch die Evastöchter, sagt man.“

„Ach, mein Gott, das weiß ich,“ antwortete das Mädchen. „Aber sag 'mal — hast du schon oft geliebt?“

„Meta!“ rief nun Erika aus, für das „Kind“ errötend. „Du wirst kindisch!“

Meta deutete mit dem Finger auf den Schwager: „Aber er wird rot!“

„Ich bitte dich, antworte dieser Närrin nicht,“ sagte Erika, nahm geschwind die alte Hanna an beiden Händen und zog sie zu sich heran. „Meta, Hanna, kommt! Ich will mich für die Reise umkleiden. Könnt mir beide helfen.“

„Sehr wohl,“ erwiderte Meta, militärisch vor ihr salutierend. „Ich gehorche den letzten Befehlen unserer Haustyrannin. Von morgen an herrsche i ch!“

Sie ging schon zur Thür. Unterwegs fiel ihr aber ein, was Hanna vorhin in ihren „schwarzen“ Phantasien über „den Mann, den Major“ gesagt hatte, und mit einer ihrer drollig kurzen Bewegungen kehrte sie um. „Du, Adalbert, nur noch eine Frage —“

„O weh!“ rief Helm aus.

„Wirst du Erika nie mißhandeln, Schwager?“

„Das ist schon m e h r als kindisch,“ sagte Erika, fast im Zorn. Sie schob die Schwester und auch die Alte zur Thür. „Macht, daß ihr fortkommt! Vorwärts, marsch!“

„Ja, ja,“ warf der Oberst hin, „die würd' auch den T e u f e l ausfragen, wenn er uns mit seinem Besuch beehrte.“ Er nahm Erikas Hände und sah ihr wehmütig in das liebe, edle, der schönen Mutter so ähnliche Gesicht. „Na, und was soll i ch armer Vater nun thun, während du dich umkleidest, um mich zu verlassen?“

Sie streichelte ihn, fast wie ein großes Kind, aber mit ihrem süßesten Lächeln. „Was du thun

sollst? Mir die Lieder zusammensuchen, unsere Lieblingslieder, wie mein geliebter Vater mir's versprochen hat."

„Ja," sagte er weich, „das will ich thun." Er nahm sich zusammen und ging; über die Schulter sah er zu den Männern zurück und lächelte: „Der gehorsame Vater!" Dann verschwand er in den Salon.

„Doktor, ich seh Sie noch!" rief Erika, die zur andern Thür ging, hinter der Schwester und der Alten her. „Sie gehn mir nicht fort!" Die hohe, schlanke, zarte Gestalt schlüpfte durch die Thür.

III.

„‚Der gehorsame Vater‘!“ wiederholte Helm, als er sich mit dem Hauptmann allein sah. Er nickte mit seinem feinen, diesmal ganz offenherzigen Lächeln: „Es ist etwas dran. Dieses merkwürdige Mädchen — verzeihen Sie: jetzt nicht mehr Mädchen — diese junge Frau hatte wirklich in aller Stille und Anmut über ihren Vater eine Macht gewonnen, daß ich immer nur staunte. Es ist ein starker Charakter in der jungen Frau; ungewöhnlich stark.“

„Das bemerkte ich gleich den ersten Abend,“ erwiderte der Hauptmann; „und das —“ Er lächelte: „Das war wohl die Hauptursache, daß ich wiederkam. Ihr Verhältnis zum Vater hatte für mich so was Rührendes; diese grenzenlose Liebe und Güte, und dabei die unerschütterliche, geräuschlose Festigkeit, mit der sie seinen etwas leichten Sinn gleichsam in ihren kleinen Händen zusammendrückte —“

„‚Geräuschlos‘!“ unterbrach ihn Helm. „Sehn Sie, da sagten Sie das rechte Wort. Sie macht keinen Lärm in der Welt, diese junge Frau, so leb=

haft es auch in ihrer Seele zugeht. Es ist — wie soll man das sagen — es ist eine keusche Vornehmheit der Leidenschaften in ihr, die mich immer entzückte; ich hab sie, seit sie erwachsen ist, so recht mit Genuß studiert. So, wie sie durchaus eine einfache, stille Hochzeit wollte, weil ihr alles Geräusch des Glücks gegen die Natur geht, so zog sie auch ihren Vater ohne allen Lärm von dem Abgrund weg, an dem er jahrelang hinging. Sie hätten dieses Haus damals kennen müssen, als die Mutter tot war und der Oberst, um sich aufzurichten und sich zu zerstreuen, wieder gefährlich jung wurde: er fing zum zweitenmal an, seine gesellschaftlichen Talente auszuspielen; jeden Abend unter vielen Menschen, als leidenschaftlicher Sänger, Tänzer, Erzähler, jede Nacht bei den Karten. Die waren wohl der schlimmste Feind! Da kam diese Erika — noch ein halbes Kind — und nahm ihn ganz sacht bei der Hand. Sie wurde im Handumdrehen eine junge Hausfrau — zuerst natürlich noch oft ungeschickt; das that aber nichts — sie machte ihm doch sein Heim gemütlich, sie gewöhnte ihn, ohne daß er's merkte, aus der Welt in sein Haus zurück. Um seiner Leidenschaft für das Kartenspiel einen Ersatz zu schaffen, lernte das kluge Kind Schach spielen — von mir — und brachte es dann der Meta bei, die auch nicht dumm ist; und die beiden Mädchen, ein paar allerliebste Gegensätze, saßen halbe Nächte mit dem Vater am Schachbrett — bis er mir eines Tages mit seinem vergnügtesten Lächeln sagte: ‚Mein Klub ist bei mir zu Hause!‘ — Darum hat denn auch der gute Oberst

zu dieser Tochter ein eigenes Verhältnis; na, das wissen Sie ja. Ungefähr so, wie es ein schwankender Charakter zu seinem Retter hat: er liebt sie innig, aber etwas schüchtern, mit einem gewissen scheuen Respekt. Viel ungezwungener ist er mit der Meta; diese altkluge Männerfeindin mit den neugierigen Fragen amüsiert ihn nur, sie imponiert ihm nicht —"

Adalbert fiel dem Geheimrat ins Wort. „Jedenfalls giebt es nichts im Himmel und auf Erden, wonach sie nicht fragt!"

Helm lächelte ein wenig. „Ich hab wohl bemerkt, daß Ihnen Metas Fragen vorhin etwas — lästig wurden. Lieber Freund! Wir gehn so angenehm offenherzig miteinander um. Das ist ja auch das beste, was die Menschen haben. Wollen Sie mir gestatten —"

Er hielt nun doch inne und wartete, was auf dem Gesicht des Hauptmanns vorgehen werde, Ermutigendes oder Ablehnendes. Eine leichte Wolke flog über dieses aristokratische Gesicht, das so echt norddeutsch blauäugig, blond, zugleich aber so kriegerisch und herrscherlich in die Welt hineinsah, daß man gern an einen jungen Wiking aus der Seeheldenzeit denken mochte; dazu feine, geistige Züge um Auge und Mund; wohl eine der gefährlichsten Mischungen, die es für die Frauen giebt. Adalbert legte den Kopf ein wenig auf die Seite — es stand ihm sehr gut — und betrachtete Helm mit einem klugen, allmählich auch weichen und guten Blick. „Na, was haben Sie auf der Seele?" fragte er dann herzlich. „Heute hör' ich gut. Es ist mein schönster Tag, wie Sie wissen;

und auch mein nachdenklichster. Ich hab' mir selber schon allerlei gesagt; vielleicht ist's dasselbe. Also — was soll ich Ihnen gestatten?"

Helm fühlte sich entschieden ermutigt. „Wollen Sie mir gestatten," fing er wieder an, „vor dem Abschied auch noch ein bißchen Meta zu spielen und eine etwas indiskrete kleine Bemerkung zu machen? Sie wissen, ich neige dazu —"

Adalbert lächelte. „Das hab ich ja doch längst gemerkt, daß Sie auf ein Ziel marschieren. Ihre Erzählung von Erika und dem Oberst sollte eine kleine Nutzanwendung für mich haben; gestehen Sie das, alter Freund — und dann sagen Sie mir dreist alles, was Sie wollen!"

„Na ja," entgegnete Helm; „Ihr strategischer Blick! — Also um ohne Umweg weiterzumarschieren: ich plauderte heut vormittag mit dem Kriegsminister; 's ist ja mein alter Schulkamerad und so weiter. Er sprach von Ihnen so warm, daß es mich geradezu glücklich machte. Er ist ebenso überzeugt wie der Generalstabschef, daß man von Ihnen noch Außerordentliches zu erwarten hat. Nur — über den einen Punkt schüttelte er den Kopf; Sie verzeihen: die Frauen! Und da er die Vergleiche aus dem Altertum liebt, so nannte er Sie einen ‚modernen Alcibiades' —"

„Ah!" stieß Adalbert heraus.

„Es sind seine Worte. Er meinte: ‚Wenn diese Leidenschaft für das andere Geschlecht den Wittow beherrschen sollte' —"

Helm hielt wieder inne.

„Nein, lieber Freund," sagte Adalbert ruhig lächelnd. „Mit dieser Sorge kommt der Kriegsminister zu spät. Er spricht vom vergangenen Herbst, während wir im Mai sind."

„Sie meinen, im Mai einer neuen Liebe —"

„Mehr als das: in einer ganz anderen Jahreszeit — einem neuen Leben! Da wir einmal davon reden — und ich dachte mir wohl, daß Sie dahin wollten — so will ich Ihnen die offenste Wahrheit sagen: Sie behalten sie ja für sich. ‚Alcibiades' — das ist wahr und falsch. Mehr die Eitelkeit und die Leichtigkeit des Erfolgs haben mich zu diesem ‚modernen Alcibiades' gemacht, wie seine Excellenz mich nennt; nicht eine organische Anlage zu Liebelei oder Leidenschaft. Sie wissen, es giebt Männer, denen unzählige Frauen nicht widerstehen können, ganz abgesehen davon, ob diese Männer wirklichen Wert haben oder nicht; Geheimnisse der Natur! So ist es auch mir ergangen. Sie kennen mich ja: prahlen thu ich nicht!"

Helm verneinte das mit Kopf und Hand; er kannte seinen Mann.

„Was es nun war," fuhr Adalbert fort, „ob's meine Stimme war, oder mein Blick, oder irgend ein Magnetismus, oder was sonst: ich hab jahrelang die unglaublichsten, ja die furchtbarsten Erfahrungen gemacht. Ich versichere Sie: Frauen, die ich für kühl, ehrbar, unnahbar gehalten hätte, haben mich fast gezwungen, sie zu erobern. Da waren Fälle, sag ich Ihnen . . ."

Er starrte vor sich hin, als sähe er einen besonderen Fall. Seine Stimme dämpfte sich unwillkürlich. „Da war eine Frau — wenn ich Ihnen das erzählen wollte, Sie würden es nicht glauben. Wollte Gott, ich brauchte es auch nicht zu glauben — ich wär's nicht gewesen! — Aber, alter Freund, ich versichere Ihnen, und ich geb Ihnen mein Manneswort: das ist nun vorbei. Meine männliche Eitelkeit ist übersättigt, ich schäme mich dieser Erfolge, die ich mit so vielen nichtigen Menschen gemein habe. Ich fühle auch das Gefährliche, das Unsittliche, das diese Thorheiten brandmarkt; ich fühle — — Sehn Sie, den einen Fall, den ich vorhin meinte, kann ich nie verwinden! Das war eine Frau, die — nun ja, die mehr mich verführte als ich sie; eine wahnsinnige Verstörung und Verblendung war über sie gekommen; aber ihr Mann war — — Was soll ich da sagen. Es ist nun geschehn und ist nicht zu ändern! Ich habe Erika gefunden — das hat mich gerettet. Wie ein Mensch, den unter der Erde die schlagenden Wetter ersticken wollen, der aber noch nach oben kommt und die freie, rettende Himmelsluft einatmet und glückselig fühlt, was das ist — so war mir zu Mut vor der himmlischen Reinheit und Unschuld meiner Erika — so stürzte ich ihr an die Brust!"

Helm nickte gerührt: „Ja, ja, die ist gut. Und Sie lieben sie von ganzem Herzen —"

„Ja gewiß, von ganzem! Denn ich lieb in ihr nicht nur das holde Weib und den edlen Menschen: auch die Retterin! — Und nicht wahr, alter Freund,

dahin zielten Sie, das ist die Aehnlichkeit zwischen Erikas Vater und mir; das Kind hat auch mich gerettet. Wie klug und wie wunderbar gut Sie lächeln. Ja, das hat sie auch. Glauben Sie mir, der ‚Alcibiades', der liegt hinter mir. Ich hab jetzt nur noch einen Gott, einen Ehrgeiz und eine Frau!"

Helm nahm die Hand des Hauptmanns, die ebenso auffallend schön war wie sein Kopf, und drückte sie herzhaft. „Also dann dank ich Ihnen von ganzem Herzen für dieses erlösende Wort! — Das ist also gut. Das ist also — — Da wär jetzt nur noch eine Gefahr —"

Er stockte. Ein tiefsinniges Lächeln ging über sein breitstirniges, eckiges Gesicht.

„Was für eine Gefahr?" fragte Adalbert.

„Sehn Sie, in manchem Hause, in mancher Ehe hab ich das beobachtet! Ein Mann, der gefährlich viel Glück bei den Frauen hatte, wird dadurch zum Zweifler an der weiblichen Tugend. Nun heiratet er. Da liegt die Gefahr. Er zweifelt nun nur zu leicht auch an seiner eigenen Frau. Sie sei noch so rein und unschuldig — er hat so oft erlebt, daß die Reinheit durch männliche Verführung zu vergiften ist, und daß grade die Unschuld, weil sie Unschuld ist, in die Gefahr hineinträumt, bis sie darin vergeht. Er kennt aus zu vielfacher Erfahrung die ‚schwachen Stunden' der Frauen; er weiß, daß für unschuldige Seelen der Teufel nur zu oft wie ein Engel aussieht ... Kurz, da liegt die Gefahr! Ich meine: daß jene — Vergangenheit sich an Ihnen rächen, Sie einmal ver-

leiten könnte, in einem unklaren Augenblick dem Mißtrauen zu erliegen — und daß Sie durch einen ungerechten Zweifel —"

Der Hauptmann, um dessen Lippen es schon gezuckt hatte, wandte den Kopf, so daß Helm sein Gesicht nicht mehr sah, und schien einen schweren Atemzug zu thun. „Warum wenden Sie sich ab?" fragte Helm mit seiner ruhigen Herzlichkeit. „Hab ich Sie gekränkt? Das thäte mir sehr leid."

Adalberts Kopf kam langsam zurück; etwas mühsam lächelte und antwortete er: „Ich könnt Ihnen ja eigentlich erwidern, lieber Freund, daß Sie da wohl — etwas weit gehen ... Das würde mich aber kleiner machen, als ich bin. Ich hasse die Empfindlichkeit! Und vor einem so ehrlichen Freund wie Sie bin ich auch nicht unehrlich. Sehn Sie — es ist ja so! Diese ‚Vergangenheit' — — Aber nein, es war nur so! Es ist so gewesen! All diese tollen Erfahrungen mit den ‚schwachen Frauen' hatten mich so verblendet und verdorben, daß ich wirklich an nichts mehr glaubte; alle, alle sind sie einmal zu gewinnen, dacht ich, so oder so! Bis ich durch Sie Erika kennen lernte, bis ihre goldene Seele — — Aber auch da noch! Auch ihre rührende Herzensreinheit schien mir noch gefährlich romantisch; dieses Gift, dieses greuliche, niederträchtige Gift fraß mir noch am Herzen! Ich bekenne Ihnen — hören Sie — lachen Sie nicht — ich war eifersüchtig auf Sie — Ja, ja, ja, auf Sie. In meiner verdorbenen Frauenphilosophie hielt ich's für unmöglich, daß diese zärt-

liche Liebe Erikas zu Ihnen, diese Vertraulichkeit nichts als kindliche Unschuld sein sollte. Sie waren aus Berlin herausgezogen, in denselben Vorort, in dieselbe Straße, Sie kamen fast täglich in dieses Haus. Freilich oft nur, um im Vorbeigehen guten Tag zu sagen; aber Sie kamen doch. Und wenn Erikas Augen dann so herzlich strahlten — ich sah es zuweilen ... Ja, denken Sie nun, was Sie wollen; ich hab allerlei Böses gedacht. Hab mich selbst gemartert. So, nun ist's heraus! Nun hab ich's vom Herzen! Seit drei Monaten — seit ich zur Vernunft kam — lag mir's auf der Brust. Aber glauben Sie mir auch, ich hab's gebüßt. Ich hab mich verwünscht — verachtet ... Und so wahr ich Erika lieb hab und glücklich machen will, ich bin ganz genesen!"

Helm legte ihm eine Hand auf den Arm, ganz zart. „Alle Achtung vor Ihrer Wahrheitsliebe," sagte er dann mit wenig Stimme. „Wenn man da von Buße reden darf — Sie entschuldigen — so war dieses Bekenntnis wohl die tapferste und die strengste Buße. Was Erika betrifft — ich, ihr bester Freund, sag Ihnen nur noch, heut am Hochzeitstag: Sie haben die beste Frau!"

IV.

Fritz, der Diener des Herrn von Korwitz, kam aus dem Salon, eine Visitenkarte in der Hand. Er zuckte mit den Achseln, als bringe er etwas Unangenehmes, sei aber nicht schuld daran. „Ich kann nichts dafür, Herr Hauptmann," sagte er denn auch. „Ein Herr, der sich gar nicht abweisen läßt, will Sie durchaus sprechen; zwei Minuten, sagt er."

Adalbert nahm die Karte; als er den Namen las, veränderte sich sein Gesicht. „Hm!" murmelte er dann mit äußerer Fassung und wandte sich zu Helm. „Ein alter Freund ... Haben Sie ihm denn nicht gesagt, daß ich hier nicht zu Hause bin?"

„Freilich, natürlich, Herr Hauptmann," erwiderte der Diener. „Er ist aber auf der Durchreise, sagt er, und wenn Sie seine Karte sehen, sagt er, werden Sie ihn sprechen."

„Wenn's ein alter Freund ist," nahm Helm das Wort und lächelte, „Sie sind hier ja so gut wie zu Hause. Ich verlasse Sie ohnedies. Ich mache nur noch einen Versuch, den Damen adieu zu sagen, und ziehe mich dann in mein Nest zurück."

„Um wieder zu arbeiten —"

„Ja. Noch ein bißchen. Sklaven sind wir immer! So lang ich für meine Patienten lebte, hab ich mich manches Mal nach der Freiheit des Gelehrten gesehnt; seit ich alt und kümmerlich werde und die Patienten aufgegeben habe, bin ich der Sklave meiner Bücher, meiner Studien." Er drückte Adalberts Hand zum Abschied. „Aber ein glücklicher Sklave!" setzte er hinzu. — „Alle guten Wünsche!"

Adalbert nickte herzlich dankend; die untersetzte, etwas schwerfällig gewordene Gestalt des Geheimrats ging langsam hinaus. Wie wunderlich! dachte Adalbert, der in der Brust eine Beklemmung fühlte. Er las die Karte noch einmal; unter dem gestochenen Namen „Reinhold Wallneck" stand geschrieben: „Um niemand zu stören, möchte ich dich im Garten sprechen, hinter der großen Laube; ich gehe von der Straße hin. Es ist schnell geschehn!"

„Der Herr ist in den Garten gegangen?" fragte er den Diener.

„Er hat wenigstens gesagt, das wollte er thun."

„Sagen Sie ihm, ich komme sogleich ... Nein, das ist nicht nötig. Ich gehe!"

Er entließ den Diener und trat in den Garten. Die abendlichen Maidüfte kamen ihm entgegen; eine warme, gewitterige Schwüle hatte sie wohl noch mehr als sonst erregt. Was will er? dachte Adalbert, der nur die Schwüle empfand. Wie kommt dieser Reinhold auf einmal hierher? Hätte er erfahren —? — Unsinn. Wie sollt er denn? Das ist nur die elende

Unruhe des Gewissens. Er will mir Glück wünschen, weiter nichts!

Als er an der Laube vorbeiging, sah er Reinhold Wallneck auf dem Kiesweg stehn; das Abendlicht fiel auf sein überraschend bleiches Gesicht, in die schwarzen, glänzenden Augen. Unwillkürlich stand Adalbert still: noch nie hatte ihn dieses Gesicht so sehr an Reinholds südfranzösische Mutter erinnert, die Adalbert noch gekannt hatte; es nahm sich völlig undeutsch aus. Auch der feine Bau des beinahe zierlichen Körpers, in dem lichten Frühlingsanzug, unter dem weichen schwarzen Hut, zeigte nur den Südländer, nichts vom Vater. Reinhold regte sich nicht. Er warf nur noch einen Blick umher; von den Nachbarhäusern und der Straße war hier aber nichts zu sehn, es war ein vollkommen abgeschiedener Platz. Dann stand er wieder da, ohne sich zu rühren, die Hände in den Taschen.

„Guten Tag, Adalbert," sagte er mit äußerer Ruhe. „Entschuldige, wenn ich dich am Hochzeitstag störe; und in einem fremden Haus. Ich komme eben an, gradeswegs von München; ich fuhr zu deiner Wohnung in Berlin, da sagte man mir, du seist h i e r. Und da ich nun noch heute nacht weiterreisen will — und ein paar Worte mit dir zu reden habe —"

„Wozu entschuldigst du dich," fiel Adalbert ihm ins Wort. „Alte Freunde wie wir! — Ich dachte, du wärst noch in Paris, in die Bibliotheken vergraben. Uebrigens, meinen Brief als glücklicher Bräutigam hast du wohl erhalten."

„Ja" — Reinholds Stimme begann auf einmal

zu zittern: „Ja — durch meine Frau. Zugleich hörte ich, sie sei krank geworden; da fuhr ich denn von Paris nach München — und da lag sie — im Fieber … Uebrigens verstellst du dich schlecht. Du siehst mir wahrscheinlich an, warum ich komme; denn wir stehn uns noch immer wie Fremde in respektvoller Entfernung gegenüber — wir, die ‚alten Freunde‘ — und du hast noch keinen Versuch gemacht, mir die Hand zu geben. Das ist wohl das schlechte Gewissen, Adalbert von Wittow.“ Reinhold trat nun doch einen Schritt näher, mit einer plötzlich zuckenden Bewegung. „Ich meine, das Bewußtsein, daß du ein Schurke bist.“

„Reinhold!“

„Bitte, bitte, nicht laut; was ich dir zu sagen habe, ist ja nur für dich. Und ich nehme mich sehr zusammen, siehst du. All meine Fassung, alle Selbstbeherrschung, die ich mir in einem schweren Leben mühvoll errungen habe, alle sogenannte ‚Mannheit‘ brauch ich in dieser Stunde — um in diesem fremden Haus, in das man dich aufnimmt, weil man dich nicht kennt, um dir da nicht in Wut und Verzweiflung an die Brust zu springen, sondern an Rücksicht und gute Sitte zu denken und dir nur so mit halber Stimme zu sagen, daß du — daß du ein elender, treuloser Verführer und ein Schurke bist … Bitte, noch eine Minute. Meine Frau, in ihrem Fieber und ihrer Verstörtheit — vielleicht ward sie krank, weil sie hörte, daß du heiratest — meine Frau hat mir gestanden, daß sie dir vor einem Jahr — — Also kurz, sie hat mir's gestanden. Ich kenne sie nun nicht mehr,

ich seh sie nicht wieder. Ich bin nur noch hierher gefahren, um mich an dir zu rächen; das heißt, was ist Rache! Was kann ein Mensch, der alles verloren hat, einem Menschen anthun, den er nur ein einzig Mal töten, den er nicht in einer Hölle ohne Ende in ewiger Seelenqual ewig vernichten kann!"

Adalbert rang schwer nach Fassung, ohne sich zu bewegen; er fühlte sich erschüttert wie nie; ein furchtbarer Schmerz, der ihm auf der Brust lag, ließ ihn nicht zornig werden und lähmte ihm die Glieder. Reinhold! wollte er jetzt beginnen; er brachte aber den Namen nicht über die Lippen. „Du hast mir unmöglich gemacht," fing er langsam an, „dir so zu antworten, wie ich als Freund dem Freund geantwortet hätte: mit — mit Worten der Reue, der Zerknirschung. Erst vor einer halben Stunde hab ich — — Doch das ist nun abgethan. Daß ich aber kein Schurke war, nur ein — schwacher Mensch, das hätte deine Frau dir sagen können, wenn sie gewollt hätte —"

„Sie hat's gethan!" unterbrach ihn Reinhold. „Dich hat sie nicht angeklagt, nur sich. Immer nur sich! — Aber was flüchtest du dich hinter diese Frau. Du warst ein Mann! Und du warst mein Freund! Und darum bist und bleibst du —"

„Genug!" fiel ihm Adalbert heiser ins Wort. „Ich hab's schon gehört. — Du bist also hergekommen, dich mit mir zu schlagen."

„Dich vom Erdboden zu vertilgen, wo möglich; und da ich dich nicht morden will, so bleibt ja nur

das Duell, das ich sonst verachte. — Ich will noch heute nacht wieder fort. Also auf der Stelle."

Adalbert starrte ihn an, sehr überrascht. „Jetzt? An — diesem Tag?"

„An deinem Hochzeitstag. Was mißfällt dir daran? Mir gefällt das. Ich fänd' es wunderbar gerecht, wenn der Zufall oder die Vorsehung meine Kugel so lenkte, daß sie grade auf der Schwelle deines neuen Glücks, grade vor dem Brautgemach dich so niederwürfe, daß du nicht mehr aufstehst. Oder bist du in deinem Glück zu feig, dich dem auszusetzen —"

Ein wilder Laut fuhr aus Adalberts Kehle; seine beiden Fäuste hoben sich, als müsse er sich auf den andern stürzen, um ihn zu erwürgen. „Unglücklicher!" murmelte er, als er sich leidlich gefaßt hatte. „Du weißt, warum ich nicht — die Kraft habe, dich für deine Schmähungen niederzuschlagen; darum schwelgst du in Schmähungen. Und verhärtest mich mit Gewalt, bis zum Ungeheuer. Gut! So schlagen wir uns! Wann und wie du willst. Eh's Nacht wird. Mir ist alles gleich. Sag, wie du's willst!"

„Zwei Sekundanten genügen, denk' ich," sagte Reinhold mit seiner wilden, aufreizenden Ruhe. „Ich weiß wohl, ihr sollt euch eigentlich nicht so ohne weiteres schlagen, ihr vom Militär; ihr habt eure Ehrengerichte. Davon kann zwischen uns nicht die Rede sein. Du mußt dich schon entschließen, heimlich — — Ich verspreche dir natürlich vollkommene Diskretion. Du kennst meinen Freund Seebach, den Doktor; der verschwiegenste Mensch, den es giebt. Der wartet auf

mich im Wagen mit Pistolen, zwei Straßenecken von hier. Ich hab ihm gesagt, daß du mich tödlich beleidigt hast, die Welt aber nichts davon wissen soll. Das ist ihm genug. Er wird schweigen."

Adalbert nickte, um auszudrücken: ich glaub's.

„Dann sah ich eben den Hauptmann Winterstein — dein Trauzeuge, wie ich höre — als er die Straße entlang hierher ging. Auf den kannst du dich ja wohl ebenso verlassen, wie ich auf meinen Seebach —"

Adalbert nickte wieder.

„Also! Wir sind einig! Er kann dir ja noch einmal als Zeuge dienen. Wir sind hier beinahe wie auf dem Lande, und der Wald ist fast vor der Thür. Uns wird also nichts im Weg sein, denk ich."

„Gut," erwiderte Adalbert zustimmend. „So schieß mich denn nieder!"

„Willst du damit sagen, daß du nicht auf mich schießen willst?"

„Wohin ich schießen will, das ist meine Sache. Daß ich mich vor dich hinstelle, ist dir ja genug."

Reinholds Stimme, so lange ruhig, bebte nun auf einmal wieder: „Woher weißt du das? Wenn ich nun vorbeischieße, denkst du, dann ist es aus? Hab ich dir nicht gesagt, daß du mir mein Lebensglück genommen hast, daß ich mir geschworen habe, mich an dir zu rächen? Ich rate dir, schieß nicht auch vorbei, wenn ich dich fehlen sollte; denn dann werd ich, um meinen Schwur zu halten, dich auf andre Weise zu vernichten suchen ..."

„Zum Beispiel —?"

„Zum Beispiel? — Du hast ja nun auch eine Frau. Man kann die eine so gut verderben wie die andere —"

„Reinhold!" schrie Adalbert auf. „Meine Frau!" — Er stürzte auf den andern zu; es war, als werde seine Hünengestalt die kleine, seine des jungen Gelehrten unter sich erdrücken. Reinhold stand aber furchtlos still; nur seine Muskeln spannten sich. Adalbert griff sich selber an die Brust und blieb wieder stehn. Eine Weile rollten seine Augen, seine Lippen flogen; die empörten Gefühle und Kräfte wollten ihm noch nicht gehorchen. Endlich sagte er tonlos, um etwas zu sagen: „Du — du bist von Sinnen!"

„Wenn ich es wäre," entgegnete Reinhold, „würde dich das wundern? Daß ich heißes Blut und ein verwundbares Herz hab, das wußtest du ja vorher. Aber es ist nicht so, Gott sei Dank; ich bin noch nicht von Sinnen. Erst wenn ich meine Vergeltung habe — dann meinetwegen! — Es ging mir nur gegen die Ehre, dich nicht zu warnen. Triff, so gut du kannst!"

„Ich danke dir," sagte Adalbert zwischen den Zähnen. „Ich schick euch also den Winterstein hinaus, und in zehn Minuten komm ich nach. Ein paar — Verfügungen möcht ich noch treffen —"

„Wie es dir beliebt." — Reinhold ging, er sah den Hauptmann nicht mehr an. „Also ‚auf Wiedersehn' — zum letzten Mal!" sprach er nur noch in die Luft. Dann schritt er an der Laube und ein paar Gebüschen vorbei zu der Thür, die aus dem Garten auf die Straße führte; für Adalbert war er schon verschwunden.

V.

An meinem Hochzeitstag! dachte Adalbert, der stehen blieb, wo er stand. Er fühlte, was seiner gesunden und sonnigen Seele fast nie geschah, daß ihm das Schicksal, das Leben wie ein furchtbarer, alpschwerer Traum auf der Brust lag, nicht abzuschütteln, auch nicht recht zu fassen. Erika! — Reinhold! — Die beiden Namen fuhren ihm durch den Kopf, er mußte sie wieder und wieder denken; immer trafen sie ihn wie ein Schlag aufs Herz. Wie hatte er diesen Reinhold Wallneck, diese merkwürdige Mischung von träumerisch sinnigem Germanen und feurigem Südländer, geliebt! Zumal in den ersten Jünglingsjahren, den weichen ... Einige Augenblicke war ihm gewesen wie damals, als müßte er vor Reinhold niederstürzen und seine Knie zwischen die Hände nehmen und ausrufen: „Reinhold! Bruder! Es liegt ja wie ein Fluch auf mir; ich bereu es ja Tag und Nacht; thu mit mir, was du willst!" Aber Reinholds wilde Worte, seine Feindesblicke ... Adalbert schüttelte das letzte weiche Gefühl von sich ab; er stand nun vor dem Feind,

er faßte sich wie ein Soldat in der Schlacht. Ein Blatt aus seiner Brieftasche reißend, fing er an im Stehen zu schreiben; diesen Zettel sollte man bei ihm finden, falls es übel ausginge. Die ersten Worte standen elend da, mit schiefen und ungleichen Buchstaben; er wartete eine Weile, dann ging es besser. Zuletzt setzte er sich in die Laube und schrieb die letzte Zeile in schönster Gleichmäßigkeit hin.

Er erschrak aber doch bis zum Zusammenfahren, als er plötzlich Erika zwischen den beiden alten Linden des Gartens hervortreten sah, grade auf die Laube zu. Sie war nun im dunklen Reisekleid, das sie schlanker machte als das helle Hochzeitskleid. Es erging ihm seltsam: er hatte ein verrücktes Gefühl, als sei sie ihm in dieser Zwischenzeit verändert worden, nicht nur so von außen; als komme da eine andere Erika, als die ihn vorhin verlassen hatte. „Adalbert!" sagte ihre süße, weiche Altstimme. „Schau her, nun bin ich deine Frau!" Sie deutete auf ihren Anzug und lächelte.

„Ja, ja," erwiderte er nur.

„Bin ich dir so recht?" fragte sie fast kokett. — „Was schreibst du?"

Er faltete das Blatt zusammen. „Ich bin schon fertig," sagte er und steckte es in die Tasche.

„Was?" fragte sie erstaunt. „Du zeigst mir's nicht?" Harmlos lächelnd fragte sie noch einmal: „Ein Geheimnis am ersten Tag?"

„Eine Soldatenfrau, weißt du, muß nicht alles wissen. Würd ihr auch wenig Vergnügen machen;

besonders wenn sie eine poetische Schwärmerin ist wie du." Er war aufgestanden und legte einen Arm um sie. „Liebe Erika!" sagte er herzlich, aber wie eine Sache, die nichts bedeutet. „Ich hab noch einen Gang zu machen, einen dienstlichen."

„Heut am Hochzeitstag?" fragte sie, nun doch sehr verwundert. — „Was hast du? Dein Arm zittert ja."

Er lächelte. „Was du alles fühlst! — In dir zittert's wohl; liebe, thörichte Sensitive —"

„Pfui, nenn mich nicht so!" fiel sie ihm ins Wort. „Das haß ich. Ich will 'ne Soldatenfrau sein und nicht ‚sensitiv'! — Also jetzt, in dieser Stunde willst du mich verlassen?"

„Wenn's dunkel wird, bin ich wieder hier. Und dann hol ich dich und entführe dich. Zum Anhalter Bahnhof und von da nach Leipzig —"

Sie sah vor sich hin und nickte.

„Und morgen weiter: München — Venedig —"

„O mein Adalbert! Venedig. Das wird wie ein Märchen. Ich war noch nirgends. Wenn ich dann auf meinem maurischen Balkon sitzen werde, auf den Canale grande hinausschauen, in meinem eigenen Haus — Erika von Wittow —"

„In deinem eigenen Haus? Auf einen Monat gemietet, die alte Baracke."

„Aber es wohnt dann doch niemand drin als wir! Und wenn am Abend unser Gondolier — — Warum strebst du weg?"

„Ich?" sagte er und löste sich sanft von ihr; sie hatte ihn umschlungen. „Ich muß ja fort."

„Ja! Ich hatt's vergessen. — Wie unnatürlich das ist. — Ich soll auch nicht fragen, wohin?"

Er schüttelte den Kopf. „Die Soldatenfrau fragt nicht."

„Also frag ich nicht. — Ach, mein Adalbert! Wie schön, wenn man weiß, daß er wiederkommt; wenn die Trompeten nicht zum Abmarsch blasen —"

Er drückte sie schnell und heftig an seine Brust: „Erika! Auf Wiedersehn!"

„Hast mir beinah weh gethan," sagte sie zärtlich lächelnd; „so — kriegerisch hast du mich ans Herz gedrückt. — Da kommt Winterstein —"

„Mit dem muß ich fort," warf er hin. „Leb wohl!"

Er ging dem Hauptmann entgegen; sie verschwanden ins Haus.

Erika blickte ihm nach; eine kurze Weile unbestimmt traurig; dann lächelte sie wieder, ohne zu wissen warum. Sie geriet in ein dämmeriges Sinnen, sie träumte; heut war ihr eigentlich alles wie ein halb undeutlicher, süßer Traum. Endlich schlenderte sie langsam dem Hause zu ... „Sensitive"! dachte sie, Adalberts Wort wiederholend. Ich wollte nur nicht, daß er das noch einmal sagte; sonst hätt ich ihn zuletzt noch gefragt: Warum wirst du so feierlich? und warum zittert deine Stimme so? Denn als er mich so an sich drückte, zitterte sie wirklich. — Nun ja! dachte sie dann, sich tiefer hineinfühlend, als sie ins leere Gartenzimmer kam und an der offenen Glasthür stehen blieb. Warum soll sie denn auch nicht zittern — an so einem Tag? Wenn er auch ein Mann

ist — hat er nicht ein Herz, und ein Herz voll Liebe wie ich? Wie der Baum doch auch zittert, wenn ein Frühlingswind durch den Garten geht und die Blätter schüttelt. So ein warmer Wind, ein Schicksalswind . . .

Die Worte klangen ihr süß im Ohr; sie ließ sie gerne weiterklingen, wiederholte sie in einer Art von Gesang, immer wieder, wie das wohl oft geschieht, bewußt oder unbewußt, wenn die so recht geschmolzene, glückumrauschte Seele sich des Denkens begiebt und wie in einer Traumflut schwimmt. „Ein warmer Wind, ein Schicksalswind" wehte durch ihren Traum, wie Musik. Allmählich ward ihr ernst, fromm, andächtig zu Mut; das Schicksal, die Vorsehung, der Himmel wuchsen ihr in ein Gefühl zusammen und zogen ihr junges Herz empor. O mein Schicksal! dachte sie, es mit dem, der es ihr gab, mit ihrem geliebten Gott zusammendenkend. Bist nun da, mein Schicksal? Ich liebe dich; ich danke dir. Ich hab dich so ersehnt; ja, ich bete dich an! Ich bin gar so glücklich! Alle Tage will ich dir nun danken — will dich mir verdienen, jeden Tag aufs neue —

Sie sank langsam auf die Knie, was sie bisher so selten gethan hatte; in den weichen, grauen, rot angeschimmerten Abendhimmel hinausblickend, fühlte sie sich hingezogen, von der Wonne der Andacht erfüllt. Ja, dich mir verdienen, wiederholte sie mit leise gesprochenen Worten, durch alles Gute, das mir im Herzen ist, durch grenzenlose Liebe, grenzenlose Treue — gegen ihn und gegen dich, mein Gott, der ihn mir geschenkt hat!

Herr von Korwitz und Meta kamen vom Vorplatz her; sie hörte es nicht und blieb auf den Knien. Der Oberst stand still. „Betet sie?“ fragte er leise.

„Es scheint so,“ flüsterte Meta.

„Das ist mein gutes Kind!“

Der Oberst wartete eine Weile. Das wär der richtige Augenblick, dachte er dann, um auch als Vater noch ein paar gute Worte zu dem Kind zu sprechen; so ein paar väterliche Lehren zum Abschied, für den Lebensweg. Er räusperte sich und trat langsam näher. Erika stand auf.

„Meine gute Tochter!“ fing er an, etwas feierlich.

„Lieber Vater?“ sagte sie und heftete die dunklen Augen auf ihn, die sich ein wenig gefeuchtet hatten.

Das ist doch des Teufels! dachte Korwitz; wenn sie mich so ansieht, mit den großen Augen, so verlier ich das richtige, stramme Gefühl der Autorität! — Er schlug einen etwas leichteren Ton an, obwohl ihm das nicht recht war: „Ich hör eben, dein Mann ist noch ausgegangen.“

„Ja, mein lieber Vater. Er kommt bald wieder. — Wo habt ihr Hanna gelassen?“

„Die sitzt in deinem Schlafzimmer,“ antwortete Meta, „auf deinem Bett, und wahrscheinlich heult sie.“

„Lassen wir sie,“ sagte Korwitz mit Würde. „Wir müssen uns wie vernünftige Menschen in den Abschied — die Trennung —“

Der kleine Oberst ward schon wieder weicher, sein Tenor verlor die feste Haltung.

Erika umarmte ihn: „Ach, mein guter Vater! — Ich hab euch so lieb; aber ich bin so glücklich!"

„Weiter wollen wir ja auch nichts," erwiderte Korwitz, dessen Rührung zunahm; „das hören wir ja so gern. — Bist wohl auch bei uns glücklich gewesen — du Mädel du —"

„Immer, immer, Vater!"

„Na, das Glück marschiert nun mit dir in ein anderes Quartier. Auch da wird dir's treu bleiben — wenn du die Lehren beherzigst, die dein — väterlicher Freund —"

Erika unterbrach ihn, indem sie ihn streichelte: „Du hast mir die Lieder eingepackt, nicht wahr?"

„Ja, mein Kind, das hab ich." Er nahm einen neuen Anlauf: „Du wirst immer bedenken, mein ich, daß dein neues Leben —"

Sich an ihn schmiegend, mit ihrem töchterlich-mütterlichen Lächeln nahm sie wieder das Wort: „Ich laß dich nun in Metas Obhut, mein geliebter Vater; aber ich hab keine Sorge: sie ist ein so kluges Kind — und du bist ein so guter Vater. In deiner Liebe und Weisheit wirst du ihr ja nie schwere Tage machen —"

„Ich? Meinem Kind?" fragte er etwas erstaunt. „Was verstehst du denn unter schweren Tagen —"

Erika küßte ihm das letzte Wort von der Lippe weg. „Ich sag nur so; aus Liebe! Wenn ihr nun beide beim Schachbrett sitzt — nicht mehr wir drei; ach, das war so schön! — dann wird dir's darum im Haus doch nicht öde werden; wirst nicht wieder hinausflattern und das Kind allein lassen —"

„Du Närrin!" antwortete Korwitz, etwas verlegen lächelnd. „Warum meinst du —? Wo denkst du hin?"

„O, ich werd oft zu euch kommen, Vater; ich und mein Mann! Wenn er abends etwa fragt: ‚Wohin?' dann werd ich ihm sagen: ‚Wohin? In unsern Klub!' Denn dieses Haus wird dann unser Klub. Du der Präsident, Meta dein Intendant. So oft ich neue Duette bekomme, sing ich sie mit dir. Adalbert liest dir seine neuen militärischen Schriften vor; wir Mädchen sitzen dabei und langweilen uns —"

„Mädchen!" rief Meta dazwischen. „Du gehörst nicht mehr zu uns; du bist Männersklavin."

„Ja," sagte Erika mit sehr zufriedenem Lächeln, „meine Knechtschaft beginnt!" Sie schmiegte sich wieder an Korwitz: „Ich fürcht mich nicht; ich hab den besten Vater gehabt, ich werd auch einen guten Mann haben. Und du — da deine dumme Meta, die sich für so klug hält, nichts von den Männern wissen, sondern immer bei dir bleiben will, so wirst du ihr alles sein: Vater, Gatte und Kind — und sie nie verlassen!"

Der Oberst betrachtete ihr weiches Lächeln, in dem so viel Ernst war, und lächelte unsicher mit. „Ja, gewiß, das werd ich; das werd ich. Versteht sich das nicht von selbst?" Nach einem flüchtigen Kuß auf ihre Wange richtete er sich in geschlossener Haltung auf: „Nun lassen wir aber die Sentimentalitäten, meine lieben Kinder; kehren wir in die nüchterne Wirklichkeit zurück! Ich habe —" Er suchte einen Vorwand,

um diesem Gespräch ein Ende zu machen. „Ich hab noch einige Papiere herauszusuchen, die ich deinem Mann übergeben will.“

„Damit eilt's ja nicht!“ rief Erika.

„Sagst du das einem alten Soldaten? Ordnung und Pünktlichkeit!“

Er ging stramm aus der Thür.

Meta lächelte wie ein Schelm. „Du hast den Vater ganz aus dem Text gebracht! Er wollte dir offenbar noch 'ne kleine Rede halten, und du hieltst ihm eine.“

Erika antwortete nichts; sie träumte vor sich hin.

„Woran denkst du, große Schwester?“

Erika blickte auf, ein schwärmerisches Lächeln verklärte sie. „An nichts Böses, kleine Schwester.“

„Weißt du, wie du mir vorkommst?“ fragte Meta, nachdem sie ihr Köpfchen mehrmals geschüttelt hatte.

„Ich kann mir's schon denken.“

„Wie wenn du durch ein unglückliches Naturereignis deinen gesunden Menschenverstand verloren hättest und dich nun freiwillig in die Sklaverei verkauftest.“

Erika nickte ernsthaft: „Die Liebe ist auch ein Naturereignis. Das verstehst du noch nicht, kleine Schwester.“

„Werd's auch nie verstehn!“

Meta trat nun aber zu Erika, ihre grauen Schelmenaugen wurden zärtlich: „Aber ich liebe dich; — aus Mitleid; — da hast du einen Kuß! Jetzt geh ich in die Wirtschaft, als deine Nachfolgerin.“

Sie ging mit drolliger Wichtigkeit; mit einem Ruck kehrte sie aber wieder um: „Nein, ich muß dir erst noch einen wirklichen Kuß geben; nicht aus Mitleid, sondern aus Dankbarkeit. Ja, Erika, ich danke dir. Jetzt mein ich es furchtbar ernst! — Warst immer gut zu mir; wie 'ne zweite Mutter; zwar nur drei Jahre älter, aber zehn Jahre vernünftiger als ich. Hast so viel Geduld gehabt mit meinen Schwächen und Fehlern, wie sie nur ein Engel hat. Jetzt nicht widersprechen. Ich wünsche dir viel, viel Glück!"

Sie küßte sie mit plötzlicher Leidenschaft. Dann sich die Haare aus der Stirn streichend, in ihrer Bewegung lächelnd, drehte sie sich herum. „Nun sag ich auch wie Vater: Lassen wir die Sentimentalitäten, kehren wir in die nüchterne Wirklichkeit zurück!"

VI.

Meta war gegangen, Erika war schon lange allein; im Zimmer ward es allmählich dunkel, über dem Garten schimmerte noch das verblassende Abendrot, das sich über den halben Himmel zog. Die junge Frau sehnte sich, Adalbert möchte wiederkommen; sie wunderte sich, daß er noch immer nicht kam. Und doch war auch etwas wunderlich Süßes in dieser letzten Einsamkeit; gleichsam eine letzte Frist vor dem erschreckenden Uebermaß des Glücks, vor dem sie jungfräulich zitterte. Sie sah die Nacht, ihre Hochzeitsnacht, tiefer und tiefer sinken; diese gefürchtete Nacht... Meta, dachte sie, die wird heut abend wie sonst ruhig und gemütlich in ihr Schlafzimmer gehn, und wird vor dem Spiegel ihre Haare kämmen, und mit ihren lustigen Nixenaugen ihr lächelndes Spiegelbild anschauen und sich ein Liedchen summen. Ich aber, ich werd jemand angehören — für immer! und ganz! — Nun wollt ich, es läuteten wieder die Kirchenglocken, die mir heut mittag so feierlich ins Herz klangen; oder eine Orgel sing' da hinten in der Ecke an und

machte zu diesen Schauern, die mich überlaufen, ihre Himmelsmusik — wie wenn mir einer von oben zuriefe: Es ist Gottes Wille! Dann würd ich ja ruhig die Hände falten und —

Sie hörte ein Geräusch, und tief erregt, wie sie war, fuhr sie zusammen. Es waren Adalberts Schritte auf dem Kies, er kam durch den Garten. Er war in einen Mantel gehüllt, obwohl der Abend mild war. Auch schien er ihr bleich, ernst, ja finster; doch konnte auch das Zwielicht täuschen. Als er in die Thür trat, hatte er eine Art von Lächeln. „Ich bin's!" sagte er, doch fast ohne Stimme.

„Endlich! — Hast mich zum erstenmal erschreckt," erwiderte sie. „Bist du wieder da!"

„Du siehst."

„Und im Mantel? An so 'nem Abend?"

„Hab ich ihn noch?" Er warf ihn mit einer hastigen Bewegung ab. „Mich — fröstelte etwas. Es ist Wintersteins Mantel, glaub ich. Wir fuhren im Wagen wieder her —"

Er ging durch das Zimmer.

„Woher denn?" fragte Erika schüchtern.

„Gleichviel," warf er hin. — „Nicht weit."

Erika ging zu ihm. Harmlos besorgt sah sie ihn an. „Deine Stimme ist so matt und tonlos."

„Von der — Eile, scheint mir. Willst du mir ein Glas Wein geben, liebe Erika?"

„Im Augenblick!" Sie eilte in ihrem leichten Gang hinaus.

Adalbert starrte auf den Boden; wie um fester

oder ruhiger zu stehen, stemmte er sich an. Da er sich allein sah, brach sein ruheloses Denken in einem geflüsterten Murmeln hervor: „Keine Gefahr, sagen sie; sterben wird er nicht!“ Es mißfiel ihm nun aber doch, daß er seine Stimme hörte. Bei alledem, dachte er lautlos, ist mir zu Mut, als hätt ich eine erbärmliche Rolle gespielt — daß ich auf ihn schießen konnte ... Seine Augen sahen mich so blutgierig an; da kam es auch über mich — wie in der Schlacht — Leben gegen Leben! — und die Kugel flog. — Das wird eine Hochzeitsnacht ...

Er lechzte nach einem raschen Trunk. „Kommt der Wein?“ fragte er, als er Schritte hörte. Es war aber noch nicht Erika; Anton, sein Bursche, trat aus dem Garten ein, etwas Weißes in der Hand.

„Du bist's?“ sprach er ihn fast flüsternd an.

„Zu Befehl, Herr Hauptmann —“

„Nicht so laut! Was hast du da?“

„Von Herrn Hauptmann Winterstein dies Billet. Er sagte, Sie wären hier im Gartenzimmer; da bin ich gleich durch den Garten —“

„Gieb her,“ unterbrach ihn Adalbert. „Geh nur. Es ist gut!“

Anton ging in den Garten zurück; eben kam auch Erika wieder, die eine Flasche Wein und ein Glas auf einer Platte trug. „War das dein Anton?“ fragte sie.

„Ja,“ antwortete er, wandte sich von ihr ab und öffnete das Briefchen. Geschwind überflog er es: „Der Doktor ist gekommen und behauptet: Durchaus keine

Gefahr. Kugel im Arm. Knochen verletzt, aber wenig. Heilung in drei, vier Wochen. Absolute Diskretion." Adalbert atmete erleichtert auf. Die Kugel war also nicht weitergegangen ... Ich möcht ihn auch nicht getötet haben, dachte er; lieber selber tot!

Erika hatte eingeschenkt und kam mit dem vollen Glas zu ihm; da sie ihn in sich versunken sah, berührte sie ihn an der Schulter. Er fuhr leicht zusammen. „Was willst du?" fragte er.

„Du wolltest ja trinken."

„Ja. Ich danke dir."

Er stürzte den Wein hinunter. „Mein altes Mittel," sagte er dann lächelnd, „gegen jede Störung. Nur ein paar Augenblicke möcht ich mich setzen; dann Abschied nehmen, Abfahrt!"

„Ach, mein Adalbert!"

Sie ließ sich neben ihm auf die Knie nieder, da er auf einen Stuhl sank, und lehnte sich gegen ihn.

„Was willst du?" fragte er wieder, wie durch ihre Berührung aus seinen Gedanken aufgeschreckt.

Etwas befremdet sah sie zu ihm hinauf. „Du weichst vor mir zurück? Es kam mir nur so, mich an dich zu schmiegen —"

„Ja, ja," sagte er rasch. „Thu das, Kind. Ich wär vor dir zurückgewichen? Närrin! Fällt mir ja nicht ein. Lehn dich an mich; so." Seine Hand glitt liebkosend über ihr schwarzbraunes, weiches Haar. „Gute Erika!" murmelte er, an ihr vorbei in die Luft starrend. Er sah sich wieder in der versteckten Senkung im Wald; er sah Reinhold die Hand an den

getroffenen Arm legen, stumm wie ein Bild. Im nächsten Augenblick war ihm gewesen, als stünde Reinholds Frau daneben, und als schüttelte sie den Kopf ... Hätt' ich sie nie gesehn! dachte er.

„Adalbert! Woran denkst du?" hörte er seine eigene Frau nun leise fragen. „Du bist nicht bei mir!"

„Doch, doch!" erwiderte er und strich wieder sanft über ihren Scheitel. „Wo wär ich denn sonst als bei meiner — — Aber um ein Glas Wein möcht ich dich noch bitten."

„Ja freilich. Verzeih!"

Sie stand auf und schenkte wieder ein.

Er blickte ihr nach; wenn du wüßtest! dachte er; arme Erika. Ein sonderbares Frösteln kam wieder, das er nie gekannt hatte. Aber er fühlte doch, mit welcher aristokratischen Anmut und zugleich wie rührend weich und liebevoll die junge Gestalt wieder auf ihn zu trat, das gefüllte Glas in der Hand.

„Stärke dich, mein Liebster," sagte sie und hielt es ihm hin.

„Ei, wie hold das klingt," erwiderte er lächelnd. Er dankte ihr mit den Augen und trank. Sie stellte das leere Glas wieder auf den Tisch. „Komm," sagte er zärtlich, „lehn dich so an mich, wie vorhin. Ganz, ganz nahe. So!"

Sie drückte den Kopf gegen seine Brust, wieder glücklich. „Ei, wie hold das klingt, sage ich wie du! Jetzt bist du wieder gut; vorhin — — weißt du, vorhin klang deine Stimme so rauh. Als du ‚Närrin'

sagtest. Ach, sei immer sanft mit mir! Es thut mir so gut. Und — ich bedarf's, Adalbert. Vergieb!"

Er streichelte sie. „Ja, ihr zärtlichen Seelen —"

„Ich bin verwöhnt, Geliebter! Sieh, meine ganze Kindheit war so glücklich, so voll Lieb' und Güte; und auch als die Mutter starb — an Liebe, an Freundlichkeit hat mir's nie gefehlt. Nie hat man hart oder unhold zu mir gesprochen; auch der Vater nicht. Mein junges Herz — verstehst du — es war so frei wie der Vogel im Wald; und darum that's auch seine Pflicht so gern, so fröhlich. So laß mich auch dir, mein geliebter Mann, ohne Zwang, ohne Druck, in freier Liebe dienen!"

„In freier Liebe," wiederholte er, von dem Wort getroffen. Er lächelte gezwungen, verstört: „Ein gefährliches Wort!" Auf einmal sah er wieder Reinhold vor sich, wie er da hinten im Garten stand und drohte: „Du hast ja nun auch eine Frau!" — Und wenn er geheilt sein wird, dachte Adalbert; und wenn er sich dann an seinen Racheschwur erinnert —

Es trieb ihn vom Stuhl, er stand auf.

„Was ist dir?" fragte Erika verwundert. „Du antwortest mir nicht. Du hörst mich nicht." Sie erhob sich auch. „So hab ich dich noch nie gesehn!"

„Und du wunderst dich," murmelte er. „Ja, mein gutes Herz! So geht's. Mannesleben ist nicht Frauenleben. Da giebt's Unruhe — Langweilereien — Stürme und Gewitter. Mußt dich daran gewöhnen, Kind. Warst ja zu Hause immer die Vernünftigste; darum hab ich dich ja auch genommen ..." Er sah

ihr scherzend in die Augen; dann zog er sie aber an sich heran und drückte sie heftig. „Erika!“ sagte er gegen ihre Stirn, gegen ihre Schläfe. „Du hast mir heut dein Wort gegeben. Halt es, Erika! Steh immer so fest zu mir wie in dieser Stunde. Sei mir treuer, als je ein Weib war; treu in jedem Gedanken, jedem Atemzug. Mit dankbarer Liebe ohne Ende will ich dir's vergelten!“

Erika starrte ihn an, sie verstand ihn nicht. „Ja, zweifelst du denn?“ fragte sie nach einer Weile. „Könntest du denn zweifeln?“

Er schüttelte den Kopf, schon wieder gefaßt. „Ach, was sprichst du da! Kind, wie könnt ich zweifeln! Es war nur so ein Gefühl — versteh mich recht, süße Erika. So ein eigenes, feierliches Gefühl; da du nun mein Weib bist — meine Ehre — mein Glück! — Gehn wir; es wird Zeit.“

„Du sagst es ohne Freude,“ antwortete sie, von Befremdung überschauert.

„Nein, nein! Was du alles fühlst. Meine ganze Seele — glaub mir doch — ist voll Glück. Zuweilen klingt nur unsre Freude nicht leicht und hell, wie Flöten oder Trompeten — sondern schwer wie Glocken. Das thut ja nichts. Auch das ist ja gut. Du bist das Beste, das Schönste, das ich habe —“

„O, dann ist's gut!“ rief sie und warf sich ihm an die Brust.

Er küßte sie. Er lächelte ihr zu, übertrieben heiter. „Und nun sagen wir den Deinen Lebewohl — und miteinander in die Welt hinaus!“

„Ja,“ erwiderte sie. „Aber lächle nicht; lieber so ernst wie vorhin, als — dieses Lächeln. — So komm!“ Sie nahm seinen Arm. Ihn von der Seite betrachtend, ihren ernsten Mann, wiederholte sie sich seine Worte: „Sondern schwer wie Glocken.“ Ja, dachte sie, zu ihrer andächtigen Stimmung zurückkehrend, ich will denken, ich hörte die Glocken läuten!

So gingen sie zum Abschiednehmen.

VII.

Nicht viele Orte mögen besser dazu taugen, den schönen Traum der Hochzeitsreise zu träumen, als die traumhafte Lagunenstadt. Berge und Wälder fehlen freilich, und das süße Schlendern an mitplaudernden Bächen und durch stille Thäler; aber wenn sich, wie in den Flitterwochen, das Leben mit der Maske des Märchens schmückt, ist gut in Venedig sein, das selber das Märchen unter den Städten ist. Erika hatte recht: wenn sie morgens auf ihren „maurischen" Balkon trat und auf den großen Kanal hinaussah, nach Santa Maria della Salute hinunter, zu den wunderlich schönen Palästen hinüber, an der gewundenen, glitzernden Wasserschlange entlang, auf deren Rücken die schwarzen Gondeln wie Särge schwammen — wunderbare Stille — kein Wagen rollt — nur die warnenden Rufe der Gondoliere aus den Seitenkanälen heraus — ein riesenhafter, märchenhafter Friedhof das Ganze — aber in so schönem Licht, wie sie es nie gesehen; und sie selber so jung und so lebendig, so sonnig, so glücklich — ja, dann fühlte sie, daß sie aus einer Welt

in die andere gekommen war, daß ihre Hochzeitsreise sie wirklich in „die Fremde“ entführt hatte. Es war ein „ganz echter, alter Palazzo“, wie sie sich mit kindlich stolzer Freude sagte, wenn sie sich auf die Balustrade ihres Balkons lehnte und den Marmor fühlte. Schon ein Jahr lang hatte er leer gestanden, seit dem Frühjahr 1885; ein junger deutscher Arzt in Venedig, Doktor Wehner, den Adalbert kannte, hatte ihn dem jungen Paar für einen so kurzen Aufenthalt nicht übermäßig teuer verschafft. Einen ergrauenden Gondolier hatte er ihnen dazu gemietet; ihn gebrauchten sie als Diener, seine Tochter für den Hausdienst. So lebten sie wonnevolle, zuweilen heiße, doch vom Wasser gekühlte Maitage hin. Es waren ihrer schon vierzehn vergangen, Erika fühlte mit beginnendem Schreck: eines Tages ist der Traum vorbei!

Und wie wird es dann daheim? dachte sie. Eines wunderte sie an ihrem Mann: daß er so gern einmal eine Stunde allein war, schon jetzt, auf der Reise, in den Flitterwochen; daß er zuweilen so tief und so plötzlich in sich versank. Es ging dann aus seinem schönen Gesicht alle Freude weg; und auf einmal fühlte sie sich auf der Welt allein. Ihr empfindliches Selbstgefühl litt; bin ich ihm doch nicht ganz die Rechte? fragte sie sich dann. Hatte er sich's schöner gedacht? — Eines Morgens kam eine Ueberraschung, die das schlimmer machte: Meta erschien, die den Vater und ein paar Berliner Tanten zu einer kleinen Rundreise nach Oberitalien angestiftet hatte und ihnen in Verona „durchging“, um das junge Paar in Venedig

zu überfallen. Sie kam nur mit kleinem Handgepäck und auf ein paar Tage; Adalbert verfinsterte sich aber mehr, als Erika hätte denken können, und zog sich nun vollends auf sich selbst zurück. Bald ein körperliches Mißgefühl vorschützend, bald auch ohne Grund, ließ er die Schwestern allein hinausziehen, in ihrer Gondel oder zu Fuß, und sich an Venedig „berauschen"; er saß stundenlang in seinem Zimmer, am Fenster oder auf dem Balkon, mit seinen Zeitungen und Büchern oder mit seinen Gedanken beschäftigt.

Zwei Tage waren so vergangen; es wollte wieder Abend werden, Erika und Meta waren zur Riva degli Schiavoni gewandert und noch nicht zurück, Adalbert träumte im Lehnstuhl, in Erinnerungen oder Erwartungen versunken. Pietro, der Gondolier, kam mit der Post; es waren nur Zeitungen. Er übergab sie und ging, in seiner leisen, fast geräuschlosen Weise. Schon manches Mál in diesen Wochen hatte Adalbert seine Berliner Zeitung mit einem bestimmten, unruhigen Gedanken geöffnet, unter den kleinen vermischten Nachrichten eine persönliche Erleichterung gesucht; sie war bis heute ausgeblieben. Diesmal dachte er an nichts, als er von dem Blatt die Schleife löste; plötzlich fiel sein Auge auf den Namen, der so oft seinen Glückstraum störte. „Reinhold Wallneck" — da stand's! „Doktor Reinhold Wallneck, der junge Historiker, ist so ziemlich von der Wunde genesen, die er bei dem rätselhaften nächtlichen Mordversuch erhalten hatte, der vor einigen Wochen Aufsehen machte. Er ist zur Fortsetzung seiner Forschungen nach Paris

zurückgekehrt." Nach Paris! dachte Adalbert, so recht wohlig aufatmend. Dann war mancher ungemütliche Augenblick umsonst! — Ein „nächtlicher Mordversuch". Ob wohl viele so fromme Lügen in der Zeitung stehen? Möge er denn in Paris lange, lange bleiben — und mögen wir uns niemals wiedersehn! — Daß Reinhold damals nach Paris ging, fiel ihm ein, das war sein Unglück .. Für vier Monate und allein; er wollte Johanna nicht mitnehmen, weil sie ihn bei seinen Studien störte; sie ward eifersüchtig auf diese Studien, und wohl auch auf Paris. Immer seh ich sie, wie sie an dem verhängnisvollen Abend, vom Fenster her, mich anstarrte; sie hatte geweint. Ihre Augen glühten. Nie war ihr Ausdruck so leidenschaftlich gewesen — so interessant — so gefährlich. Ich hörte dann, wie sie seufzte, wie sie murmelte: O, wie bin ich einsam! Und als müßt ich sie trösten, nahm ich ihre Hand; die Hand war zu warm ...

Er drückte die Augen zu. Als ich dann von ihr ging, dachte er, aus diesen Erinnerungen auftauchend, da sagt ich mir, während mir das Herz so gegen die Rippen schlug: Wenn diese Frau so fallen konnte, welche wird dann nicht fallen?

„Mein Adalbert!" hörte er Erikas Stimme. „Wieder in Gedanken?" Die beiden Schwestern traten in sein Zimmer; beide in lichten Sommerkleidern, beide von dem warmen Tag reizend durchglüht und beide hübsch, auch der „Störenfried". Es lag nur eine gewisse nervöse Unruhe auf Erikas Gesicht.

„Ah! Seid ihr da!" sagte Adalbert, seine

Züge aufhellend. „Ich in Gedanken? Ich las die Zeitung.“

„Die liegt ja auf der Erde,“ entgegnete Erika; sie ging und hob sie auf.

Meta trat heran, das neugierige Näschen vorstreckend. „Woran hast du gedacht, Schwager?“

„Bist du denn ganz unverbesserlich?“ fiel ihr Erika in die Rede. „Adalbert, antworte ihr nicht!“

„Warum soll er mir nicht antworten?“ sagte die Kleine unerschrocken. „Hat er denn so schlechte Gedanken, daß er sie verschweigen muß?“

„Ja,“ erwiderte Adalbert, der Erika im Arm hielt; „ich dachte an dich.“

„Ach, das wär nur dumm, nicht schlecht! — Uebrigens, ich muß dich noch was fragen, wenn Erika auch ihr strenges Gouvernantengesicht aufsetzt. Warum entziehst du uns so oft deine holde Gesellschaft, Schwager? Ich komm auf den schrecklichen Gedanken, daß ich daran schuld bin; daß wir so viel ohne dich ausgehen müssen, weil meine Wenigkeit mit dabei ist.“ Sie sah ihm treuherzig kleinlaut ins Gesicht: „Bin ich dir unangenehm? Hab ich 'ne Dummheit gemacht?“

„Was für eine Dummheit, holde Schwägerin?“ fragte er sehr freundlich.

„Daß ich den andern ausgekniffen bin, um ein paar Tage mit euch zu sein, eh wir an die italienischen Seen gehn. Ach Gott, ich will euch nur gestehn, ich hab dem Vater die ganze Rundreise eingeredet, weil ich euch überfallen wollte. Erstens aus

Sehnsucht nach der da; wir hatten uns ja noch nie getrennt. Und dann war ich so neugierig, so ein paar Flitterwöchner, so ein richtiges Hochzeitsreisepaar zu sehn: wie sich das benimmt! War das taktlos? Sag's ehrlich!"

„Ganz ehrlich?" fragte Adalbert mit neckendem Ernst.

„Ja. Ganz."

„Der Gedanke war naiv, die Ausführung selbstverständlich, die Reue liebenswürdig; und das Ganze in deinem Charakter, also eine organische Notwendigkeit."

„Da haben wir endlich 'mal eine ausführliche Antwort!" Meta, niedergeschlagen, aber doch noch heiter, gab ihm die Hand. „Ich danke dir, Adalbert. Armer Schwager. Uebermorgen kommt der Vater, um mich abzuholen, dann wirst du von mir befreit!"

„Bis dahin sind wir aber gute Kameraden —"

„Topp!" sagte sie. „Du bist doch ein edler Mensch! — — Liest du jetzt diese Berliner Zeitung?"

Er schüttelte den Kopf.

„Ach, dann gestatte, daß ich sie mitnehme, um einmal hineinzugucken; und verzeiht, wenn ich euch verlasse. Es ist mir ein seelisches Bedürfnis, eine Weile allein zu sein. — Addio!"

Mit drolligem Ernst ging sie aus der Thür. Auf der Schwelle sah sie aber noch zurück, und ihre Spitzbubenaugen schienen zu sagen: Das hab ich einmal gut gemacht!

Adalbert blickte ihr erheitert nach. „Ja," sagte er, „wenn jedes fünfte Rad am Wagen so von selbst

davonliefe — was wär's für ein Segen." Er zog Erika an sich und küßte sie herzlich. „Ich hab wieder ein Weib! und bin wieder glücklich!"

Sie lächelte ihn an: „Glaubst du?"

„Ja — Und du? Wo warst denn du mit deinem Herzen diese ganze Zeit?"

„Mit meinem Herzen? Das will ich dir sagen. Ich hielt es am Faden, das arme kleine Herz, ließ es so hin und her flattern — wie zuweilen die Kinder mit den Käfern thun. Da sah ich, daß es immer wieder den Canale grande entlang flog und zu einem Eckhaus, neben einem kleinen Kanal; und zu diesem Fenster hinein. Ich zog es aber an dem langen Faden immer wieder weg, zum Markusplatz —"

„Wart ihr so lange auf dem Markusplatz?" unterbrach er sie.

„Ach, du dummer Mann; jemand so im Dichten zu stören. Ich brauch ja die Tauben, die auf dem Markusplatz leben; darum ging ich eben dahin. Da flog dann das kleine Herz mit den Tauben umher, und ich hört es leise singen: ‚ich lieb ihn!' und ‚ich bin glücklich!' und solche Thorheiten mehr. Eine Zeit lang hört ich ihm zu; dann — dann sang ich auch. Weißt du, was ich sang? Wir Menschen sind doch wirklich komische Geschöpfe. Wie die Deutschen, wenn sie recht vergnügt beisammen sind, so gern anfangen: ‚Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, daß ich so traurig bin,' so summte ich in meinem Glück das melancholische Lied, das ich vom Vater gelernt und das ich so gern hab: das ‚Vorrei morir'! An der Piazzetta zogen

die schwarzen Gondeln vorbei, dazu klang es so traumhaft schön: Vorrei morir nella stagion dell' anno —"

„Nein," unterbrach sie selber ihren leisen Gesang. „Jetzt nicht! Jetzt dich küssen, und so halten, und leben!"

Sie lag in seinen Armen, nach dieser langen Trennung doppelt glücklich. „Küssen, ja!" erwiderte er und drückte den Mund auf ihre Lippen; „aber dann auch singen. Für selige Leute wie wir klingt so 'ne edle Schwermut schön. Sing mir dein Vorrei morir!"

„Nein, nein."

„Ich befehl es!"

Sie lächelte in sein lächelndes Gesicht: „Dann muß ich gehorchen. — Weißt du noch, Geliebter, als du zum zweitenmal in unser Haus kamst — das Mal ohne Helm — da sangen es mein Vater und ich, auf deutsch."

Sie sang leise, allmählich lauter, mit ihrem wohlklingenden, beseelten Alt:

Ich möchte sterben in des Jahres Blüte,
Wenn lau die Luft ist und der Himmel heiter,
Wenn sich die Schwalben ihre Nester bauen,
Wenn sich die Erde schmückt mit neuen Blumen.
Ich möchte sterben, wenn die Sonne sinket,
Wenn auf der Wiese schon die Veilchen schlafen;
Die Seele kehrte gern zum Himmel wieder
Im holden Lenz und wenn der Tag verscheidet.
Vorrei morir! Vorrei morir!

„Hm!" murmelte Adalbert nach einer träumenden Stille. „Soll ich wünschen, dann möcht ich nur auf dem Schlachtfeld sterben; wenn die Trom-

peten blasen. — Aber nun genug vom Tod. Das ist schöner, weißt du, dein süßes, blühendes Leben so am Herzen zu fühlen; das mich so anduftet — du — du mein Sommertag!"

„Ich dein Sommertag?" fragte sie, mit geschlossenen Augen in seinen Armen liegend, lächelnd, aber wie aus dem Traum.

„Ja. Ein Sommertag. Dein glückseliges Lächeln wärmt mich wie ein Sonnenstrahl. Dein Atem — dein Atem ist wie der italienische, Goethesche ‚sanfte Wind, der vom blauen Himmel weht'. Deine Augen —"

„Was sind meine Augen?" fragte sie, da er stockte, und schlug sie voll und groß zu ihm auf.

„Das will ich dir sagen; wenn ich auch kein angestellter öffentlicher Dichter bin. Deine Augen glänzen wie dunkle Schmetterlinge, die auf Rosen ruhen —"

„Ah!"

„Erika!" flüsterte er. Ihm ging plötzlich wieder durch den Sinn, was er in der Zeitung gelesen hatte: „Reinhold Walleck ist nach Paris zurückgekehrt." Es ward ihm so sonnig zu Mut.

„Was ist?"

„Ich bin glücklich. So zufrieden glücklich bin ich, Erika. Vorrei vivere! Ich will leben! Lange! Mit dir!"

„Mach ich dich glücklich?" fragte sie leise, vor Freude schauernd. „Ist's wahr? Ach, du! Ach, du mein — —" Ein flüchtiger Seufzer zitterte durch ihre Kehle.

„Seufzen?" fragte er verwundert. „Worüber denn?"

„Ach," flüsterte sie, — „hätt dich nie, nie eine andere vor mir beglückt! Wär ich ganz allein — — Aber das ist nun so. Das muß ich tragen. Wenn ich dein Sommertag bin, so darf der Sommertag ja nicht wünschen: wär doch kein Frühling gewesen vor mir! — Ich will zu meinem Trost denken: es war ja Glück, das du andern gabst; und die arme Welt braucht so viel Glück. Nie wirst du Eine elend gemacht haben, du mein Adalbert! Nein, das nur zu denken, wär Sünde —"

Sie fühlte, daß sie nicht mehr still lag, daß seine Arme, seine Brust sich unruhig rührten. „Hm?" fragte sie. „Was ist dir?"

„Nichts," murmelte er. „Du Grüblerin."

„Grüble ich zu viel? Ich sag ja: das nur zu denken, wär Sünde. — Ich hielt' es auch nicht aus, das zu denken. Das würde mir wie Feuer aufs Herz fallen und mein Glück verbrennen!"

„Nun, dann denk es nicht," sagte er, auf sie niederlächelnd. Er richtete sie aber auf, erhob sich und ging ins Zimmer hinein.

Sie sah ihm nach. „Warum stehst du auf?"

„Warum?" Er horchte. „Weil ich das fünfte Rad wieder rollen hörte."

Er trat in einen Winkel, die glatte Ruhe seines Gesichts wieder herzustellen. Und wenn ich ihr nun diese Geschichte je erzählen wollte, dachte er, wo bliebe dann ihre Liebe zu mir?

VIII.

Meta kam herein; Adalbert hatte recht gehört. Sie hatte die Zeitung in der Hand, mit der sie in ihr Zimmer gegangen war, und schüttelte den Kopf. „Das versteh ich nicht," sagte sie. „Das ist ja Unsinn! ‚Nach Paris zurückgekehrt' steht da. ‚Doktor Reinhold Wallneck'. Und er sitzt in Venedig!"

Adalbert fuhr mit dem Kopf herum. „Reinhold Wallneck? Hier?"

Erika winkte heimlich, mißbilligend; nun schlug die Kleine sich auf den Mund. „Das hab ich wieder gut gemacht! Wir sollten ja noch schweigen. Er wollte dich überraschen —"

„Reinhold Wallneck?" Adalbert sah die beiden Schwestern an, suchte sich in aller Eile zu fassen; der tiefe Schreck grub sich aber doch in sein Gesicht. „Ihr habt ihn gesehn?"

„Ja," antwortete Erika, über Metas Dummheit die Achseln zuckend. „Heute nachmittag."

„Und gestern abend," setzte Meta hinzu; „auf dem Markusplatz."

„Gestern abend?“

„Ja freilich. Es war sehr romantisch: wir saßen im Mondschein, vor dem Café Florian; Gefrorenes, Musik, allerlei verrückte Italiener, die allerlei verrückte Sachen an uns verkaufen wollten; der alte Dom wurde dabei immer geisterhafter, und Erika wurde sentimental. Da kam ein bleicher, hübscher, eigentlich schöner junger Mann, den rechten Arm in einer schwarzen Binde; er sah uns ein paarmal mit so merkwürdigen schwarzen Augen an, daß ich dachte: das ist gewiß einer von den Welschen! Aber da irrte ich mich. Er kommt wieder, zieht seinen Hut und stellt sich uns vor, im besten Deutsch: Doktor Wallneck! Er habe gehört, wer wir seien, er erlaube sich, die Frau seines alten Freundes zu begrüßen —“

„Ah!“ Der eine Laut entfuhr Adalbert. Er zitterte einen Augenblick. Da es im Zimmer schon dämmerte, sahen die Damen es nicht.

„Wir guckten ihn verwundert und vielleicht etwas zweifelhaft an,“ fuhr Meta harmlos fort. „Da lächelte er sehr merkwürdig und zog eine Photographie aus der Tasche: ‚Zu meiner Beglaubigung!‘ sagte er, oder so ungefähr. Auf der Photographie standet ihr beide in einer Felslandschaft da, du und er, Arm in Arm; auf die Rückseite hattest du einen Vers oder Spruch von ‚brüderlicher Freundschaft‘ geschrieben. Und die Jahreszahl; ich glaub, 1881; ja, das Bild war fünf Jahre alt —“

„Ja,“ bestätigte Erika.

Meta fuhr redselig fort: „Erika freute sich natür-

lich sehr, ‚einen so lieben Freund ihres Mannes‘ und so weiter; er mußte sich zu uns setzen. Er plauderte sehr liebenswürdig, sehr interessant; ’s ist ein feiner Mann! Aber das Romantischste war, daß er im Mondschein so bleich, so melancholisch aussah, und daß ihm manchmal die Stimme so sonderbar zu zittern oder auszurutschen anfing. Das mißfiel mir anfangs; weißt du: ein Mann! Aber er erklärte es uns und zeigte auf seine Binde: man hatte ihn nachts überfallen und auf ihn geschossen — so, wie’s da in der Zeitung steht — wer es gethan hat, hat man nicht erfahren — daran leidet er noch etwas; ‚eine kleine Schwäche‘, sagt er. Morgen legt er übrigens die Binde ab. Na, er wird dir das ja selber erzählen, wenn er kommt —“

„Er will also kommen!“

„Ja freilich. Sagten wir das noch nicht? Erika lud ihn ein, natürlich; und er will auch kommen. Aber aus Zartgefühl, scheint es — für die Flitterwöchner — möchte er noch warten; und wenn er kommt, möcht er dich überraschen. Das hab ich dumme Gans nun verspielt! Du — aber Adalbert. Warum hast du denn Erika nie von diesem Freund erzählt? Er macht dir doch wahrhaftig keine Schande. Er hat so was Vornehmes; und er spricht so gut. Worüber lächelst du? Giebst du das nicht zu?“

„O ja,“ erwiderte Adalbert. „Mich ergötzt nur, mit welchem Eifer du, die Männerfeindin —“

„Na ja. Warum denn auch nicht. Weißt du, das wär der einzige Mann, in den ich mich verlieben könnte, wenn ich’s überhaupt könnte.“

„Wirklich!“

„Wenn ich's könnte, sag ich. — Das meinte auch Erika!“

Es schüttelte Adalbert. „Was meint Erika? — Nun, so laß doch auch einmal Erika sprechen“ — er suchte zu lächeln — „du plapperst in einem fort.“ Sich zu seiner Frau wendend fragte er so ruhig wie möglich: „Er gefällt dir also?“

Erika nickte. „Mehr als deine andern Freunde; er ist so eigen — so anders. Und diese leise Melancholie, von der Meta sprach, die hat etwas Rührendes.“

„Das ist — begreiflich,“ murmelte er. „Das ist ja natürlich. — Mir sagt ihr aber kein Wort von dieser merkwürdigen Begegnung —“

„Du hörtest ja,“ entgegnete Erika, „er bat uns darum; er wollte dich überraschen. Aber die Photographie mußte er mir lassen; darum bat ich ihn —“

„Erika!“

„Was ist? Mißfällt dir das? — Das versteh ich nicht. Es war mir so eigen, dich mit ihm auf einem Bild zu sehn; so brüderlich beisammen. Willst du es sehn?“

„Ich danke. Ich kenn' es ja.“ Adalbert ging durchs Zimmer, als wüßte er nun genug; es that ihm wohl, sein Gesicht nicht zu zeigen, er ließ einige Augenblicke seine Gefühle darauf wetterleuchten. Was will er? dachte er. Warum ist er hier? Warum wendet er sich so — verwegen an meine Frau? Das ist ja Sterbensqual!

Mit ihren leisen Schritten kam ihm Erika nach.

„Bist du böse?“ fragte sie hinter ihm. „Was hab ich denn nicht recht gemacht?“

Er wandte sich und legte die Hände gegen ihre Schultern. „Böse? O nein. Das nicht. Gute Erika. Ich hasse nur diese Heimlichkeiten zwischen Mann und Frau. Was es auch ist — die Frau soll dem Mann nichts verschweigen, soll nicht hinter seinem Rücken — niemals und nichts!“

„Wie sonderbar ernst du das sagst! — Ich bitt dich aber um Verzeihung, wenn ich etwas gethan habe, das dir nicht gefällt.“ Schmeichelnd setzte sie hinzu: „Und nun ist es gut!“

Er lächelte obenhin. „Und heut — saht ihr ihn wieder?“

Meta, der diese Unterwürfigkeit der Schwester nicht gefiel, erwiderte etwas trotzig: „Nun, natürlich; warum sollten wir nicht? Ist er nicht dein Freund? Er kam aus seiner ‚Aurora‘, wo er wohnt, auf die Piazzetta, als wir da herumgingen; und er mußte uns noch einmal von dem Ueberfall und dem Schuß erzählen; du, und da zeigte er uns die Kugel, die man ihm aus dem Arm geschnitten hat, und die er — das war mir sonderbar — die er zur Erinnerung in eine Kapsel gethan hat; an einem Band trägt er sie auf der Brust. Warum zuckst du? — Zucktest du nicht eben?“

„Nein, ich wüßte nicht. — In der ‚Aurora‘, sagst du —“

„Aber was machst du denn wieder für ein finsteres Gesicht? Ist dir heut alles nicht recht, was wir dir

erzählen? Dann wird dir wohl auch nicht recht sein, daß wir mit ihm in einer Gondel nach San Giorgio fuhren —"

„Höll' und Tod!" brach es nun plötzlich aus Adalbert heraus.

Meta fuhr zusammen. „Um Gottes willen —!"

„Adalbert!" rief Erika tief betroffen.

Er faßte sich; seine Stimme klang aber doch rauh und bebte eine Weile, als er zu Erika sagte: „Ich muß dir denn also wiederholen, daß du — daß mir das mißfällt. Im fremden Land, mit einem fremden Mann — — Und wenn er auch einst mein Freund war, woher weißt du denn, daß er es noch ist? daß er euch nicht betrügt? Aber du, ohne mich zu fragen, hinter meinem Rücken, tauschest mit ihm Lieblichkeiten aus, fährst mit ihm aufs Meer —"

Er hielt inne. Die junge Frau starrte ihn an; sie war wie aus einem Traum erwacht. „Adalbert! Großer Gott! Wie feindlich deine Augen mich anglühen!"

„Feindlich; was für ein Wort! Ich bin nie dein Feind. Aber dein Mann bin ich — und die Ruhe und die Ehre deines Mannes sollst du nie vergessen!"

„Die vergeß ich auch nie," sagte sie mit Mühe, die starren Augen noch immer auf ihm. „Wunderlicher Mann du …"

Von ihren Augen gequält, erwiderte er weicher: „Vergieb. Was hab ich denn gesagt? — Dies alles hat mich überrascht; und es mußte mich wundern, daß du —"

„Schon gut,“ fiel sie ihm ins Wort. So bewegt sie war, zwang sie sich, zu lächeln: „Lieber Hitzkopf! Tyrann! Soldat! — Küß mich, du Tyrann du.“

Er beugte sich vor und küßte sie.

„So; nun ist's gut. Also deine Ruhe und deine Ehre will ich nie vergessen, Herr Hauptmann von Wittow. Aber auch meinen Mantel und meinen Hut nicht; die gehören nicht in dein Zimmer. Ich trag sie fort. Ich komm wieder. — Tyrann!“

Sie sagte das lächelnd, es schien aber die Kränkung hindurch. Etwas hastig ging sie hinaus.

IX.

Adalbert fühlte, daß Erika nur einen Vorwand gesucht hatte, um einige Augenblicke allein zu sein, daß er das zarte junge Herz verwundet hatte. Ihm war schlecht zu Mut; er empfand nun erst recht, wie sehr er sie liebte. Es ging mit mir durch! dachte er. Dieses plötzliche Entsetzen — daß dieser Mensch — — Was will er? — — Aber ist das Erikas Schuld? — Ich hab sie gekränkt ...

Er wandte sich unentschlossen zur Thür, es trieb ihn, ihr nachzugehn. Doch als er Meta mit ihrem herausfordernd schmollenden Gesicht auf seinem Weg stehn sah, stand er wieder still.

„Na, das muß ich sagen,“ fing Meta an, „Erika erkenn ich nicht wieder! Die ist zahm geworden! Als sie sechzehn Jahr alt war, da kränkte sie der Vater einmal; nur das eine Mal. Da wurd sie wie rasend, schlug sich mit beiden Fäusten auf die Brust: ‚Ja,‘ rief sie, ‚ich will mir weh thun, noch weher, als du mir thust; damit du siehst, wie ich leide, was du mir gethan hast!‘ — Jetzt geht sie still aus der Thür und

lächelt. — So sanft wär ich nicht. Wenn du mir das thätst —"

„Nun, was wär dann?"

„Dann lief' ich dir davon!"

„So! Du liefst davon —"

„Oder wenn du mich nicht fortließest, dann würd ich dir untreu ..."

Das Wort durchzuckte ihn.

„Ja," setzte sie hinzu, um sich noch zu steigern, „und das augenblicklich!"

Die Uebertreibung reizte ihn doch zu einem Lächeln. — „Dann war's ja also gut," erwiderte er, „daß ich Erika nahm und nicht dich."

Meta kam näher und stellte sich vor ihn hin. „Sag mir nur eins! Was für einen heimlichen Haß hast du auf diesen Mann, daß es dich so wild macht, wenn wir gut mit ihm sind?"

„Was für einen Haß?" fragte er etwas verwirrt zurück. „Ich — ich hass' ihn nicht —"

„Ja, warum schiltst du dann so? Sind wir Sklavinnen aus der Türkei, daß wir gestraft werden müssen, wenn wir ohne deine Erlaubnis mit einem Mannsbild reden? — Oder ist er schlecht? Hat er dir was Böses gethan? Hat er —"

Erika war eben wieder in die Thür getreten, ohne Mantel und Hut; sie nahm der Schwester das Wort aus dem Mund. „Hat er uns getäuscht? Als er uns sagte, er wolle dich aufsuchen, durft ich das nicht glauben? Und wenn er nun käme, schlössest du ihm dann die Thür?"

Adalbert kämpfte mit neuer Verwirrung. — „Er wird nicht kommen —“

„Aber wenn er käme? — Er hat mir heut erzählt, ihr hattet einmal einen ernsten Streit; das sei aber vorbei. War das wahr oder falsch?“

„Vorbei?“ erwiderte Adalbert. „Ich dächte doch nicht!“

„Warum sagst du das so sonderbar? und so ungewiß? — Darin erkenn ich dich gar nicht; verzeih. Du hattest immer nur ein Ja und ein Nein! — Hat er dir denn etwas angethan, das du ihm nicht vergeben kannst?“

„Er mir?“ — Adalbert fühlte gemartert, daß ihm auf Schritt und Tritt die Worte fehlten. — „Bitte, fragt mich nicht,“ stieß er nach kurzem Zögern heraus. „Es giebt Geheimnisse zwischen Mann und Mann. Ich werf ihm nichts vor, ich klag ihn nicht an — aber er soll seinen Weg gehn, und ich den meinen. Wir müssen uns ja nicht sehn!“

„Aber ihr wart doch ‚brüderliche Freunde‘,“ versetzte Erika. „Er müßte doch eine Schuld haben gegen dich —“

„Wie du dich seiner annimmst!“ warf Adalbert dazwischen. Er hatte es in scherzendem Ton sagen wollen, es klang aber schwer und ernst, ihm gehorchte die Zunge nicht. Da Erika ihn betroffen anblickte, lächelte er geschwind: „Ja, du! — — Kinder, laßt mich gehn. Mein Kopf ist nicht gut, wie ich euch heute mittag sagte. Ein andermal mehr von diesem bleichen Mann — der euch so gefällt. Du hörtest, ich ver-

klag ihn nicht; ich verdamm ihn nicht; das kommt mir nicht in den Sinn. Hab ich etwas gesagt, so sei es wie nicht gesagt ... Und nun laßt mich eine Weile allein!"

Er ging aus der Thür. Sie hörten ihn draußen auf dem Vorplatz langsam auf und ab gehn.

„Komm!" sagte Erika nach längerem Horchen, sich aus ihrem Seelendruck aufraffend. „Wir wollen ihm sein Zimmer lassen. Warum ist er denn nicht hier geblieben und hat uns einfach fortgeschickt?"

Sie trat in das gemeinsame Wohnzimmer, das wie Adalberts Stube auf den großen Kanal ging; die Schlafzimmer sahen in den engen Seitenkanal hinein. Meta folgte ihr. „Verstehst du deinen Mann?" fragte sie, sich an einen der Thürpfosten lehnend.

„Heut nicht," murmelte Erika.

„Hatten wir nun unrecht, mit diesem Fremdling gut zu sein, oder hatten wir's nicht? Sollen wir ihm künftig weniger gut sein, oder sollen wir's nicht? — Weißt du's? Ich weiß nichts."

Erika antwortete nicht. Sie ging auf den Balkon hinaus und an das Marmorgeländer, eine Hand am Kopf. Der noch zunehmende, aber schon stattliche Mond, über den Häusern des Canale grande schwebend, schien ihr ins Gesicht und übergoldete das dunkle, regungslose Wasser. Einzelne Gondeln zogen langsam über die Goldbrücke hin, aus der Tiefe der Stadt oder vom Meer kommend. Man hörte sie nicht; es war die richtige venetianische, märchenhafte Stille.

„Da war einmal ein Mann," begann die auf-

gebrachte Meta noch einmal, „der sprach viele Worte, aber kein Mensch verstand sie ... Uebrigens, da ist ja schon der Mond," sagte sie dann gemütlicher, da Erika noch immer schwieg. „Und es wird doch erst Nacht. — Wie anders dieser alte Mond hier leuchtet als bei uns! So jugendlich unverschämt guckt er einem ins Gesicht!" — Sie war zu der jungen Frau auf den Balkon getreten und genoß diese stumme Herrlichkeit auf ihre Art, wenn auch ohne Andacht. „Jetzt werden wohl die Tenöre von Venedig wieder anfangen, wie gestern, ihre gefühlvollen bezahlten Ständchen in die Nacht zu singen ..."

Als hätte sie's gewußt, begann gerade in diesem Augenblick Guitarrenmusik und dann Gesang, aus einer Gondel nicht weit von ihnen, die langsam heranschwamm. „Hab ich's nicht gesagt?" flüsterte Meta, sich sacht an die Schwester drückend. „Diese süßen Welschen. O, o! wie gefühlvoll! — Wem das wohl gelten mag? — Du, jetzt halten sie grade unter unserm Fenster."

Erika horchte still. Es ward ein italienisches Lied gesungen, das sie noch nicht kannte; eine weiche Schwermut war darin, die ihr zu Herzen ging.

„Erika! Du!" raunte Meta plötzlich.

„Was denn?"

„Sieh doch hin. Der Mann, der da eben in der Gondel aufgestanden ist — erkennst du ihn nicht? — Schon ohne die schwarze Binde; aber er ist's."

„Wahrhaftig!" flüsterte Erika erschrocken.

Meta fühlte im Ellbogen, daß die Schwester er=

zitterte. „Warum erschrickst du denn?“ fragte sie leise, während die Musik verstummte. „Darf man ihn denn nicht mehr sehn?“

Wallneck nahm seinen Hut ab und grüßte zum Balkon hinauf. Erika zog sich zusammen; sie erwiderte den Gruß in keiner Weise; sie wollte ins Haus zurück, wie es schien. Aber die entrüstete Kleine hielt sie fest. „O du Männersklavin!“ flüsterte sie. „Willst du ihn verleugnen? — Ich hab nicht geschworen, ihn nicht mehr zu grüßen!“

Sie winkte mit dem Kopf und mit der Hand hinunter, recht geflissentlich.

„Ha, nun lächelt der bleiche Mann,“ sagte sie voll Uebermut. „Wie geisterhaft schön er im Mondlicht ist —“

„Du bist toll!“ raunte Erika. „Das hört er ja! — — Unter unserm Fenster. Das war ja, wie wenn uns dieses Ständchen galt ...“

„Na, warum denn nicht? Wir sind ja in Venedig; da ist das wie ein Gruß oder ein Bouquet! — — Jetzt spricht er!“

In der That, sie hörten nun Doktor Wallnecks Stimme. Noch immer den Hut in der Hand, fragte er zum Balkon hinauf: „Ist es erlaubt, die Damen noch auf ein paar Augenblicke zu begrüßen? an dem schönen Abend?“

„Sehr gern!“ rief Metas helle Stimme zurück.

„Aber bist du denn verrückt?“ flüsterte Erika unwillig und stieß die Schwester mit dem Arm. „Wenn das Adalbert — —“

Sie beugte sich über die Balustrade vor; verlegen und daher mit wenig Stimme rief sie hinunter: „Lieber morgen! Für heute ist's wohl zu spät!"

„Das hat er nicht gehört," murmelte Meta.

„Doch!" sagte Erika nach einer Weile. „Die Gondel fährt weiter; um die Ecke in den kleinen Kanal hinein. — Gott sei Dank! — — Unsinniges Mädel du. Hat Adalbert nicht gesagt: ‚Wir müssen uns ja nicht sehn'?"

„Das ist nicht schwarz und nicht weiß!" erwiderte Meta trotzig.

„Jedenfalls ist es besser so!"

Erika nahm die Kleine am Arm, und als wäre sie wieder ihre Vorgesetzte wie früher, zog sie sie vom Balkon ins Zimmer hinein.

„Na ja," schmollte Meta, „meinetwegen sind sie fort." — Sie fand allmählich ihre Heiterkeit, ihr Spitzbubenlächeln wieder; in den kleinen Kanal? dachte sie. Vielleicht singen sie da weiter. Da könnt ich's von meinem Fenster aus hören und sehn. — Geheimrat Helm sagt ja, ich wär neugierig. Vielleicht hat er recht?

Sie warf einen Seitenblick auf die Schwester, die wieder in sich versunken mitten im Zimmer stand. Geräuschlos schlüpfte sie hinaus.

Was war zwischen Adalbert und ihm? dachte Erika; sie kam nicht mehr von dieser Frage weg. „Es giebt Geheimnisse zwischen Mann und Mann" ... Zwischen zwei Männern steht aber so oft eine F r a u! — — Sie suchte diese Gedanken, die ihr die Brust

beengten, von sich abzuschütteln; als sie nun aufblickte, war Meta verschwunden. Sie sah sie wenigstens nicht. „Unband! wo bist du geblieben?“ fragte sie in das große, tiefe Zimmer hinein. „Meta!“ — Es kam keine Antwort.

Sie horchte, ob Adalbert wieder in seinem Zimmer sei. Auch da war es still. Eine plötzliche Sehnsucht kam ihr, zu ihm zu gehn; aber schnell verzagt schüttelte sie den Kopf. Er wollte ja allein sein. Allein mit seinen Gedanken? fragte sie sich. Wohin mag er denken?

Es lag ihr eine beklemmende, schwere und doch so unsinnig nebelhafte Ahnung auf der Brust, als stünde etwas zwischen ihm und ihr.

X.

Die Thür zu dem großen Vorplatz ging auf; das ist Adalbert! dachte sie und drehte sich geschwind herum. Auf der Schwelle stand aber Pietro, der Gondolier, mit seinem würdevoll zutraulichen Lächeln. In fast reinem, nur venetianisch weichem Italienisch sagte er: „Sie haben ihn gerufen, sagt der Herr, Sie erwarten ihn."

„Was für ein Herr?" fragte Erika, heimlich erschrocken.

Reinhold Wallneck trat hinter Pietro hervor und ins Zimmer; er verneigte sich. „Guten Abend, gnädige Frau! Sie waren so liebenswürdig ..."

Erika bezwang sich; mit einer stummen Gebärde entließ sie den Gondolier. Sie machte ein ernstes Gesicht, ein Wort des Unwillens lag ihr schon auf den Lippen. Als sie nun aber in dieses bleiche, feine Antlitz mit einem so ganz besonderen Leidenszug sah, zwang das Mitleid sie zu einem freundlichen Lächeln. „Das muß ein Mißverständnis sein," erwiderte sie zart. „Ich dachte — ich rief —"

„Verzeihen Sie, gnädige Frau," unterbrach er sie. „Auf meine Frage kam ein ‚Sehr gern' zurück!"

„Das war meine Schwester. Ich meinte dann aber, für heute sei's wohl schon zu spät —"

„Entschuldigen Sie: das hab ich nicht gehört!"

„Ja, ich sprach wohl zu leise ...".

„Und nun bin ich gegen Ihren Willen da. Ist es Ihnen nicht recht, gnädige Frau? — Sie lächeln wenigstens. Nach nordischen Begriffen ist es ja eine zu späte Stunde für einen ersten Besuch; aber in Venedig, dacht ich — wenn man im Mondschein so aus der Gondel ins Haus steigt — da ist man wie im Märchen, oder im Theater. Die sogenannte Wirklichkeit und ihre Formen erscheinen einem so nebensächlich, so gleichgültig ... Sie fühlen aber anders, gnädige Frau?"

„O nein," erwiderte Erika und errötete, wie über ein unterschätzendes Wort. „Ich bin ja auch in Venedig — und bin nicht so förmlich. Eher das Gegenteil. Es — überraschte mich nur ..."

In heimlicher Unruhe sah sie auf die Thür zu Adalberts Zimmer; dort blieb es aber still. Wär er nur erst wieder fort! dachte sie.

Reinhold trat ein paar Schritte näher. „Damit Sie mich ganz verstehn," sagte er sehr ehrerbietig, „so lassen Sie mich gleich ganz offen sein, gnädige Frau! Sie luden mich auf der Piazzetta so freundlich ein — und Sie wissen ja, das Leben ist kurz. Vielleicht fliegen Sie plötzlich eines Tages weiter; Sie und Fräulein Meta! — Ja: und Fräulein Meta.

Gestatten Sie — da Sie gestern und heute so freundlich zu mir waren — daß ich mich ohne alle Umschweife um die Erlaubnis bewerbe, mich in Ihre Nähe drängen zu dürfen, damit ich Ihre Schwester näher kennen lerne, die — mich lebhaft interessiert."

Erika schwieg eine Weile, so war sie überrascht. Nicht einen Augenblick war ihr aufgefallen, daß der Doktor Wallneck an Meta besonderen Anteil genommen, sie auch nur lebhaft beachtet hatte. Dazu erregte sie seine Stimme, die so ganz eigen bewegt war, zuweilen sogar zu zittern schien; und die schwarzen Augen in dem blassen Gesicht glühten noch mehr als sonst. Sie hoffte wohl, er möchte noch weiter sprechen; da er aber nichts mehr sagte, mußte sie eine Antwort geben. „Wie — unerwartet ist mir das," erwiderte sie. „Da muß ich Ihnen aber vor allem sagen: meine Schwester will —"

„Nichts von den Männern wissen," fiel er ihr ins Wort Er lächelte obenhin. „Das weiß ich; das Fräulein hat sich schon während der Gondelfahrt darüber ausgesprochen. Das beirrt mich nicht; ich will sagen: es schüchtert mich nicht ein ... Nicht wahr, ich bin anmaßend. Es klingt wenigstens so. Sie haben mir aber heut und gestern schon mehr als einmal gezeigt, daß Sie mich verstehn, — wunderbar gut verstehn; wie wenige Menschen. Da drängte es mich nun so sehr, Ihnen noch heut zu sagen: mein innigstes Verlangen ist, Ihr Wohlwollen, Ihre Freundschaft zu erringen — — und das Interesse Ihrer Schwester — wenn sie mich erst besser kennt."

Erika sah wieder auf Adalberts Thür. Mehr und mehr befangen nahm sie wieder das Wort: „Wir haben nur bei alledem noch nicht von — meinem Mann gesprochen. Ihnen ist ja besser bekannt als mir, daß — irgend eine Störung — —"

Ein flüchtiges Rot schoß ihm in die Wangen. „Ich verstehe, gnädige Frau. Er hat Ihnen davon gesagt."

Sie mochte nichts erwidern; sie hob nur die Hand ein wenig.

„Indessen vermut ich, er hat Ihnen nicht alles gesagt. Oder hätte er —?"

„Nein," antwortete sie jetzt, immer befangener. „Aber die Stimmung Ihnen gegenüber, in der er sich befindet —"

Zu ihrer Erleichterung unterbrach er sie: „Machen Sie sich darüber keine Gedanken; was thut das? So eine unbedeutende Störung, zwischen alten Freunden, die geht bald vorüber. Ich hab ihm nichts zuleide gethan, das nicht zu verzeihen wäre; und was sollte er mir gethan haben — ein so vortrefflicher Mensch, ein so treuer Freund?"

Reinhold hatte sehr wohl gehört, daß sich eine Thür hinter ihm geöffnet hatte; er glaubte auch einen leisen, tiefen Klang einer Mannesstimme zu hören. Als bemerkte er nichts, fuhr er aber in äußerer Ruhe fort: „Sehn Sie, auch darum komm ich zu Ihnen, gnädige Frau. Wenn eine zarte Frauenhand es übernähme, diesen Knoten aufzulösen ..."

Adalbert war nicht in seine Thür, sondern in die zum Vorplatz getreten; sich mit äußerster Anstrengung

fassend kam er nun heran und trat zwischen Reinhold und seine Frau. „Du hier," sagte er ohne weiteren Gruß. „Ich — hab dich nicht erwartet."

Reinhold blieb ohne Regung stehn; er erblaßte aber noch mehr. „Ich hatte die Absicht," antwortete er, „deine Frau zu ersuchen, daß ihre freundlich vermittelnde Hand —"

„Gestatte zunächst," unterbrach ihn Adalbert, „daß ich meine Frau ersuche, uns allein zu lassen. — Hab die Güte, liebe Erika, zu unsrer Meta zu gehn!"

„Wie du willst," sagte Erika rasch, obwohl sie mit tiefer Unruhe kämpfte. „Laß mich dir nachher erklären —"

„Gewiß!"

Erika wandte sich zu Reinhold: „Leben Sie denn wohl!"

Reinhold verneigte sich. Die junge Frau, ohne zurückzublicken, ging auf den Vorplatz hinaus. Adalbert ging ihr nach und verschloß die Thür.

„Nur damit uns niemand stört," murmelte er, als er wiederkam. Auch die andern Thüren zu schließen, schien ihm überflüssig; er trat in seiner ganzen germanischen Stattlichkeit vor den kleinen, glutäugigen, tiefatmenden Reinhold hin. „Was willst du?" fragte er.

„Was ich will?" — Reinhold sann einige Augenblicke. — „Ich hab deiner Frau soeben erklärt, daß ich mich um die Neigung ihrer Schwester, des Fräuleins Meta, bewerbe."

„Das ist ein Vorwand," erwiderte Adalbert nach der ersten Ueberraschung. „Eine Infamie!"

Reinhold erglühte über das halbe Gesicht; indessen verging das sogleich. „Ich höre," sagte er dann. „Eine Infamie; ein Vorwand. — Mag sein. Ich kenne ja dich, war in deiner Schule."

„Reinhold!"

Der Unglückliche hob nur die Brauen und lächelte. Adalbert rang nach Fassung.

„Es scheint," fing er ruhiger an, „so unglaublich es klingt und so sinnlos es ist — du verfolgst meine Frau. Du drängst dich in ihre Nähe; fährst mit ihr über die Lagune. Du machst Musik unter diesen Fenstern; — mein Gondolier hat mir's erzählt. Du bringst in mein Haus, unter diesem Vorwand!"

„Nun?" erwiderte Reinhold. „Ist das nicht der Brauch? Sind das nicht bei euresgleichen die erlaubten Künste, wenn man erobern will? Und ist das Erobern nicht bei euresgleichen eine erlaubte und beliebte Verschönerung des Lebens? Ist denn dein Haus die Grenze, wo dieses Männerrecht aufhört?"

Adalbert biß sich auf die Lippe. „Du — — du denkst dich zu rächen. An jenem Abend sagtest du so ein Wort. — Um meiner Frau diese Beunruhigung ohne Sinn und Verstand zu ersparen, werd ich dir aus dem Wege gehn. Ich werd abreisen."

„Ich dir folgen," antwortete Reinhold ruhig.

„Du bist rasend!"

„Das mag wohl sein. Ich fühl es selbst. — Ich fühl mich aber so recht gut; wenigstens besser als vorher."

„Du hoffst, meine Frau — —"

Adalbert konnte nicht weitersprechen.

„Ich hoffe nichts, was du nicht bei so vielen andern erreicht hast.“ Ein wildes Lächeln verzerrte Reinholds Gesicht: „Vielleicht bin auch ich nicht ganz von Gott verlassen!“

„Du wirst ihr sagen, was — —“

„Sobald es mir gut dünkt, ja. Mitleid für den einen und Empörung gegen den andern sind —“

„Ich töte dich!“ rief Adalbert aus. Er zitterte am ganzen Leib; das Blut füllte ihm die Augen, er sah nicht mehr.

Reinhold schwieg eine Weile. „Wie du meinst,“ sagte er dann mit folternder Ruhe. „Ich bin ganz bereit, mich dir noch einmal zu stellen; wo und wann du willst. Vielleicht schießt dann einer von uns besser als damals ... Noch heut, wenn du willst; ohne alle Ceremonien; was sollen die zwischen uns. Mein Arm ist wieder gesund. Ich hab hier auch einen jungen deutschen Arzt wiedergefunden, den du ja auch kennst: den Doktor Wehner. Der hat mehrere Revolver, würd sie uns wohl leihen; würd auch dabei sein, wenn's verlangt würd, und den nötigen Beistand leisten. — Wie denkst du darüber?“

Adalbert schwieg.

„Ich geh von hier aufs Campo San Stefano und hör die Sänger singen; mit dem Doktor Wehner. Noch in einer Stunde würdst du mich da finden. Einen ganz stillen, öden Platz wüßt ich uns dann auch ...“

„Reinhold —!“ murmelte Adalbert, der mit unaussprechlichen Gefühlen kämpfte.

„In früheren Zeiten machte man's ja immer so ohne Förmlichkeiten. Und nun gar in Venedig! — Ich begreife auch, sachlich wie ich bin, daß du immer wieder an diesen Kreuzweg kommen wirst: einer muß aus der Welt! — Entweder verbietest du deiner Frau, mich zu sehn; dann wird sie fragen: warum? Und da du vermutlich zu stolz bist, um zu lügen und mich zu verleumden — bitte, ich geb es ja zu — was wirst du ihr dann sagen? Auch kannst du ja nicht hindern, daß ich ihr die Wahrheit schreibe —"

„Du —!"

„Ja, ich. — Oder du erlaubst deiner Frau, mit mir zu verkehren, mir ihre Freundschaft zu schenken —"

„Nie! — Nie!"

„Nie! — Wie dein Herz sich windet, da du nur denkst, dir könnte das geschehn, was mir geschehn ist; da nur ein andrer zu denken wagt, es könnte dir geschehn. Und du nennst mich rasend! — — Da wird's denn also immer wieder auf dieses plumpe ‚Entweder, Oder' hinausgehn: dein oder mein Tod! War dir das Glück, mich zu betrügen, das wert?"

„Reinhold!" sagte Adalbert jetzt mit bebender Stimme.

„Was?"

„Du kannst nicht vergeben?"

„Nein. — Wo bliebe die Vergeltung, wenn ich dir vergäbe. — Es muß Gerechtigkeit sein auf Erden. Und wenn der Richter da oben schweigt, muß der Kläger sich selber helfen."

„Nun, so hilf dir. Jetzt aber geh!"

Adalbert wies mit dem zitternden Arm auf die Thür.

„Schließ auf."

„Ja, das hab ich vergessen."

Adalbert ging zu der Thür, die auf den Vorplatz führte, und drehte den Schlüssel herum.

„Also auf dem Campo San Stefano wäre ich zu finden. — Sonst geh ich meinen Weg."

Reinhold hob den Arm ein wenig, wie zu einer Art von Abschiedsgruß — die alte Gewohnheit — und ging aus der Thür.

Mit geschlossenen Augen stand Adalbert eine Weile da; ein wildes Durcheinander war in seinem Hirn. Er fühlte, wie sie drinnen kämpften: der gute, weiche Mensch in ihm und der Soldat, der beim ersten Zeichen der Gefahr an den Schwertgriff fährt. Ihn aus der Welt schaffen; dann war Ruhe ... Wie er mich martert, dachte er; an einem langsamen Feuer röstet er mich — daß mein Blut aufsiedet — dann zuckt wieder das elende Gefühl der Reue, und das Blut steht still. — O, mein junges Glück!

Er starrte in die Luft; ihm war, als sähe er den ehernen Finger der Vergeltung auf sich gerichtet. Ein Seufzer stieg ihm aus der Brust, wie er vielleicht noch niemals geseufzt hatte.

XI.

Leise und langsam öffnete Erika die Thür. „Er ist fort?“ fragte sie.

Adalbert richtete sich auf. — „Ja, er ist fort.“

Sie zögerte, ehe sie weiterfragte: „Und ihr habt euch ausgesöhnt?“

„Ausgesöhnt?“

Sie sah ihn eine Weile schweigend an. — „Ach, du antwortest nicht auf meine Frage. Deine Stirn zieht sich so zusammen. — Ihr seid noch nicht wieder gut?“

Adalbert trat vor sie hin, ohne zu antworten, und schaute ihr ins Gesicht, in die Augen, als forschte und suchte er. Mit der Hand strich er ihr dann langsam über die Stirn. Endlich murmelte er, wie unbewußt, gedankenlos: „Gute Erika!“

„Warum siehst du mich so prüfend an?“ fragte sie.

Er schwieg und ging von ihr hinweg, durch das halbe Zimmer. Es ist schon wie ein Fieber, dachte er: immer fasele ich wieder meine Worte aus jener Unglücksnacht vor mich hin: „Wenn diese Frau so

fallen konnte, welche wird dann nicht fallen?" Ihm fuhr auch durch den erhitzten Kopf, was ihm der alte Helm am Hochzeitstag gesagt hatte: „Da liegt die Gefahr! Jene Vergangenheit könnte Sie einmal verleiten, dem Mißtrauen zu erliegen . . ." Er verspürte diese Gefahr in sich. Was für eine Gefahr? Ein Wahnsinn. Mißtrauen gegen diese Frau — so unschuldig, so rein, so gut . . .

Von Grauen über sich selbst erfaßt, schüttelte er den Kopf.

„Adalbert!" sagte Erika leise.

„Was giebt's?"

„O, nichts," sagte sie traurig. „Mir ist nur das Herz so schwer." — Sie kam langsam näher. „Adalbert! Geliebter Mann! Sag mir doch ein Wort. Was ist denn zwischen dir und ihm? Was für ein Rätsel ist mit ihm gekommen, das dich — so verändert?"

Er sah sie an und lächelte. „Wie du schon wieder fragst; die richtige Frau. — — Laß nur, Kind. Das vergeht. Eine letzte Wolke. Er meint, er könne mir etwas noch nicht ganz vergeben . . ."

„Also du hast ihm —?"

„Etwas zuleide gethan, willst du sagen. — Ja. Ich ihm." — Er suchte wieder zu lächeln: „Nicht wahr, du denkst nun, er ist besser als ich."

„Aber wie kannst du das denken," erwiderte sie verwundert. Sie umschlang ihn zärtlich: „Niemand, niemand auf der Welt!"

„Gute Erika!" — Er streichelte sie. Es drängte

ihn fort und fort, sie etwas zu fragen; er suchte es aber heiter scherzend herauszubringen: „Na, aber er gefällt euch sehr, dieser blasse, liebenswürdige Märtyrer mit der weichen Stimme. Sogar der männerfeindlichen Meta hat er's angethan ..."

„Das ist wahr," sagte Erika, „er gefällt ihr. Ich war jetzt bei ihr, und um sie in ihrem Benehmen gegen ihn vorsichtiger zu machen, hab ich ihr ungefähr erzählt, was er hier von seinem ‚Interesse' für sie gesprochen hat. Das warf sie durchaus nicht weg! Sie nannte ihn dann einen merkwürdigen, ungewöhnlichen, etwas absonderlichen Mann, ‚dem man gut sein muß'."

„Sein muß!" wiederholte Adalbert, den wieder ein Schlag durchfuhr. — „Ja — es ist wohl so. Ja, das ist das Wort. — Und so denkst du auch, nicht wahr?"

Sie nickte arglos: „Ja, ich glaube, die kluge Meta hat recht! — Und weißt du," fuhr sie mit ihrer süßen Stimme fort, indem sie sich an ihn schmiegte, „wenn ich dich so verfinstert, so bekümmert sehe, so muß ich immerfort denken: könnt ich euch versöhnen!"

„Du?"

„Ja. Bitte, fahr nicht auf! — Ich könnt mir dann sagen: ich hab etwas Gutes gethan! — ‚Eine letzte Wolke', sagst du. Und so alte Freunde. Und alle deine andern Freunde — was sind die gegen diesen Wallneck? Mehr oder weniger gewöhnliche Menschen; so was man brave, tüchtige Männer nennt; die man da oben im Dutzend macht. Der da ist deiner wert! Er hat nicht nur seinen eigenen Geist, auch

sein eigenes Herz; wenn er's auch gern versteckt. Er hat diese Anmut, diese Poesie der Seele, die bei den Männern leider so selten ist, und die wir so gern haben. — Weißt du, Adalbert —"

„Was?"

Sie umfing ihn schmeichelnd. „Und darum mußt du mir, deiner ‚Flitterwöchnerin', sagen, was du ihm gethan hast; und ich will dir zeigen, was ich kann, und ihn dir versöhnen!"

In wachsender Verstörung hatte Adalbert zugehört; nun machte er sich jäh von ihr los. „Laß mich!" murmelte er. „Bitte, laß mich jetzt."

Er hat recht! dachte er, durch das Zimmer gehend. Das Entweder, Oder. Ich muß ein Ende machen. Zum Campo San Stefano!

„Was ist dir?" fragte sie, da er zur Thür ging. „Wohin?"

„Noch hinaus. — Dem nachdenken, was du da sagst; in der frischen Luft."

„In die Nacht hinaus?"

„Jetzt wird sie ja erst schön, die Nacht."

„Wir haben ja noch nicht zu Abend gegessen, guter Adalbert. Ueber dieser — Störung ist's so spät geworden. Meta hungerte schon. — Iß doch erst mit uns!"

Er öffnete die Thür, schüttelte den Kopf. „Wenn ich etwas durchdenken will" — er lächelte einen Augenblick — „dann kann ich nicht essen. Bitte, setzt euch und eßt ohne mich. Ich genieße vielleicht draußen etwas; irgendwo. Wartet nicht auf mich. Ich komme vielleicht nicht so bald zurück."

„Adalbert —"

„Auf Wiedersehn!"

Er winkte mit der Hand und war aus der Thür.

So hinaus? so weg? dachte sie, noch lange auf die Thür starrend. Adalbert — so von mir? Ein trockenes „Auf Wiedersehn"? — Sie sah traurig verwundert umher; sie legte sich eine Hand aufs Herz, es that ihr weh. Waren das ihre Flitterwochen? — — Wenn er „dem nachdenken" will, tröstete sie sich. Vielleicht denkt er's gut zu Ende. Dann wird das „Wiedersehen" so schön. — O ja! Ich will hoffen!

Sie ging in das Speisezimmer; es stieß an den Salon und sah auch noch auf den großen Kanal hinaus. Meta saß schon am Tisch, an den kalten Speisen ihren Hunger stillend. „Das ist eine unordentliche Wirtschaft," sagte die Kleine, „dieses Hotel Wittow."

„Das Hotel ist noch neu," antwortete Erika, indem sie sich setzte.

„Wo bleibt Adalbert?"

„Noch ausgegangen. Er kommt später. Iß nur."

„O ja!" entgegnete Meta und hob ihr Messer. „Ich bin sehr für Selbsterhaltung!"

Sie aßen eine Weile, ohne zu sprechen.

Auf einmal fing Meta an zu gähnen. „Weißt du, was ich werde?" fragte sie. „Furchtbar müde werd ich. Den ganzen Tag so 'ne Stadt ansehen, die immer anders ist als Berlin, das strengt an!"

„So geh zu Bett, Kleine."

„Werd ich auch! — Ich will dir nur noch sagen, Große, daß mir diese Geschichte doch im Kopf herum-

geht; ich meine, was du mir von der Verrücktheit dieses Herrn Doktors Reinhold Wallneck sagtest, sich für mich zu interessieren. Ich frag mich: spricht das gegen ihn, oder für mich?"

„Er beschäftigt dich also doch," sagte Erika lächelnd.

„Wie ein Verwandlungsrätsel oder ein Rösselsprung in so 'nem Familienblatt. — Ich muß also doch was an mir haben, daß er denkt: Teufel auch, die gefällt mir!"

„Du eitles Ding!" lachte Erika.

Ach, dachte sie nach Frauenart, wenn die ihm so richtig gut würde — und er ihr — und aus ihrem Herzensbund käm dann die Versöhnung!

Meta aß noch ein wenig, dann stand sie auf. „So," sagte sie, „jetzt ein ‚Schlaferle'! — Was ich nur noch sagen wollte: dir gefällt er also? Du wünschtest ihn mir zum Mann?"

„Ich glaub wohl," erwiderte Erika, die vor sich hin träumte.

„Hättst du selbst dich in ihn verlieben können, wenn du noch keine Männersklavin wärst?"

„Vielleicht. — Mir scheint, ja."

„Das ist ein hübsches Geständnis! Wenn das der wilde Hauptmann Adalbert von Wittow hörte!"

Erika stand auf. „Wir reden auch wie die Kinder. Geh jetzt, müdes Kind! Gute Nacht!"

Meta trat zu ihr und küßte sie. „War das gut geküßt?" fragte sie mit drolligem Schelmengesicht. „Ich werd jetzt anfangen, mich darin zu üben. — —

Ei, ei, ich gefall ihm also!" — Sie ging. Ueber die Schulter wandte sie noch das müde Köpfchen zurück und sagte komisch herablassend: „Gute Nacht!"

Und ich? was thu ich nun? dachte Erika. Sie mochte nicht mehr essen; und sie konnte nicht schlafen gehn, eh Adalbert wieder zu Hause war. Sie setzte sich auf einen Stuhl am Balkon; hinaus auf ihn getraute sie sich nicht, als könnte die Gondel mit dem Störenfried wiederkommen. Der wunderbar goldene und doch schwermütige Mond wirkte fort. Das mag wohl auch schön sein, dachte sie, wenn man noch so scherzen kann wie Meta, mit so freiem Herzen. — Ich sitz hier und warte auf meinen Mann!

Draußen zog wieder Musik und Gesang vorbei. Sie sangen ihr „Vorrei morir". Erika horchte eine Weile; dann schüttelte sie den Kopf und legte sich eine Hand vor die Augen. Es klang mir immer so süß, dachte sie; wie ein Märchen. Wie es nun traurig klingt.

XII.

Die Abendblätter von Venedig berichteten am nächsten Tag, es habe sich wieder einmal etwas romantisch Rätselhaftes zugetragen; das alte Venedig sei doch noch nicht tot. Auf einem abgelegenen und allerdings besonders öden Platz — der Name thut hier nichts zur Sache — seien den Abend vorher mehrere Schüsse gefallen; der sogleich hinzueilende Wächter habe aber trotz des Mondscheins nichts entdeckt, nichts als eine Blutspur, die von einem Winkel des Platzes zum nächsten Kanal geführt habe. Dort habe sie sich, buchstäblich, im Wasser verloren; wie schon so manche vor ihr in der Wasserstadt. Indessen kam das interessante Rätsel doch nicht so leichten Kaufes davon; die ganze Polizei von Venedig und ein großer Teil der Einwohner zerbrach sich noch Tage lang rechtschaffen den Kopf, bemühte sich auch redlich, das Geheimnis zu lichten, und die Zeitungen dehnten ihre Berichte darüber, so gut sie konnten. Als sich bei alledem nichts ergab, ward man der Geschichte, wie es natürlich ist, satt und vergaß sie schnell; vielleicht

etwas schneller als anderswo: ruhten doch schon so viele ungelöste Geheimnisse auf dem dunklen Grund der großen und kleinen Kanäle von Venedig.

Erika und Meta kümmerten sich wenig um diese „dumme Geschichte", die so gar keinen „lebendigen Menschen" hatte; dagegen kam Meta am zweiten Abend nach jener Mondscheinserenade mit erhitzten Wangen und Augen in Erikas Zimmer, um ihr mitzuteilen, was sie draußen von Pietro, dem Gondolier, gehört hatte; dem hab es ein „Kollege" erzählt. Doktor Wallneck sei in jener Nacht in seiner Gondel krank nach Hause gekommen und liege nun in der „Aurora" zu Bett, mutterseelenallein. „Man konnt es ja denken," setzte die Kleine hinzu, etwas aufgeregt; „wie sah der Mann neulich aus; blaß und melancholisch. Es hat offenbar in ihm gesteckt. Erika! Was thun wir nun?"

„Was sollten wir thun?" fragte Erika zurück.

„Wir können ihn doch nicht einfach so liegen lassen," erwiderte Meta mit großen Augen. „Wenn er mutterseelenallein ist. In der fremden Stadt."

„Zu ihm gehn?"

„Ich weiß nicht. — Man schreibt ihm doch wenigstens, man fragt, was man für ihn thun kann. — Das weitere findet sich!"

„Willst du ihm schreiben?" fragte Erika.

„Ach, ich kann doch nicht; das weißt du ja doch. Aber du, die verheiratete Frau."

„Und Adalbert?"

Meta warf den Kopf zurück: „Bitte, werd nicht

wieder Männersklavin. Ein kranke[illegible]ener Mensch — das ist barmherziges Samaritertum — das sind Frauensachen. Uebrigens, Adalbert wird dir hinterdrein gewiß nicht bös sein: er ist viel zu gut!“

Erika dachte nach; ihr war weich und auch schwül ums Herz. Als Adalbert vor zwei Tagen von seinem nachdenklichen Abendgang heimgekommen war, spät, sehr blaß, nicht unhold, aber tiefversonnen, da hatte sie leise an seiner Schulter gefragt: „Nun? hast du's gut durchdacht?“ Er hatte die Schulter weggezogen; „bitte, laß das jetzt!“ hatte er dann in freundlichstem Ernst gesagt; „sprich mir die nächsten Tage nicht von diesem Mann — bis ich selber spreche!“ Danach hatte er sie liebevoll an sein Herz gedrückt ... In der Nacht darauf träumte er aber schwer und laut; wie sie ihn nicht kannte. Es rangen sich ihm Worte über die Lippen, die sie nicht verstand; plötzlich dann klar, vernehmlich: „Reinhold! Reinhold!“ so recht aus der tiefen Brust. Als sehne er sich, zu Reinholds Herzen zu sprechen, das Fremde zu überwinden, das die beiden trennte, wieder mit ihm eins zu sein ...

„Eine letzte Wolke!“ fiel ihr wieder ein. Dazu diese andern Worte, die Adalbert ihr gesagt hatte: „er meint, er könne mir etwas noch nicht ganz vergeben.“ Warum nicht? Lieber Gott, dachte sie, was kann man einem Mann wie Adalbert nicht vergeben wollen? — Aber freilich, wenn man ihn nicht so liebt wie ich. — Und immer, immer, immer geht mir wieder durch den Kopf: könnt ich sie versöhnen!

„Nun?“ fragte Meta am nächsten Morgen, als

sie mit der Schwester allein auf den Balkon hinaustrat, „hast du ihm geschrieben?“

„Dem kranken Mann?“ fragte Erika.

„Mein Gott, wem denn sonst?“ stieß Meta beinahe zornig heraus. „Große Schwester, ich kenn dich nicht mehr; du warst doch die geborene Samariterin. Bei dir heißt's wohl am Ende auch: das Glück verhärtet. Das ist ein wahres Kreuz mit euch Glücklichen!“

Glücklichen! dachte Erika mit einem inneren Seufzer. Wie war ihr die Welt verwandelt, seit drei Tagen; wie war ihr Geliebter, ihr Abgott verwandelt. Er wachte die halben Nächte durch; er lachte nur noch gequält, oder aufgeregt; er war offenbar ruhelos. Und das alles um diesen Mann — sie fühlte es — dessen Name nicht zwischen ihnen genannt wurde und bei dem doch ihre und seine Gedanken waren . . .

„Willst du ihm nun heute morgen schreiben oder nicht?“ fragte Meta, an Erikas Aermel zupfend.

„Ja doch, ja doch!“ sagte Erika rasch entschlossen. Ich bin es ja der Kleinen schuldig, war der Gedanke, mit dem sie sich den letzten Mut machte; sonst verliebt sie sich aus Trotz leidenschaftlich in ihn — wenn sie's nicht schon ist! — Sie ging in ihr Zimmer, an ihren Schreibtisch und schrieb: „Wir sind sehr erschrocken, meine Schwester und ich: von unserm Gondolier haben wir gehört, daß Sie neulich nachts krank nach Hause gekommen sind und zu Bette liegen. Wenn ich auch eigentlich fürchten muß, es ist meinem Mann noch nicht recht, daß ich Ihnen schreibe, ich kann's

doch nicht lassen. Sie sind hier so allein, ohne jede Hilfe. Sie waren schon neulich abends elend, ich hab's wohl gesehn. Wenn Sie können, so schreiben Sie mir, bitte, eine Zeile: wie es Ihnen geht! und was Sie etwa brauchen, was man für Sie thun kann. Wir sind in Unruhe um Sie. Alle guten Wünsche! Erika von Wittow."

Ihr Gondolier trug das Briefchen zur „Aurora" hin; als er wiederkam, eilten ihm die Schwestern entgegen, sie hatten schon auf dem Vorplatz gewartet. Pietros Bericht enttäuschte sie: er brachte keine Antwort. Er habe den Herrn in seinem Zimmer gefunden, nicht im Bett, sondern auf dem Sofa, mit sehr schlechter Farbe, dicke Decken über sich, bei dem warmen Wetter; wohl auch Fieberfrösteln, so sei es ihm vorgekommen. Der Herr habe aber nur den Brief gelesen, und dann noch wieder hineingesehn, und etwas von Dank und von Grüßen gemurmelt. Darauf habe er nur noch mit der Hand gewinkt: du kannst wieder gehn!

„Er wird wohl noch eine Antwort schicken," sagte Meta nach einer tiefen Stille; leise ging sie dann fort, in ihr Zimmer. Erika blickte ihr nach und schüttelte den Kopf. Sie fühlte, er werde nichts mehr schicken; woher dieses Gefühl ihr komme, wußte sie freilich nicht. Es behielt aber recht: der Tag ging so hin, von Wallneck kam nichts. Am andern Morgen zog Meta unruhig von Zimmer zu Zimmer, huschte zuweilen auf den Vorplatz, schlich von dort enttäuscht, mit hängendem Köpfchen, in die Zimmer zurück. Erika

sah es, mochte nicht mehr hinschauen. Die nun a u ch, dachte sie; wir sind ja alle drei nichts mehr als Nerven! — Das sind meine Flitterwochen!

Endlich stellte sich Meta mit ihrem blassen, offenbar überwachten Gesicht vor die Schwester hin, die in einem Lehnstuhl saß, und warf hastig die Worte heraus: „Auch ein richtiges Mannsbild!“

„Wer?“ fragte Erika.

„Na, der da in der ‚Aurora‘. Schreiben thut er nicht. Kein Wort!“

Erika schwieg.

„Verstehst du den Mann?“

„Noch nicht.“

„Ich auch nicht. — Beruhigen wir uns nun dabei?“

„Kind,“ erwiderte Erika, „wie könnten wir das.“

„Ah! Da sagst du doch mal ein herzhaftes Wort! — Willst du zu ihm gehn?“

Erika hatte diese Frage erwartet, hatte sich schon selber gefragt. Sie antwortete nicht.

„Willst du zu ihm gehn?“ wiederholte die Kleine. „O Gott, wenn ich nur könnte, ich thät's ja gleich! — Aber das ist ja eben die dumme Geschichte: er ‚interessiert sich für mich‘, hat er dir gesagt. Ich darf mich nicht rühren. Ich darf nicht mucksen. — D u kannst!“

Sie wartete eine Weile auf Antwort; da Erika nichts sagte, setzte sie hinzu: „Und du m u ß t!“

Erika saß in wachsender Unruhe und Beklemmung da. In einer Stunde sollte ihr Vater kommen; um zwei Tage hatte sich's, ihr zum Trost, verspätet, aber

nun kam er gewiß. In einem Brief voll seliger Freude, „seine Kinder auf der Höhe ihres Glücks zu sehn", hatte er sich angemeldet. Sie fuhr zusammen, wenn sie an diese Worte dachte; wird er nicht merken, fuhr ihr durch den Kopf, wie anders es ist? Er hat ja offene Augen; wird er uns nicht ansehn, anfühlen, wie verstört und wie — verschüttet das alles ist?

Und an der Riva degli Schiavoni lag dieser Mann, der das alles angerichtet hatte, der ihr vielleicht mit drei guten Worten den Frieden und das Glück wiedergeben konnte ...

„Sie versöhnen! Sie versöhnen!" Die zwei Worte kamen ihr jede Stunde wieder. Dazu sind die Frauen da; so viele Männer können es nicht: sie werden hart wie Stein, sie finden den Weg nicht mehr. Die weiche Hand der Frau muß helfen ... Dann wieder von Mitleid gerührt, stellte sie sich den armen Verlassenen vor, wie er fieberkrank, mit dem eigensinnigen Trotz des richtigen Mannes auf dem Sofa lag, in seiner stolzen, stummen Einsamkeit. Aber wenn sie nun käme, durch sein Schweigen nicht abgeschreckt, würd ihm das Herz doch aufgehn, das künstlich verstockte und verhärtete; und vor der „barmherzigen Schwester", vor der Schwester seiner Meta, würd er weich werden wie sie, und sich entschließen, ihrem Adalbert alles zu vergeben. Und dann — dann war alles gut!

Es riß sie vom Stuhl empor, gleich zu ihm zu gehn; darauf stand sie freilich wieder wehrlos mit hängenden Armen still: für jetzt war's zu spät. — „Willst du?" fragte Meta.

„Ja," antwortete sie, „ich will. Wenn der Vater da ist —"

„Vorher kannst du nicht mehr?"

„Nein, 's ist ganz unmöglich. Aber wenn er da ist — wenn wir ihn in Venedig herumführen — sobald es angeht, laß ich euch allein, als hätt ich einen notwendigen Gang. Den h a b ich ja auch. Und dann geh ich zu ihm!"

„Bravo! Das ist die alte Erika!" sagte Meta mit einem anerkennenden Blick und drückte sie dann dankbar mit ihren kräftigen Armen. Sie besprach nun lebhaft, was Erika zu ihm sagen könnte oder sagen sollte; darüber verging die Zeit, bis Adalbert aus seinem Zimmer kam, um sie abzuholen: sie wollten alle drei zur Bahn, Korwitz zu erwarten.

Adalbert hatte wenig Farbe in seinem sonst so blühenden Gesicht; die Augen lagen ihm heute so tief, daß Meta in ihrer naiven Betroffenheit unabläßig hinstarrte, bis er sich belästigt abwandte. „Wenn wir ihn hierher gebracht haben," sagte er, „dann überlaß ich ihn einstweilen e u c h; ich möchte mich ein paar Stunden auf's Sofa werfen, hab zu schlecht geschlafen. Bitte, keine mitleidigen Fragen; es ist die Schwüle — oder sonst irgend was. Möcht euch nur ersuchen, den Vater nicht durch Bemerkungen über meinen schlechten Schlaf und so weiter unnütz aufzuregen. Er soll hier vergnügt sein. Ich schlaf mich ja in drei Tagen zurecht. Ich werd ihm lieber sagen, ich hätte Briefe zu schreiben. Ihr führt ihn zum Markusplatz — und wohin ihr wollt!"

Erika nickte still. Meta zuckte die Achseln und ging voran die Treppe hinunter, um in die Gondel zu steigen, in der sie zum Bahnhof fuhren. Es geschah alles nach Adalberts Willen: nachdem sie den glückstrahlenden, von Wiedersehensfreude verjüngten Oberst empfangen und in der Gondel zu ihrem Palazzo geführt hatten, zog sich der Schwiegersohn an „seinen Schreibtisch" zurück, und die Töchter wanderten mit dem jungen alten Herrn, der förmlich nach Venedig hungerte, in die Stadt hinein. „Was ist mit Adalbert?" fragte Korwitz unterwegs. „Den hat das Glück nicht verschönert, muß ich leider sagen. Wie liegen dem die Augen im Kopf!"

„Es waren wohl die schwülen Tage," sagte Erika stockend; „die greifen ihn sonderbar an. Sonst — geht's ihm sehr gut. — Er kommt uns zum Markusplatz nach, sobald er zu Hause fertig ist."

„Schwüle!" brummte der Oberst. „Ein baumstarker Offizier! — Uebrigens, seine junge Frau sieht auch etwas abgetakelt aus. Auch so lächerliche, nervöse Ränder um die Augen. Kinder, was treibt ihr hier! Das versteh ich nicht. Zu meiner Zeit, im Honigmond — da sahen wir anders aus!"

„Ach, laß sie nur," nahm Meta das Wort, „und guck dir lieber die Welschen an. In Berlin werden sie wohl beide wieder ordentliche Menschen."

Ja, ich muß zum Doktor Wallneck gehn! dachte Erika, der sich das Herz zusammenzog. Dies alles muß ein Ende nehmen! Ich muß sie versöhnen!

Ihrer Ungeduld dauerte es bitterlange, endlich

saßen sie auf dem Markusplatz; vor demselben Café Florian, vor dem sie damals Walleck kennen gelernt hatten. Der große Platz war um diese Zeit nicht voll, eher leer; es war aber doch auch jetzt, als sei er nur dazu geschaffen, damit sich Menschen auf ihm einen guten Tag machten, als stelle er ein kleines versteinertes Paradies vor. Für den reisefrohen, neugierigen Oberst gab es viel zu sehn; seine lustigen Augen gingen in die Runde, während die Töchter, ohne daß er's merkte, sich in ihre Gedanken und Sorgen vertieften. Endlich winkte Meta heimlich, es ließ ihr keine Ruhe mehr. In demselben Augenblick stand Erika auf; sie hatte nicht auf den Wink gewartet. Eine flüchtige Röte schoß ihr ins Gesicht.

„Das hätt ich bald vergessen!“ sagte sie mit Mühe; denn lügen ward ihr so schwer. „Ich muß noch zu dem — — du weißt, Meta. Ich laß euch eine Weile allein, lieber Vater. In einer Viertelstunde etwa bin ich wieder da.“

„Wohin? wohin?“ fragte Korwitz, der eben eine Tüte Erbsen kaufte, um damit die Tauben zu füttern.

„Ach, sie hat noch eine Besorgung,“ erwiderte Meta. „Laß sie nur gehn; sie ist bald wieder da. Sput dich, große Schwester!“

„Gewiß. Hier find ich euch wieder!“

Damit ging Erika schon, der Piazzetta und der Riva degli Schiavoni zu.

Walleck hatte sich in einem der entlegeneren und kleineren Gasthöfe an der Riva eingemietet; der Uferdamm vor der Thür war aber noch breit, Schiffe

und allerlei kleiner Verkehr belebten ihn, gegenüber lag die Insel San Giorgio maggiore, die Reinhold mit den beiden Schwestern besucht hatte. Hier saß er nun in seinem Zimmer am Fenster, in der Mittagsstunde, in unerwünschter Einsamkeit, und dachte, wie so oft in diesen freudlosen Tagen, seinem Schicksal nach. Es spielte wie ein Feind mit ihm; es widerte ihn an ... Auf dem öden Platz, auf den er sich an jenem Abend mit Adalbert und dem Doktor Wehner begeben hatte, war es ihm nicht besser ergangen, als damals bei Berlin: er, der Ungeschickte, hatte wieder gefehlt, und Adalbert hatte ihn wieder getroffen, diesmal an der linken Brust, nicht weit am Herzen vorbei. Die Kugel hatte zwar die Rippe, die darüber lag, nur gestreift, nicht zerschmettert, nur ein Stück Fleisch hatte sie mitgenommen, die Heilung forderte nichts als wiederum etwas Geduld und Zeit; Reinhold sah sich aber von neuem um seine Rache betrogen, und in nagender, lähmender Verstimmung verbrütete er die leeren Tage. Niemand kam zu ihm als der Doktor Wehner, der ihm nun alles war, Arzt, Vertrauter, Gesellschaft; den vielbeschäftigten jungen Doktor trieb aber sein Beruf in Venedig herum, für den Einsamen hatte er wenig Zeit. Er war auch einer von den Frischen, Gesunden, die das Leben leicht nehmen und bei den Schwerblütigen nicht lange aushalten; sie lieben die düsteren Gesichter nicht, Medizin dafür haben sie nicht, und mit dem Trost sind sie bald zu Ende.

So war er auch an diesem vierten Mittag nicht

lange auf seinem Sitz geblieben; er nahm seinen Hut wieder, den er kaum abgelegt hatte, und nickte dem „Patienten“ zu. Aus seinem rosig blühenden Mund kamen dieselben Worte, die er täglich sagte: „Also ich gehe jetzt; morgen komm ich wieder. — Es bleibt in dieser einfachen Geschichte bei unserm einzigen Rezept,“ setzte er hinzu, „Ruhe! Keine Aufregung!“

Reinhold lächelte. „Was soll mich aufregen? Ich bin mit mir allein.“

„Das ist schon nicht gut! — Als Arzt darf man bekanntlich offen reden. Sie neigen etwas — — sagen wir: zur Extravaganz.“

„Sagen Sie nur: zur Tollheit,“ entgegnete Reinhold; „denn das denken Sie.“

„Ja, Sie lächeln wohl; aber inwendig, in Ihnen, da sieht es sehr ernsthaft aus. Sie nehmen die Sachen höllisch schwer ... Allerdings, ich gebe zu, sie sind auch danach.“

Reinhold antwortete hierauf nicht; er hatte dem Doktor sein Geheimnis anvertraut, um ihn für das nächtliche Duell zu gewinnen, aber über seine Gefühle mochte er nicht sprechen. „Also spazieren gehn?“ fragte er nur noch mit müder Stimme, ehe Wehner ging.

„Ja, das thät Ihnen entschieden gut. Auf der Riva da hin und her; statt sich hier einzusperren. Ansehn kann's Ihnen ja niemand, daß Sie der Mann von den zwei rätselhaften Schüssen sind. Und die Heilung geht ihren Gang. Sie versinnen und verbrüten sich hier. — Guten Tag! Auf morgen!“

Doktor Wehner war aus der Thür. Reinhold horchte ihm nach, wie ein Unbeschäftigter so gerne thut; er hörte ihn rasch, leichtfüßig die Treppe hinunterspringen. Müde und langsam ging er zu seinem Fenster zurück.

„Auf morgen," wiederholte er die letzten Worte des Doktors vor sich hin. „Und so immer wieder auf morgen. Und warum? wozu? — Was hab ich von dieser ‚Reise nach der Rache'? Damals unentdeckt in die Droschke, jetzt unentdeckt in die Gondel; zu was denn? Wenn ich dann nur noch die beiden Narben haben werde, wer heilt mir die andere Wunde?" — Ihm ekelte vor dem Leben, das er hier nun führte: er, der stolz aufrichtige Mensch, so listig unehrlich gegen Erikas Schwester — und so wirr und unklar in seinen Gefühlen gegen Erika selbst. Sie um seiner Rache willen zu verderben, war er hergekommen. Und seit er sie nun kannte, wie war ihm zu Mut? Der sonderbare Zauber dieses jungen Wesens entflammte und rührte ihn; seine Sinne träumten von ihr, seine Seele beugte sich vor ihrer Reinheit und Hoheit. In wilden Augenblicken konnte er von der süßesten Rache phantasieren und von niederknieender, sich selber richtender Verzweiflung ... Was thun? dachte er, auf den Wasserspiegel hinausschauend. Verzichten? ihm sein Glück lassen? fliehn? — Er schüttelte den Kopf. Es zog ihn zu ihr hin ... Seit er sich seine Frau mit aller Gewalt aus der Seele gerissen hatte, war dieses Gefühl wie eine Art von Rettung über ihn gekommen ... Schaudernd bebte er dann wieder zurück.

Diese Frau unglücklich machen? die ihm mit so ahnungsloser, argloser Freundschaft entgegengekommen war, in der ersten Stunde; die so weich und gut an sein verschlossenes, verbittertes Herz gepocht hatte, die ihm jetzt in dem rührenden Briefchen ihre liebreiche Seele zeigte?

Er zog ihren Brief aus der Tasche, sah ihn wieder an; fast hätte er ihn geküßt. Antworten? Was sollte er darauf antworten? Immer wieder lügen? — Ihn marterte das Mitleid dieser holden Frau; so süß es ihm auch war, daß sie um seinetwillen so heimlich tapfer ihrem Gatten trotzte. Alles marterte ihn. Da lag auf dem Tisch am Fenster der heut gekommene „Scheidebrief“, vom Rechtsanwalt seiner Frau. Damit endete nun diese heiße Liebe. Ein höflicher, sachlicher Briefwechsel über die beste Methode, auseinanderzukommen …

„O Johanna!“ seufzte er auf. Er fühlte für diese Frau nichts mehr. Wenigstens in diesem Augenblick nicht. Wie viel, wie unbegreiflich viel hatte er aber einst gefühlt!

An seine Thür ward geklopft. Er rief „Herein“. Statt des Hausdieners, auf den er gefaßt war, erschien eine feingekleidete, schlanke Dame, mit auffallend dicht verschleiertem Gesicht. Sehr verwundert erhob er sich. Sie schloß die Thür und blieb bei ihr stehn. Was heißt das? dachte er. Wer ist das? Er erkannte sie nicht.

Erst nach einem Zögern fing sie an zu sprechen: „Sie müssen freundlich verzeihn …“

Sie stockte wieder. Er verneigte sich. Plötzlich war ihm, nachträglich, als hätte er die Stimme erkannt. Ein heftiges Erschrecken lähmte ihm das Herz; darauf begann es mit schmerzhafter Gewalt zu schlagen.

„Ich wag es, Sie zu belästigen," fuhr sie fort, „gegen Ihren Willen. Denn Sie geben uns keine Antwort —"

„Gnädige Frau!" unterbrach er sie nun, „S i e sind's!"

„Ja, ich," sagte Erika, die Achseln zuckend, und schlug den Schleier zurück. Eine zarte, feine Röte lag auf ihren Wangen. „Es ist ja eigentlich gegen die Sitte ... Aber es ist z u v i e l, was mich hertreibt; ich mußte mich entschließen. Sie werden mich nicht mißverstehen, hoff ich ..."

Jetzt errötete sie erst ganz, bis zur Stirn hinauf.

Er schüttelte den Kopf. Er war näher getreten, stand ihr gegenüber.

„Zuerst S i e, der Kranke! — Sie gehn wenigstens wieder herum; oder stehn doch da. Ach, das ist ja gut; ich hatte gefürchtet, Sie lägen, im Fieber ..."

Er schüttelte wieder den Kopf, diesmal lächelnd.

„Ach, das ist ja gut," wiederholte sie. „Aber Sie antworten nicht auf meinen Brief ... Verzeihn Sie, das versteh ich nicht. Nachdem Sie sich uns so — zutraulich genähert, sich um unsere — Freundschaft bemüht hatten —"

Er bat durch einen Blick um Vergebung, der sie durch seine Schwermut rührte. „Gute gnädige Frau!

Es muß Ihnen allerdings unbegreiflich, unverzeihlich vorkommen. Sinnlos und charakterlos ..."

„O nein," entgegnete sie rasch; „wär ich dann hier? — O nein, nein; ich denke, dieses Rätsel hat irgend eine andere Erklärung; ich weiß nur nicht, welche. Darum hab ich auch diesen heroischen Entschluß gefaßt, so in Ihr Versteck einzudringen. Denn da wir Sie für einen — verzeihen Sie — für einen etwas absonderlichen, aber edlen Menschen halten, meine Schwester und ich —"

„Bitte, lassen Sie Ihre Schwester," fiel er ihr ins Wort; das Blut schoß ihm ins Gesicht. Er lud sie durch eine Gebärde ein, sich zu setzen. Sie blieb aber stehn.

„Warum?" fragte sie arglos verwundert. „Ist es Ihnen nicht recht, daß sie gut von Ihnen denkt? Wenn sie mich auch nicht begleiten konnte — das hat sie doch nicht gewagt, so mutig sie sonst ist — dafür hat sie mir keine Ruhe gelassen, bis ich hergegangen bin. Und nun sagen Sie mir, Sie wunderlicher Herr Doktor: warum verstummen Sie so gegen uns? Und warum sind Sie so todesblaß? Ich muß Sie noch dreister fragen — es ist nicht Neugier —: wie kommen Sie zu diesem tiefen Leidenszug in Ihrem Gesicht, Ihrem ganzen Wesen? Sie sind hier in der Fremde allein. Sie stürmen gegen Ihre Gesundheit, fürcht ich. Sie sehen so elend aus ... Was kann ich für Sie thun?"

Reinhold lächelte sie an, so gut er konnte; zu antworten vermochte er nicht. Ihre Teilnahme, ihre

Unschuld, ihre Tapferkeit, alles rührte ihn; jedes ihrer Worte. Dabei erschütterte ihn die weiche Stimme, weckte gefährliche Gefühle in ihm. Ihre schlanke aristokratische Schönheit reizte seine Sinne. Wie ein unglaublicher Traum umspann es ihn, durchzitterte ihn: diese Frau, Adalberts Frau, hier in seinem Zimmer...

„Warum wenden Sie sich ab?" fragte sie, da er in seiner Verstörung auf die kahle Wand sah. „Warum antworten Sie mir nicht?"

„Um Vergebung," erwiderte er endlich. „Nicht wahr, so 'nen unhöflichen Menschen haben Sie noch nicht gesehn. — Wenn ich nun aber fest entschlossen wäre, zu schweigen — vielleicht weil ich nicht ganz bei Sinnen bin —"

Er versuchte diese Selbstbeschuldigung mit einem unsinnigen Lächeln zu begleiten; ihm war auch unsinnig genug zu Mut.

„O nein, Sie sind sehr bei Sinnen; Sie haben nur — wie soll ich das sagen — Sie haben in Ihrem Herzen irgend einen Grund, meinem Mann zu grollen — und darum, denk ich, verstummen Sie auch gegen uns. Ich geb aber noch nicht nach! Ich bin ebenso fest entschlossen, Ihnen ins Herz zu reden, wie Sie, zu schweigen; verstehen Sie; und da ich eine Frau bin, hoff ich auch, zu siegen! — Herr Doktor! Lieber Herr Doktor! Mich treibt ja die Not, der Kummer dazu. Ich hab keine Ruhe. Mein Mann —! — ‚Eine unbedeutende Störung', sagten Sie mir neulich. Und Sie sagten meinem Mann und mir, Sie wären mit dem Wunsch gekommen, meine Frauenhand möchte

‚den Knoten auflösen'. Sie leiden unter dieser Entzweiung, Sie auch; ich fühl's, ich seh's Ihnen an. Aber mein Mann! Er leidet ja mehr als Sie. Was sind dies für Tage. Seit dem Wiedersehn mit Ihnen ist er wie verwandelt ..."

Die Stimme der jungen Frau ward leiser und fing an zu zittern; der Stolz verwehrte ihr eine Weile mehr davon zu sprechen. Schamhaft in die Ecke blickend, setzte sie dann doch hinzu: „Unser junges Glück ist nun — wie verschüttet ... Sie sagten mir neulich so gute Worte. Wollen Sie nicht auch etwas Gutes thun — und es wieder herstellen? Sie können es; das fühl ich. Wollen Sie's nicht thun?"

Reinhold betrachtete die zarte, allzu holdselige Frau in wachsender Verwirrung. Wie hab ich mich da verstrickt, dachte er. So ein süßes Geschöpf; und unglücklich durch mich! Weil ihr Mann — —

Er haßte ihn auf eine neue Art. Er rang nach Atem und seufzte.

„Und Sie schweigen noch immer?" fragte sie tiefbetrübt. „Sie sagen mir kein Wort?"

„Vermutlich weil ich nicht kann," preßte er zwischen den Zähnen heraus. „Gnädige Frau — handelte es sich nur um Sie und mich — glauben Sie mir, ich würd lieber sterben, als Sie so betrüben. Ich würd für Sie — — Aber lassen Sie mich. Ich sag sonst zu viel. Von Ihnen, mein ich. Von dem andern aber, von Ihrem Mann, kann ich hier nicht reden. Also lassen Sie mich!"

„Sie sind also jetzt unversöhnlich? — Ja, dann

sind Sie freilich ganz anders, als ich Sie mir dachte — und als Sie sich zeigten. Oder er müßt Ihnen etwas Unaussprechliches, Unmenschliches zuleide gethan haben —"

„O ja, gnädige Frau!" brach es nun aus ihm hervor. „Gewiß! Das hat er gethan!"

Erika starrte ihn eine Weile an. „Verzeihen Sie," sagte sie dann, zwischen Unwillen und Bangigkeit, „ich hätt Ihnen gern jedes Wort geglaubt. Dies glaub ich Ihnen nicht."

Reinhold lächelte bitter: „Sie glauben es nicht. Das konnt ich mir denken. Das ist ja der Lauf der Welt. Sie werden dann gehn und sich sagen: also ein elender, abscheulicher Verleumder ist dieser Mensch, dem ich so viel Vertrauen schenkte. Und ich, der Zertretene, ich werd dann dastehn als der Schuldige; vor Ihnen — vor Ihnen..."

In wilder Empörung hob er auf einmal die Arme. „Nein!" schrie er auf, „das ist zu viel!"

Es fuhr ihr durch die Glieder. Nach der ersten stummen Erschütterung trat sie vor ihn hin: „So sagen Sie denn, bei Gott dem Allmächtigen, was hat er Ihnen gethan!"

„Geduld — ich will's Ihnen sagen. Sie lieben Ihren Mann sehr, nicht wahr; meine Frau that das auch. Sie sind rein und unschuldig, darauf will ich schwören; — meine Frau war es auch, ich geb Ihnen mein Wort. Bis aus einem Elenden der Teufel wurde, der in einem schwachen Augenblick seine Stärke einsetzt; und dieser Elende — an den ich meine Frau verlor — war mein Freund, Ihr Gatte!"

„Nein, nein!“ rief sie in dumpfem Entsetzen aus.

„Ich weiß, das glaubt keine Frau von ihrem Mann. Alle andern mögen schwach oder schlecht sein, der eine, ihr Auserwählter, ist ein zu vollkommenes Werk der Schöpfung ... Ich hab mich übrigens ebensosehr geirrt wie Sie: ich hielt diesen Adalbert für einen herrlichen, edlen Mann — beugte mich vor seinen Vorzügen ohne Neid — und voll Vertrauen. Er ist wohl leichtfertig, dacht ich, die Frauen fallen ihm zu und er nimmt sie hin; aber die Frau seines Freundes, die ist ihm heilig wie sein Manneswort; und ihr Herz gehört ja mir! — Da ging er hin, während ich draußen, weit weg war — und wie man aus einem Strauß eine Blume nimmt, um sie sich an die Brust zu stecken, so nahm er mir meine Frau. So nahm er mir meine Liebe, mein Glück, meinen Frieden, alles!“

Erika hielt sich an einem Sessel aufrecht; ihr wollten die Sinne vergehn. „Das ist unmöglich,“ sagte sie endlich, all ihre Kräfte zusammenraffend. „Sie täuschen mich ...“ Auf eine rasche Bewegung Reinholds setzte sie hinzu: „Sie können sich getäuscht haben. Wenn es nicht Adalbert, wenn's ein andrer war —“

Reinhold lachte auf; nicht laut, aber es ging ihr durch Mark und Bein. „Sie haben ja Ihren Mann zu Hause; fragen Sie ihn. Oder sehn Sie in diesen Brief hinein, den er meiner Frau danach schrieb ...“

Er öffnete eine verschlossene Schublade und zog aus einem Haufen von Papieren einen Brief heraus.

Sie nahm ihn in die Hand, da er ihn ihr hinhielt. Die Augen anstrengend, die zuerst undeutlich sahen, überflog sie ihn. Dann fiel er aus ihren zitternden Händen zu Boden; Reinhold hob ihn auf.

„Sehn Sie," fuhr er fort, „darum haß ich ihn jetzt — wie ich ihn einst liebte. Darum wollt ich sein Leben; an Ihrem Hochzeitstag war ich in Ihrem Garten; abends. Und von ihm hab ich diese Kugel, die ich Ihnen neulich zeigte —"

„Von ihm!" sprach sie ihm tonlos nach.

„Und zum zweitenmal hier; nach dem Wiedersehn. Darum sitz ich hier ... Ich hab Ihnen alles gesagt, weil Sie's wissen wollten. Ich wollte nicht reden, Sie haben mich gezwungen. Klagen Sie mich nicht an!"

In wortloser Verzweiflung schüttelte sie den Kopf.

„Was nun noch werden soll? Ich weiß es nicht. Es ist aber besser, daß ich Sie nicht länger sehe; bitte, gehn Sie fort. Es ist nicht gut, mit einem Mann so allein zu sein ... Sie sind gut und edel; — auch schön. Meine Frau war das alles auch! Und was ist sie nun ... Ich kenn sie nicht mehr. Welten, Ewigkeiten sind zwischen ihr und mir. Und ich hab sie sehr lieb gehabt. Mein Leben war schön. Nun ist alles tot. Darum haß ich ihn — Ihren Mann ... Gehn Sie fort. Gehn Sie fort! Ich will Sie nicht mehr sehn ..."

Wie von dem inneren Kampf erschöpft, sank er auf einen Stuhl; er brach in Thränen aus, er schluchzte heftig, wider seinen Willen.

„Mein Gott!“ seufzte Erika, über dem Mitleid mit ihm ihren Schmerz vergessend. „Wie leiden Sie. Wie sind Sie unglücklich! — Sie unglücklicher Mann! — O Gott! — Wenn es Ihnen ein Trost sein kann, daß ich, die ich Ihnen das sage, ebenso unglücklich bin wie Sie — denn ich hab ja auch —“

Als erwachte sie nun erst zu vollem Bewußtsein, schrie sie in hervorbrechender Verzweiflung auf: „Mein Mann! Adalbert! Ein elender, ein ehrlo — —“

Die Stimme versagte ihr. Sie fuhr mit der Hand nach dem Herzen; ein dumpfes Aufstöhnen löste sich ihr noch aus der Kehle, dann taumelte sie. Es gelang ihr, die Lehne des Sofas zu ergreifen, zu dem sie hingeschwankt war. Sie sank hinein; der Kopf fiel auf die Lehne und sie schloß die Augen.

Reinhold sprang auf und eilte zu ihr. Neben ihr niederknieend ergriff er ihre Hände; sie erkalteten, während er sie hielt. Ihr Gesicht erblaßte sehr; eine tiefe Ohnmacht schien sie zu umfangen; sie lag aber wie ein edles Marmorbild da, fast noch vornehmer und schöner als im Wachen. Ein Traum! dachte er wie vorhin und erzitterte. Adalberts Frau bei mir! — Ich hab sie! Das sind ihre Hände; ich halt sie. — Nun hindert mich nichts auf der Welt, mich an ihm zu rächen ...

Sie lag regungslos. Er betrachtete sie fort und fort mit sich verdunkelnden Augen; das Haar sträubte sich ihm empor, ihm graute vor seinen Gedanken. Ihre zarten, weichen Hände bebten in den seinen; sie wacht auf! dachte er einen Augenblick. Es

kam aber nur von dem Beben seiner eigenen Hände. Von all den jungen Gliedern regte sich noch keins ... „Nein, nein!" flüsterte er endlich an sie hin, in das edle Antlitz starrend; „nein, nein, ich will nichts! So vertrauensvoll bist du zu mir gekommen; wie ein Engel so gut. Nein, ich thu dir nichts. Da liegen deine Hände bei dir. Ich hab dich zu lieb. Darum rühr ich dich nicht mehr an. O du süßes Geschöpf. Süße Erika!"

Sie schien ihn zu hören, wenn auch noch nicht zu verstehen; ihre Wimpern zuckten; wenigstens schien's ihm so. Er wußte freilich nicht recht, was er sah; ihm nebelte es in allen Sinnen. „Süße Erika!" sagte er wieder, sich wenigstens an diesen zärtlichen Worten berauschend. „Süße Erika! Bist doch diesen Augenblick mein. Auf Niewiedersehn. Süße Erika!"

Sie erwachte nun offenbar; eine ihrer Hände hob sich bis zu ihrem Herzen, sank dann wieder zurück. Ihre Augen öffneten sich; noch wie abwesend, oder wie träumend, stierten sie in sein Gesicht. Nun fiel ihm erst wieder ein, zu welchem Elend und Kummer sie erwachte ... „Arme, teure Frau!" flüsterte er nach einem tiefen Seufzer. „Wie unglücklich hab ich Sie gemacht. Hören Sie, was ich sage, oder hören Sie es noch nicht?" — Sie sah ihn noch immer an, sie schien leicht zu nicken. — „Wie rührend gut sind Ihre Augen; alles. Und an diesem himmlischen Geschöpf hab ich mich rächen wollen ..."

Sie zuckte.

„Hab ihm so vergelten wollen, wie er mir gethan hatte ..."

Er wunderte sich und erschrak über seine Worte; sie gingen aber wie von selber über seine Lippen. Erika überlief ein Zittern. Ihre Hände zogen sich zusammen. Die erste Röte kam wieder in ihr Gesicht.

„Erika!“ sagte er, noch einmal von ihrem Liebreiz hingerissen, gegen seine Gefühle kämpfend. „Gott sei Dank, ich seh Sie zum letztenmal. Ich hab Sie so lieb — daß ich mich verachte. Und i ch bin nun schuld, daß Sie in Jammer vergehen werden. O, vergeben Sie mir ...“

Er nahm ihre Hände und küßte sie.

„O, vergeben Sie mir, was ich Ihnen gethan habe! O, vergeben Sie mir!“

Wie aus einem Traum langsam zu sich kommend, sah sie nun über den Knieenden hin, über sich selbst, in das fremde Zimmer. Tiefe Angst im Blick, zog sie die Hände zurück, die er wieder küßte. „Was soll ich Ihnen vergeben?“ fragte sie, zuerst noch fast ohne Stimme. „Was haben Sie mir gethan?“

XIII.

Auf dem Markusplatz hatte Adalbert den Oberst von Korwitz und Meta gefunden; Erika, nach der er fragte, hatte die beiden verlassen, „um noch einen Gang zu thun“. Seine verwilderte, durch die Schlaflosigkeit überreizte Phantasie zog ihn die Riva degli Schiavoni entlang, zur „Aurora“ hin; sie führte ihn nur zu richtig. Als er ohne Anklopfen, nach kurzem Horchen, Reinholds Thür aufriß, sah er, was kaum seine schwärzesten Gedanken gefürchtet hatten: seine Frau bei diesem „Rächer“, in seiner Sofaecke hingegossen, er ihr zu Füßen, ihre Hände küssend. Auch ein Mann von kälterem Blut wäre wohl diesem Bild erlegen; für den seelenkranken Adalbert war es die Hölle selbst, im untrüglichsten Licht gesehn. Er erstarrte zuerst, keiner Worte mächtig; nicht einmal ein Ton entfuhr ihm. Die Thür flog aber hinter ihm zu, da ein Windstoß kam; Erika hörte es und schrak zusammen. Sie sah hin und sah die große, versteinerte Gestalt. Ein Bangen überfiel sie; noch lag aber ein Rest von Traum, eine Dumpfheit auf ihr, sie fühlte noch nicht, wie schlimm es stand. Mit starren, blick-

losen Augen schaute sie noch einmal Reinhold an, der sich von den Knien erhob. Es war ihr, als müsse sie etwas zu Ende denken ... „Was haben Sie gethan?“ wiederholte sie.

„Also kein verrückter Wahn!“ sagte nun Adalberts bebende Stimme. „Keine Phantasie! Ich finde dich bei diesem Mann. Er kniet vor dir. Da liegst du ... Da ...“

Sie hörte seine Zähne knirschen. „Adalbert!“ rief sie entsetzt; all das Schreckliche ihrer Lage war über sie gekommen. Sie sah, wohin ihre Weichherzigkeit, ihre Seelenangst sie geführt hatte. „Adalbert! Laß mich dir erklären —“

„Das erklärt sich wohl von selbst,“ fiel er ihr ins Wort. „Meine Frau! Bei dem!“ — Er trat auf sie zu, kaum seiner Sinne mächtig. „Du! du!“ Er faßte sie am Arm und schüttelte sie. „Scheinheilige Heuchlerin! In seinen Armen ...“

Er stieß sie zurück; dann hob er die Hand, als müsse er sie niederschlagen. Sie floh vor ihm zum Fenster hin. „Er rast!“ rief sie, von körperlicher Furcht übermannt. „Hilfe! Hilfe!“

Ihre Stimme brach, ihre Augen schlossen sich; das Bewußtsein drohte sie wieder zu verlassen. Reinhold trat hinzu und fing sie in seinen Armen auf. Furchtlos, mit haßglühenden Augen, erwiderte er Adalberts wilden Blick. „Rühr sie nicht an!“ sagte er. „In meinem Zimmer schütz ich jede Frau; auch deine. Uebrigens, sie ist zehnmal besser als du. Statt sie zu beschimpfen, solltest du —“

„Will ich von dir hören, was ich zu denken habe? — Erika!" rief Adalbert. „Hierher! Zu mir! Meine Hände werden dich nicht berühren, sei ruhig. Aber in seinen Armen, das begreifst du doch wohl, in seinen Armen laß ich dich nicht. Meine Ehre ist mir doch noch heilig! und so wahr ich lebe, vor meinen Augen wird sie kein Mann und keine Frau ungestraft beflecken!"

Wie Kommandoworte, die die Herrscherstimme des Heerführers meuternden Soldaten zuruft, schallte es in Erikas Ohr. Sie löste sich aus Reinholds Armen und trat in die Mitte des Zimmers; zu Adalbert ging sie nicht. „Leben Sie denn wohl!" hauchte sie zurück.

„Bis auf die Schwelle meiner Thür," erwiderte Reinhold, „sind Sie in meinem Schutz. Draußen kann ich Sie leider nicht mehr schützen —"

„Du wagst noch," schrie Adalbert außer sich, „mir ins Gesicht —! Du!"

Er ging auf ihn zu.

Sowie Erika das sah, warf sie sich zwischen die beiden; noch im rechten Augenblick. Sie stellte sich schützend vor Reinhold hin. „Adalbert! Du hast unrecht genug gethan! Heb deine Hand nicht mehr, schone dein Gewissen!"

Adalbert stand still. Er hörte aus ihren Worten, daß sie alles wußte. Sich an der Lippe nagend, kämpfte er einen stillen Kampf mit sich; endlich ging er langsam, mit schweren Schritten bis an die Thür zurück. „Es ist gut," murmelte er, zu Erika gewendet. „Wir werden darüber anderswo reden; nicht hier.

Hab ich — unrecht gethan, so ist doch dies mein Unrecht kein Schild, daß andre damit ihre Sünden decken. Dich, dich kenn ich jetzt ..."

Die ganze Wut seiner Empörung flammte wieder auf. „Dich kenn ich jetzt!" wiederholte er mit fast heiserer Stimme. „Hast in wildem Trotz — um ihn an mir zu rächen — — Aber hüte dich! Rächen kann ich auch. Für die Ehre meines Hauses kann ich töten; alles. Mir liegt nichts an meinem, nichts an andrer Leben, wenn ich nur im letzten Atemzug sagen kann: ich hab mich gerächt!"

Erika wich, je länger er sprach, je weiter vor ihm zurück, die großen Augen auf ihn geheftet; ihr graute vor seinem verzerrten Gesicht. Sie fühlte, daß sie auf einmal dies alles nicht mehr recht verstand, daß der Verstand sie verlassen wollte. Ihr Blick irrte zum Fenster hinaus; auf dem Uferdamm vor den Häusern sah sie nun ihren Vater, ihre Schwester kommen. Meta schaute unruhig zu den Fenstern hinauf.

„Mein Vater!" rief Erika, wie befreit. „Da steht er! Ich will zu meinem Vater! Zu ihm rett ich mich!"

„Vater!" rief sie zum Fenster hinaus. „Vater!" Sie stürzte an Adalbert vorbei zur Thür, riß sie auf, flog die Treppe hinunter und draußen dem herzueilenden Korwitz in die Arme.

XIV.

Drei Wochen waren vergangen, seit dieser verhängnisvolle Tag den „venetianischen Honigmond" beendet hatte; der Hochsommer von 1886 war herangekommen. In das Haus des Herrn von Korwitz bei Berlin, das verlassene, das nur die alte Hanna gehütet hatte, war vor der Zeit das Leben zurückgekehrt; freilich ein fast noch trüberes als nach der Mutter Tod. Erika, „die Sonne des Hauses", wie der Oberst sie gern in seiner galanten Redeweise genannt hatte, wie eine Schiffbrüchige heimgekehrt, von Vater und Schwester wie von hilflosen Mitgestrandeten begleitet; kein Lachen mehr in Zimmer und Garten, keine frohe Stunde. Leidenschaftlich hatte sie „nach Hause" verlangt, sobald sie wieder wollen konnte; entsetzlich, unerträglich war ihr das fremde Land, in dem sie ihr Glück so verloren hatte. Korwitz, fügsam wie ein Kind, in seiner Vaterliebe, seinem Vaterkummer, hatte alles gethan, was sie wollte; vorwärts mit ihr Tag und Nacht, bis er die Unglückliche im Heimatshafen „gelandet" und sie in der öden Stille seines wie von Gott verwünschten Hauses geborgen hatte.

Es ging wieder auf den Abend zu; Geheimrat Helm, aus seiner Sommerfrische aufgeschreckt und heimgefahren, aus seiner kleinen Villa herübergeeilt, wandelte im Korwitzschen Garten ruhelos auf und ab. Dem guten Alten war abscheulich zu Mut; die Hochzeitsreise seiner Erika, und solch ein Ende! Von wie ernsten Sorgen er auch damals zu dem jungen Ehemann gesprochen hatte, an so eine schnöde Verwirklichung hatte er nicht gedacht. Nicht einen Augenblick ... Trübsinnig, mit wahrem Grauen, schüttelte er den Kopf über die Ahnungslosigkeit der so viel sorgenden Menschen. Wozu hab ich denn nun damals gedacht und geredet, sagte er vor sich hin, wenn es so nutzlos war? Als hätt ich's nur h e r a n geredet; als wär ich eine aufgerichtete Warnungsstange gewesen, die den Blitz herabzieht ...

Er wartete auf Hanna; vor Ungeduld wollte er schon ärgerlich werden, als sie endlich vom Gartenzimmer her kam. In ihrem schwarzen Kleid und dem schwarzen Häubchen — er hatte sie nie anders gesehn — schlich sie langsam und gedrückt heran wie eine Schuldbewußte, wie wenn sie das Schicksal des Hauses auf dem Gewissen hätte. „Ach, Herr Geheimrat!" seufzte sie, als sie nach seiner stummen Begrüßung die dargebotene Hand ergriffen hatte. „Ach, daß Sie nur wieder da sind; das ist doch gleich ein andres Gefühl! — Entschuldigen Sie gütigst, daß ich erst noch ein bißchen Toilette machte: ich war nicht recht präsentabel, Herr Geheimrat."

„Hören Sie, Frau Hanna," fing Helm ohne wei-

teres an. „Ich hab Sie herausrufen lassen, weil ich erst über den Zustand im Hause ein paar vernünftige Worte hören wollte —"

Sie knixte.

„Eh ich als Doktor eintrete. Darum sagen Sie — — Haben Sie wieder geweint?"

Sie schüttelte traurig den Kopf. „Ach, wie sollt ich, Herr Geheimrat. Wann sollt ich denn weinen! Seit wir das arme Kind wieder im Haus haben, sind sie alle so traurig — der Herr Oberst voran — daß ich nur immer trösten muß und die Hoffnungsvolle und Heitere spielen ..." Sie legte zutraulich ihre Hand auf die seine: „Darüber komm ich ja gar nicht mehr zum Weinen, Herr Geheimrat. — Ach, aber daß Sie nur wieder da sind; nun wird alles gut! Als der Herr Oberst und die Meta hier ankamen, mit der armen Blassen, die nur ja oder nein sagte — und das kaum —, da war ja doch mein erster Gedanke: ach, hätten wir nur unsern Geheimrat! Und grade den Freitag vorher waren Sie in die Ferien gegangen —"

„Ferien!" fiel er ihr ins Wort. „Ferien brauch ich nicht mehr, seit ich den Patienten weggelaufen bin. Aber etwas erholen mußt ich mich doch —"

„Ach ja, wer so viel studiert! — Ich hab mir dann erlaubt, dem Herrn Oberst zu sagen: schreiben Sie doch an unsern Geheimrat, daß er wiederkommt! — Er wollte aber lange nicht. ‚Wie werd ich ihn denn in seiner Sommerfrische stören,' sagte er immer; Sie wissen ja, wie rücksichtsvoll mein Herr Oberst ist. Na,

und endlich hat er's in seiner Unruhe um das Kind doch nicht lassen können ..."

„Da wurde er also endlich gescheit," brummte Helm. „Meine Erika!"

„Ach, Sie kennen ja die Erika, wie sonst kein Doktor und kein Mensch auf der Welt. Und wenn Sie auch von den Patienten nichts mehr wissen wollen, die Erika verlassen Sie ja nicht! — Lieber, guter Herr Geheimrat —"

Sie stockte.

„Was denn?" fragte er.

„Sie glauben auch nicht, daß sie eine schlechte Frau ist. Nein, das glauben Sie nicht!"

Die etwas unsicher flehenden blaßgrauen Augen, mit denen sie ihn ansah, füllten sich nun doch mit Thränen. „Nein," sagte er geschwind mit möglichst beruhigender Stimme, „das glaub ich nicht."

„Und wir alle nicht! Eh ich das glaube, eher sterb ich! Nein, wenn einer die Schuld hat, dann hat er sie, ihr Mann; darüber bin ich mir ganz sicher. Das hab ich ja gleich gesagt, am Hochzeitstag: ‚er wird sie mißhandeln' ... Fragen Sie nur die Meta; der hab ich's gesagt. — Ach, Herr Geheimrat! Was ist die Ehe? Eine Sklaverei mit Kinderkriegen. Nur die Meta, die ist klug! Die spielt lieber Schach mit ihrem Vater; na, der ist wohl manchmal auch etwas kurios, aber er tyrannisiert sie nicht —"

„Er läßt sich tyrannisieren!" sagte Helm lächelnd.

Lebhaft abwehrend entgegnete die Alte, die auf keinen von ihrem Hause gern etwas kommen ließ: „Das hab ich nicht gesagt!"

„Aber es scheint, unsere kleine Meta hat den Kopf noch oben —"

„O ja!"

„Dann schicken Sie sie mir heraus. Das heißt, ich lasse Fräulein Meta ganz ergebenst bitten, mir einige ihrer kostbaren Augenblicke zu schenken; ich sei ihr gehorsamer Diener. Melden Sie ihr das."

„Sie wollen noch nicht ins Haus? zum Herrn Oberst?"

„Nein, noch nicht. — Sie sagen ihm auch noch nicht, daß ich hier bin. Auch der Erika nicht."

Die Alte legte ihm ihre Hand auf den Arm: „O Herr Geheimrat! In diesen trostlosen drei Wochen — morgen sind's drei Wochen — hab ich das Schweigen gelernt! Wenn alle so — so wund herumgehn, und man an dieses nicht rühren darf und an jenes nicht ... Es ist schwer, das Schweigen lernen. Aber ich hab's gelernt!"

Um die Versicherung zu bekräftigen, drückte sie sich noch eine Hand auf den Mund. Dann ging sie ins Haus zurück.

Helm blieb bei der großen Laube, unter den Kastanienbäumen; hier hatte er früher manchen vergnügten Nachmittag verbracht. Die heitersten wohl, eh Adalbert durch ihn dazukam; da begann das Schwüle, Aufregende, Ernste, das mit der Liebe kommt. Ja, ja: Liebe und Ehe ... Ganz so dumm ist das nicht, dachte Helm, was die Alte von der Ehe sagt. Destilliertes Glück ist's nun grade nicht! — Ihm standen die Jahre vor Augen, in denen er auch eine Frau

gehabt hatte; sie war früh gestorben, bald nach dem einzigen Kind. Es war wohl mehr Unruhe, Sorge, tägliche Umwölkung gewesen als Glück ...

Meta kam aus dem Gartenzimmer, er sah ihr helles Kleid durch die Büsche durch. Die kleine, noch immer etwas schmächtige Gestalt eilte ihm entgegen. „Sie sind also endlich da!" rief sie aus, so herzlich wie noch nie. „O, wie ist das gut!"

Er nickte ihr zu und gab ihr die Hand; zu seinem Erstaunen zog sie sie an den Mund. „Was ist das?" sagte er. „Sie küssen mir die Hand? Fräulein Meta einem Mann? Das ist ja die verkehrte Welt!"

„Ach, lieber Geheimrat!" stieß sie heraus. „Wir sind gar nicht glücklich!"

„Das weiß ich, mein gutes Kind. — Es ist nur komisch, wie oft man das sieht — und heut seh ich's wieder —: das Nichtglücklichsein steht den Menschen oft so gut. — Dennoch sollen Sie wieder glücklicher werden; in der Absicht wenigstens bin ich hier. Darum kommen Sie ..."

Er nahm ihre kleine Hand und führte sie in die Laube, an den runden Tisch. Dort drückte er sie sanft auf eine der Bänke nieder und setzte sich neben sie. Er lächelte sie an. Durch das Herzliche dieses Lächelns angesteckt, lächelte sie nun auch. „Also, meine Gute, nun reden wir ein ruhiges und vernünftiges Wort! Fangen wir ab ovo an; das heißt, mit dem Tag, an dem die traurige Katastrophe sich ereignete — Ihr Vater hat mir alle Hauptsachen geschrieben — und er mit seinen beiden Töchtern davonging —"

„Ja, hatte er nicht das Recht?“ fiel ihm Meta ins Wort. „In seinen Armen brach die arme Erika zusammen —“

„Ich weiß!“

„Und sie sprach dann so verwirrt — wie im Fieber — daß nicht zu verstehen war: was hat sich denn eigentlich begeben? Aber sie ließ den Vater nicht mehr aus den Armen, sie klammerte sich an ihn, flehte um seinen Schutz: ‚Ich will wieder zu dir!‘ — ‚Meine Tochter ist Ihre Frau,‘ sagte der Vater zu Adalbert; ‚aber sie ist offenbar krank, sie braucht Schonung; sie fürchtet sich vor Ihnen und sie flieht vor Ihnen. Es muß Ihnen selber erwünscht sein, denk ich, daß sie einstweilen mit dem Vater geht, um bei ihm zu genesen.‘ Und Adalbert, blaß wie der Tod —“

Es überlief sie bei der Erinnerung; sie schüttelte den Kopf, als verstünde sie's noch immer nicht.

„Was that Adalbert?“ fragte Helm ruhig.

„Er sagte nur — — Wir standen im Hausflur der ‚Aurora‘, Kellner und allerlei Leute kamen, es war schrecklich, schrecklich. Er sagte nur: ‚Es ist gut. Ich will sie nicht wiedersehn!‘ Und war aus der Thür. Und wir, halb von Sinnen, packten noch denselben Abend und fuhren hierher zurück!“

„Adalbert aber fuhr dann ins Welschland weiter —“

Sie nickte. „So haben wir gehört.“

„Und der andre? Der Doktor Wallneck?“

„Ich weiß nicht.“ — Meta machte eine Gebärde

mit Hand und Kopf, wohl halb unbewußt, als würfe sie diesen andern ganz aus ihrem Leben hinaus. „Möchten wir ihn nie, nie wiedersehn. Das ist alles, was ich von ihm weiß!"

„Aber wohl nicht genug." Helm blickte das Mädchen recht herzlich an, und in seinem allerfreundlichsten Ton fuhr er fort: „Ich will sagen, liebes Kind — was denken Sie von Erika und ihm? — Ich, der alte Helm, darf die Frage thun; muß, wenn ich helfen soll."

„O lieber Geheimrat!" sagte Meta, der das junge Gesicht erglühte. „Denken? Kann ich von Erika Böses denken? — Als wir sie in Venedig fragten: was ist denn geschehn? da rief sie, daß es einem das Herz zerriß: ‚Mein Gott, mein Gott, könnt denn auch ihr für möglich halten, daß ich schuldig bin? Was glaubt ihr? Was glaubt ihr?' Und sie rang die Hände. Darauf fragten wir sie nicht mehr. ‚Nein,' sagte Vater, wenn er und ich allein waren, ‚ich wär ein nichtswürdiger, ein schlechter Vater, wenn ich an meiner Erika zweifeln wollte; so lang sie mir nicht selber sagt: ich hab mich vergangen, so lang glaub ich nichts! Kein Wort mehr davon zu ihr. Sie lassen, sie lassen, bis das Kind gesund ist!'"

„Sehr richtig," murmelte Helm und nickte.

„Aber lieber Geheimrat — —"

Meta that einen tiefen Atemzug. Sie blickte den Alten von der Seite an, als hätte sie gern von seinem klugen Gesicht etwas abgelesen, ohne erst zu fragen. Da sie das aber nicht fand, was sie suchte,

fuhr sie zögernd fort: „Es ist nur so unheimlich — so wunderbar …“

„Was, meine Liebe?“

„Ich muß Sie was fragen; weil Sie alles wissen. Kann man — im Gehirn krank sein — geisteskrank, mein ich — wenn man auch scheinbar so vernünftig spricht wie die andern Menschen? Kann man in all seinen Gedanken ganz in Ordnung sein und nur in einem verkehrt?“

„Gewiß kann man das. — Sprechen Sie von Erika?“

„Ach, ich weiß es nicht,“ antwortete sie nach einem kurzen Aufseufzen; „ich versteh es nicht! Manchmal, wenn sie mich so anschaut, aus den tiefliegenden Augen, mit ihrem traurigen Blick; oder wenn sie stundenlang in einem Winkel sitzt, ohne sich zu rühren — am liebsten im Gartenzimmer — und mit ihrem stillen Ernst in die Luft hineinstarrt, oder vor sich hinbrütet — dann stockt mir oft das Herz und ich denke: so sieht man aus, wenn man nicht mehr bei richtigen Sinnen ist! — Ja, aber faß ich mir dann ein Herz, sie etwas zu fragen, so sammelt sie sich — ich kann's förmlich sehn — und antwortet so klar und vernünftig, Sie glauben es nicht. Und mir fällt dann eine Last vom Herzen …“

„Nun also! Das ist ja gut!“

„Ja,“ sagte Meta beklommen, „das ist wohl gut. Dann wieder geht sie umher — hier im Garten, oder durch die Zimmer — so lebhaft, so gesund, als wär ihr gar nichts geschehn; aber ruhelos; immer auf und

ab. Und sie sieht mich zuweilen an — und spricht — ich weiß nicht, spricht sie zu mir oder in die Luft? Und wenn sie von einem Kleid, oder einer Blume, oder dem Wetter anfängt, so ist sie dann auf einmal in Venedig — immer, immer spricht sie sich nach Venedig hin — und steht wie vor einem Gedanken, auf den starrt sie hin. Und grad wie wenn er ein Mensch wäre, mit dem sie sich unterhielte, betrachtet sie ihn von allen Seiten, geht um ihn herum. Und immer dieselben Bilder und Dinge kommen ihr in den Sinn; Worte, die sie gesagt, Gedanken, die sie gehabt ... Ach, es ist ja nichs Verwirrtes, nichts Unsinniges; jedes Wort ist klar; aber doch — — o lieber Geheimrat. Es hört sich doch so an, als dichtete sie sich aus der Wirklichkeit ein Gedicht zusammen — und ein trauriges, schreckliches — ein so unmögliches, daß ich's nicht glauben kann — nein, es ist unmöglich!"

„Hm! — Hoffen wir, daß es unmöglich ist. — Und Ihr Vater? Was sagt denn der, wenn Erika so spricht?"

Meta schüttelte das kluge Köpfchen: „Vor dem spricht sie nicht. So nicht. Da ist's, als wenn sie einen Schleier über ihre Gedanken zöge; als wenn sie sich sagte: ‚nimm dich nur zusammen!' Sie kann sich so merkwürdig zusammennehmen, das wissen Sie ja. Und dann sieht sie ihn freundlich an und sagt so irgend ein Wort, das nichts bedeutet."

Wunderbares Kind! dachte Helm. — „Nun?" fragte er dann, ohne aufzublicken. „Und wenn nun Adalbert eines Tages wiederkäme —"

„Sie will ihn ja nicht sehn! Will nichts von ihm hören. ‚Ich darf nicht! ich kann nicht!‘ sagte sie mir gestern. ‚Ich hab's verscherzt! Das ist aus!‘“

Der bisher unbewegliche Helm rückte nun auf der Bank. „Ich hab's verscherzt,“ wiederholte er murmelnd. — „Noch eine Frage, mein gutes Kind. Wenn ich Sie recht verstehe, so spielt in ihren Phantasien — so wollen wir sie nennen — auch der andere mit —“

„Ja freilich,“ fiel ihm Meta ins Wort, indem ihr wieder die Wangen erglühten. „Sagte ich das noch nicht? — ‚Phantasien‘ ... Ist das nun auch eine Phantasie? Heut morgen hat sie mir erzählt, diesen andern, den Doktor Wallneck, hätt sie gestern gesehn! Da, von den Kastanienbäumen aus, hätt sie ihn gesehn! An der Gartenthür, auf der Straße hätt er gestanden und mit einem traurigen, mitleidigen Gesicht hereingeschaut; da wär sie geschwind fortgegangen und ins Haus hinein. Nicht wahr, das ist Phantasie? Wir wollen ihn ja nie, nie mehr sehn ... Aber wenn's Phantasie ist — Gott im Himmel. Dann ist ja ihr armer Geist doch verwirrt, verstört! Lieber Geheimrat!“

„Nun, das wird sich finden,“ flüsterte der Alte. „Aber jetzt, bitte, still: Ihr Vater kommt. Er sollte ja noch nicht; was macht die Hanna? — Sitzen Sie noch still!“

XV.

Herr von Korwitz, auffallend grauer geworden — bisher hatte er sein Dunkelblond ziemlich rein erhalten — kam aus dem Gartenzimmer, wie es schien, etwas aufgeregt: er bewegte die beiden Arme lebhaft, blieb zuweilen stehn und redete ungeduldig auf Hanna ein, die neben ihm herging. „Warum soll ich im Hause bleiben?" hörte Helm ihn sagen. „Sonst heißt es alle Tage: ‚Herr Oberst, ich bitte, ich bitte, in die frische Luft!' und jetzt fragen Sie auf einmal, was ich im Garten will?"

„Hab's nicht so gemeint, Herr Oberst," erwiderte Hanna, um ihn zu begütigen. Sie sah aber unruhig nach der Laube hin. Ihre Schuldigkeit hat sie gethan, dachte Helm. Armer, guter Korwitz: dich hat dieser Kummer tüchtig eingeschneit!

Korwitz stand wieder still; „nun, Frau Weisheit?" sagte er der Alten ins Gesicht. „Morgen sind's drei Wochen; wo bleibt denn die Besserung, die Sie prophezeiten? Erika schwindet ja hin; seht ihr denn das nicht. So wird's weiter gehn! War ja immer ein

zartes Kind; und hoch aufgeschossen. Und ist eigensinnig. Thut sie je, was ihr Vater will? Ich weiß, was sie will. Sie will gar nicht wieder gesund werden, sie will ganz was andres; und was sie sich vorgenommen hat, wird sie auch erreichen!"

„Ach, mein guter Herr Oberst," entgegnete Hanna, „reden Sie doch nicht so. Nichts wird sie erreichen!" Es schien, daß die Alte mit Thränen kämpfte, sie lächelte ihn aber an: „Ach was! Larifari! Das Kind thut nur so! Geben Sie acht, der junge Saft, der wird sich auf einmal wieder rühren; und dann sollen Sie sehn, wie das Bäumchen wieder lebendig wird. Drei Wochen? morgen? Na ja! Noch einmal drei Wochen, dann werden die Kirschen reif, und das Kind gesund. Und dann lachen Sie, und ich auch; und wie!"

Helm in seiner Laube, die ihn noch immer deckte, lächelte gerührt; die haben ja jetzt getauscht! dachte er. Nun sieht er schwarz und sie weiß! — In seinem Versteck, das sah er wohl, konnte er nicht länger bleiben; er winkte Meta und trat mit ihr auf den freien Platz unter den Bäumen hervor. „Alter Freund," sagte er zu dem erstaunten Korwitz, „da bin ich. Wollte eben hinein zu Ihnen; hab erst von Fräulein Meta hören wollen, wie es hier steht, wie es Ihnen geht. Lieber, alter Freund —!"

Der Oberst nickte ihm zu; schweigend zog er ihn dann in seine Arme.

„Ja, ja," murmelte Helm, „sagen Sie mir nichts. — Das Nötigste weiß ich schon. — Den

Sonnenschein kann man nicht bestellen; aber wir sind ja auch auf Nebel und Wolken eingerichtet. Und was das Kind betrifft —"

Korwitz stieß hervor: „Wie finden Sie Erika?"

„Ich hab sie ja noch nicht gesehn."

„Ja richtig." Ueber das rötliche, jetzt stark entfärbte Gesicht des Obersten ging ein schwaches Lächeln: „Ich bin heute etwas zerstreut!" — Er faßte Helms Arm und zog ihn ein paar Schritte von den andern weg. „Doktor," raunte er, „ich sag Ihnen, wenn Sie mir das Kind nicht gesund machen —!"

„Darum bin ich ja hier," antwortete Helm. Er führte den Oberst noch weiter, bis sie an die Bretterwand kamen, die den Garten von seinem Nachbar trennte. „Ich hab aber noch einen Patienten," fuhr er leise fort. „Der ist heut gekommen. Wir fuhren in demselben Zug, in demselben Wagen —"

„Adalbert!" flüsterte Korwitz.

„Ja. Ich war in meinem Coupé allein; er sah mich am Fenster, auf einem Bahnhof. Da ist er zu mir eingestiegen. Er hatte erraten, wohin ich reiste; und er wollte mit mir sprechen. Lieber Freund, den hat die einsame Reise im Welschland mürb und weich gemacht —"

„Ah!"

„Oder sagen wir lieber: gescheit! — Um es kurz zu machen: er liebt Erika zu sehr, um nicht lieber an seinen sehenden Augen zu zweifeln als an ihrer Unschuld; — ungefähr mit diesen Worten hat er mir's zuletzt gesagt. Ich hab ihm darin nicht widersprochen,

können Sie sich denken! Ich hab ihm — — Also er hofft, daß er in Venedig nicht recht bei Sinnen war, daß die Umstände und die Leidenschaft ihn verblendet haben —"

„Meine Tochter treulos!" warf der Oberst hinein. „Ich kann's nicht glauben! Ich kann's nicht!"

„Eine gesunde Krisis wär also wohl bei ihm zu erwarten — wenn er Erika sehn, mit ihr reden könnte. Da liegt die Schwierigkeit. Ich weiß: sie will ihn nicht sehn! Soll sie auch nicht, ist meine Meinung, solang es ihr nicht gut ist. — Lieber Oberst, wollen Sie mich, den Doktor, auch als Freund mit ihr reden lassen? Seele und Leib sind hier miteinander krank ..."

Korwitz nickte und seufzte. „Sie sollen so reden, Doktor, wie's das Herz Ihnen sagt. Ihnen vertraut das Kind; von keinem andern Arzt hat sie was wissen wollen. ‚Mir fehlt nichts als Glück,' sagt sie, ‚und das haben sie nicht in der Apotheke.' Was Adalbert und diesen andern betrifft — da liegt ein Rätsel vor, das diese kranke, verstörte Erika noch immer nicht gelöst hat; das sich zu ihrer Ehre lösen wird, ich hoff es. Ich lege alles auf Sie. Reden Sie mit ihr ..."

Die unterdrückte Erregung machte sich jetzt Luft, er schüttelte Helms Arm. „Eins verlang ich von Ihnen: machen Sie mein Kind gesund!"

Meta rief von der Laube her. Helm blickte auf und sah seinen Diener kommen, eine Karte in der Hand. „Dieser Herr läßt fragen," sagte der Diener, die Visitenkarte überreichend, „ob er Sie einige Augen-

blicke sprechen kann, in einer wichtigen und dringenden Sache. Er wartet in Ihrer Wohnung, Herr Geheimrat."

Helm betrachtete die Karte verwundert; „Doktor Reinhold Wallneck" stand darauf. So hieß ja „der andre" ... „Wünscht Sie dringend im Interesse des Hauses K. zu sprechen" stand darunter geschrieben.

Wie kommt der zu mir? dachte er. Schnell entschlossen, mit vollkommener Ruhe sagte er zu Korwitz: „Ich rede also mit Erika. Muß nur noch erst ein paar Worte mit einem Herrn sprechen, der — — Das ist schnell geschehn. Ich bin gleich wieder hier."

„Alles, wie Sie wollen, Doktor."

Helm wandte sich zu seinem Diener: „Sagen Sie, ich komme!"

Er grüßte Meta und Hanna, während der Diener geschwind vorausging. „Ich begleite Sie bis zur Thür," sagte der immer liebenswürdig höfliche Korwitz und hängte sich in seinen Arm. Als sie zur Gartenthür kamen, die auf die Straße führte, flüsterte Korwitz, indem er seinen Arm zurückzog: „Es ist ein Unglück, Doktor, aber ich vergöttere dieses Kind ... Kommen Sie nur bald!"

„Sogleich!"

Der Oberst trat in seinen Garten zurück, Helm ging die Straße hinunter, bis zu seinem Haus. Es war eines der kleinsten im Vorort, immer noch zu groß für den einzelnen Mann, der nicht sehr gesellig lebte; um so bequemer hatten seine Bücher sich darin ausgebreitet, die er im Lauf der Jahre mit einer Art

von Leidenschaft vermehrt hatte. Durch seinen kleinen Vorgarten an der Straße schreitend — der eigentliche Garten lag rückwärts —, sah er schon den Fremden am Fenster des Eckzimmers stehn; die schwarzen, glänzenden Augen fielen ihm auf und das feine Gesicht. Er trat in das Zimmer ein und grüßte mit besonderer Höflichkeit. Reinhold Wallneck that dasselbe, sein Gruß war sogar ehrerbietig. In einer gewissen feierlichen, zurückgehaltenen Bewegung ging er dann auf Helm zu.

„Sie wünschen mich vertraulich zu sprechen," nahm der Geheimrat das Wort. „‚Im Interesse des Hauses K.'; das hat mich sofort gezogen, denn dem Haus bin ich sehr — gut. Ich war eben dort —"

„Ich weiß," fiel ihm Reinhold ins Wort. „Verzeihen Sie mir die Dreistigkeit, daß ich Sie aufzustören wagte; mich kann nur entschuldigen, daß — — daß die Sache, um die es sich handelt, keinen Aufschub leidet; und ich wußte mich an niemand zu wenden als an Sie. Ich setze dabei voraus, daß Ihnen mein Name bekannt geworden ist — und gewisse verhängnisvolle Begegnungen —"

„Jawohl," erwiderte Helm, den der eigentümliche dunkle Klang dieser weichen Stimme bewegte. „Das ist mir alles bekannt."

„Ich durfte das voraussetzen, da ich durch die Damen in Venedig hörte, Sie seien der älteste und der beste Freund des Hauses; — übrigens wußte ich schon ohne das, wer und was Sie sind. Ein sehr verehrungswürdiger — — Ich soll nichts weiter sagen; gut. Ich komme zur Sache; und ich mache es kurz.

Durch ein Benehmen, Herr Geheimrat, das ich jetzt tief bereue, da es eine edle Frau unglücklich gemacht hat, ist eine Irrung entstanden, Eifersucht — eine Katastrophe. Ich hab dann nichts mehr gehört, aber — innerlich schwer gelitten, bis ich von einer Wunde geheilt war und nach Deutschland zurückging, um meine unterbrochenen Arbeiten wieder aufzunehmen. In Berlin erfuhr ich dann, durch einen Freund, daß diese unglückliche Frau hier in einem elenden Zustand hinsiecht: wenigstens sagt man so ... Mitleid, Gewissen und eine — tiefe, ehrerbietige Sympathie für die Dame, deren rührend edles Herz ich in einer schweren Stunde kennen lernte — kurz, mich trieb alles her, um für die Wiederherstellung ihrer Gesundheit und ihres Glücks zu thun, was in meiner Macht steht. Gestern schon war ich hier draußen; ich suchte Sie. Sie waren noch nicht heimgekommen, wurden für heute erwartet. Ich bin hier in den Straßen umhergeirrt — wie etwa ein vogelfreier, geächteter Mensch um ein Gefängnis schleicht, aus dem er einen anderen Unglücklichen befreien möchte; hab da drüben beim Korwitzschen Garten an der Thür gestanden und das unschuldige Opfer meines Unglücks, die Dame, in ihrem brütenden Kummer gesehn —"

„Also wirklich Sie!"

„Kurz," fuhr Reinhold nach einem Zögern fort, in dem er seine Worte suchte, „ich stelle mich Ihnen zur Verfügung, Herr Geheimrat. Ich bin bereit, vor Ihnen, vor dem Vater der Dame und, wenn es sein müßte, auch vor ihrem Mann — so furchtbar schwer

mir dies letzte wäre — in jeder Form zu beschwören, daß und wie dieses ganze Verhängnis einzig und allein durch mich entstanden ist; daß auch nicht ein Hauch von Schuld diese junge Frau trifft, deren Hand den elektrischen Strom ahnungslos berührte. Glauben Sie mir, ich thu das nicht mit leichtem Herzen! Ich bin nicht so ein guter Christ, der die Rache Gott überläßt und die Backe hinhält. Könnt ich meinen Feind vernichten, ohne auch diese Frau zu treffen, so thät ich es noch. Aber — — ich hab's mit mir abgemacht, und ich bin bereit. Wann und wie Sie wollen; verfügen Sie über mich!"

Helm sah ihn eine Weile schweigend an und nickte. Er freute sich: der erste Blick auf dieses feine Gesicht hatte ihn nicht getäuscht. Für solche Genugthuungen hatte er eine kleine Schwäche. „Ich danke Ihnen, Herr Doktor," sagte er dann herzlich, warm und drückte ihm die Hand. „Sie sind grade zur guten Stunde gekommen, hoff ich; darüber später mehr. Was von dieser Seite her für die junge Frau geschieht, das wird ihr wohl auch von der andern helfen ... Glauben Sie mir, ich weiß Ihr Opfer zu würdigen. Ich danke Ihnen. Haben Sie heute und morgen Zeit?"

Reinhold nickte.

„Ich gehe jetzt zu der jungen Frau. Ich hab sie noch nicht gesehn. Erst wenn ich wiederkomme, werd ich etwa wissen, was thunlich ist, werd ich Ihnen sagen können —"

„Ich verstehe, Herr Geheimrat. Verfügen Sie über mich!"

„Also auf Wiedersehn hier, in einer Stunde, wenn es Ihnen recht ist. Sie bleiben hier, lesen, ruhn — was Sie wollen — oder gehn in die Luft und kommen wieder. Bester Herr, ich danke Ihnen nochmals. Sie sind —“

„Bitte, lassen Sie das!“ Reinhold machte eine so entschieden ablehnende Gebärde, daß Helm verstummte.

„Also gut, ich lasse das. Auf Wiedersehn!“

Helm ging hinaus. Als er in das Vorgärtchen kam, sah er Reinhold wieder am Fenster stehn, etwas liebenswürdig Weiches in den schwermütigen Augen, das ihm zu Herzen ging. Er dachte über dessen Schicksal nach; ungefähr meinte er zu erraten, was sich mit ihm begeben hatte. Ihn rührte und ihm gefiel dieser Mann . . . Nun zu Erika! zu seiner gefährlichen Kranken. Jetzt begann die Arbeit!

Er horchte gleichsam in sein Inneres hinein: ob er noch ganz den alten Sinn habe, durch das Schwierige eines Falles nur aufgestachelt, begeistert, zu freudiger Anspannung des ganzen Menschen erhöht zu werden. Ja, er fühlte sich noch wie sonst. Es ging ihm wohlig warm durch den Leib. Die Entwöhnung hatte ihn noch nicht abgestumpft; das Hocken am Studiertisch, dachte er, kommt mir gar zu Gute: in diesen Jahren hatte er vor allem sein Lieblingsfeld, die Erkrankungen des Nerven- und Seelenlebens, bearbeitet. „Also zur Attacke!“ sprach er sich selber zu. „Es ist ja, als hätt ich für Erika von Wittow studiert!“ Er ging mit verjüngten Schritten, hielt den Rücken grader,

den er neuerdings vernachlässigt, der sich ältlich gerundet hatte.

Als er ins „Korwitzeum" eintrat, wie er das Haus des Obersten nannte, kam ihm auf dem Vorplatz Meta entgegen, die zur Küche ging. „Erika ist im Garten," sagte sie. „Diesmal brauchte ich ihr gar nicht zuzureden, sie war furchtbar vernünftig; ‚der Abend ist so schön,' sagte sie, ‚ich will noch in die Luft!'"

„Desto besser," erwiderte Helm. Er ging seiner Patientin nach. Auf einem der Kiessteige bewegte sie sich langsam hin und her; die hohe, schlanke Gestalt schien abgemagert zu sein, auch kam sie ihm schwank oder müde vor. Sie stand nach einer Weile still und sah vor sich nieder. Es war ein schmerzlich rührendes Bild; dieselbe Erika, die er zuletzt am Hochzeitstag hatte dahinschweben sehn. Er trat langsam näher. „Guten Abend, meine teure Erika!" sagte er und lüftete seinen Hut.

Sie blickte auf; die Augen träumten noch sehr. „Guten Abend, Doktor," antwortete sie ruhig.

Er erschrak fast über diesen leeren Blick. „Wie? Weiter nichts?" sagte er dann lächelnd. „So kühl begrüßen wir unsern alten Freund, nach so langer Trennung?"

Nun starrte sie ihn wie erwachend an. „Ja," sprach sie langsam, „Sie haben recht. Ich hab Sie ja — lange nicht gesehn." — Plötzlich warf sie sich ihm an die Brust: „Lieber, lieber Doktor!"

Durch diesen Ausbruch etwas erschüttert, aber

schnell gefaßt, strich der Alte ihr über das dunkle Haar. „So ist's recht; so begrüßt man einen alten Freund! — Gute Erika …“ Er nahm ihren Kopf zart zwischen seine Hände. „Lassen Sie einmal sehn! — Ja, die lieben Augen, die liegen tief. Es steht wohl nicht gut. Sie sollen Patientin sein, hör ich.“

Sie sah ihm mit offenem, freundlich traurigem Lächeln ins Gesicht: „Wundert Sie denn das? Wenn man Kummer hat — so viel Kummer wie ich — da blieb' wohl nur ein Kieselstein ganz so, wie er ist! — Fühlen Sie meinen Puls: er ist schwach. Ich hab oft wenig geschlafen, und ich eß nicht viel. Das macht nicht sehr gesund, wie Sie wissen. Sonst aber — — ach, lieber Doktor, wären nur alle Menschen so kräftig wie ich; wie viele beständen dann besser in ihrem Lebenskampf, der oft so voll Mühsal und voll Kummer ist!“

Wenn das nicht Vernunft ist! dachte Helm. Er lächelte sie an: „Ich sehe, was die Diagnose betrifft, so brauchen Sie keinen Arzt; Sie beurteilen sich ja so verständig, als gehörten Sie zur Fakultät. Aber wie behandeln Sie sich? Verstehn Sie das auch so gut?“

„Was soll ich thun, Doktor?“ fragte Erikas tiefe, weiche Stimme. „Wenn Sie Ihren Kanarienvogel in den Käfig setzen, kann er doch nicht fliegen. Wenn mir Gott meine Lebensfreude nimmt, kann er doch nicht von mir fordern, daß ich tanz und singe und mir das Blut so recht lustig durch die Adern läuft.“ Sie legte eine ihrer aristokratischen Hände auf seinen

Arm: „Ich lebe, Doktor. Mehr kann ich nicht. Wenn Sie unglücklich waren, konnten Sie dann mehr?"

„Nein, ich glaube nicht," antwortete Helm, der mit seiner Bewegung zu kämpfen hatte. „Aber da Sie von Ihrem Unglück sprechen, meine teure Erika: auch das Unglück ist kein Kieselstein; wenn wir's herzhaft anpacken, so merken wir, daß es nachgiebt; und zuweilen verflüchtigt es sich unter unsern Händen wie ein Wolkendunst. — Ich glaube, Sie hören mich nicht; Sie starren auf den Boden. Brüten Sie nicht so vor sich hin, wenn ich bitten darf; hören Sie mir noch 'ne Weile zu, liebe Erika. Was man schlecht gemacht hat, kann man wieder gut machen. Wenn jemand Sie gekränkt hat, kann er Sie wieder versöhnen. Sehen Sie — wenn sich's nun von ungefähr so glücklich fügte, daß alles aufgeklärt würde, was sich zu Ihren Ungunsten verdunkelt hat, daß Ihre gute, schuldlose Seele wieder ganz zu Ehren käme — und daß Ihr Mann zu Ihren Füßen — —"

Er hielt inne, die forschenden Augen auf ihrem Gesicht. Erika hatte bald auf die Erde, bald auf Helm gestarrt; bei seinen letzten Worten fing sie an zu zittern. „Adalbert —!" stammelte sie.

„Ja, Ihr Mann. Erschreckt Sie das? Was schüttelt Sie so?"

Sie trat langsam von ihm zurück; bis auf ein Blumenbeet, ohne daß sie's merkte. Ihr sehr entfärbtes Gesicht ging hin und her. „Lassen Sie das," sagte sie, die Schultern zusammenziehend. „Sprechen Sie davon nicht."

„Warum nicht?“

Die Unglückliche sah ihn geängstigt und wie hilflos an. „Ich weiß es nicht,“ murmelte sie. Ihre linke Hand hob sich bis zur Stirn und blieb auf ihr liegen, bewegte sich dann leise hin und her. „Ich — versteh es nicht. Hier sind so viele Gedanken durcheinander, Doktor ...“

„Die werden Sie schon fassen, Kind, die werden Sie unterkriegen; seien Sie nur ruhig. Es war ja immer ein klarer, denkender Geist in Ihnen, und ein fester Wille. Der bewährt sich auch jetzt, wenn Sie tapfer sind!“

„O, ich kämpfe, Doktor!“ erwiderte sie sogleich; mit den Worten kam aber ein Seufzer hervor. Ihr kummervoller Blick ward geheimnisvoll, ihre Stimme leiser: „Bedenken Sie doch, ich kämpfe ja Tag und Nacht! Wenn die Gedanken kommen, die ich nicht will, die ich nicht verstehe — die einer andern gehören — —“

Sie sah unruhig, gequält auf die Seite und dann hinter sich, als stehe etwa diese andre dort. „Jagen Sie sie weg!“ stieß sie darauf hervor. „Lieber, lieber Doktor, jagen Sie sie weg! — Oder — sie hat recht. Das kann sein; ich weiß es nicht. Vielleicht bin ich eine andre, und sie ist die Rechte. Was ich von mir denke, das ist alles Wahn; sie hat recht! Adalbert hat recht!“

„Nein, nein,“ erwiderte Helm mit seinem ruhigsten Baß. „Glauben Sie das nicht. Die andre ist im Irrtum. Warum stehn wir noch immer; setzen wir uns, Kind. Kommen Sie; geben Sie mir die Hand —“

„Lassen Sie diese Hand!“ rief sie jetzt und wich vor ihm zurück. „Die ist nicht mehr rein! Sehn Sie mich nicht an. Ich hab Sie belogen! Erfahren Sie: ich bin eine große, große Sünderin ...“

Sie deutete mit dem Zeigefinger seitwärts auf das nächste Gebüsch, als stehe dort die Lügnerin, die falsche Erika. „Es war Mitleid, sagt sie! Sie lügt, es war nicht bloß Mitleid. In seinen Armen hat Adalbert mich gefunden; ja, in seinen Armen ... Als er ihn töten wollte, hab ich ihn verteidigt; mit diesen Händen hab ich ihn verteidigt, gegen meinen Mann. Glauben Sie niemand, daß ich schuldlos bin! Sie lügt! Ich bin verloren, Doktor!“

Sie stand bei der Laube, sie wankte hinein und sank auf die Bank. Eine Weile zitterte sie; ein jammervoller Anblick. Die übergroßen Augen starrten dann in die Luft.

Der Alte wartete lange, bis der junge Körper sich beruhigt hatte. Als er sie endlich leise seufzen hörte, trat er hinzu. Sich über den Tisch gegen sie vorbeugend, sagte er: „Dann bedaure ich Sie herzlich, gnädige Frau.“

Ihre Augen gingen zu ihm. „Warum nennen Sie mich ‚gnädige Frau‘?“ fragte sie befremdet. „Warum sagen Sie nicht mehr ‚Erika‘?“

„Weil Sie ja die andre sind; und die kenn ich nicht. Die Erika, unsre Erika, die sitzt hier ja nicht.“

„Die sitzt hier nicht,“ wiederholte sie langsam, in tiefer Bangigkeit, sich anstrengend, das zu begreifen. „Die sitzt hier nicht ...“

„Es hat sich eine Fremde in sie eingeschlichen, könnte ich auch sagen. Eine fremde Dame, die unsre Erika von Zeit zu Zeit durch böse Gedanken beunruhigt — so daß dann endlich die arme Erika denkt: ich bin nicht mehr ich! — Aber mir scheint, diese schlimme fremde Dame schleicht eben so allmählich wieder hinaus. Unsre Erika sitzt allein auf der Bank. Es wird Ordnung, Frieden. Die Augen werden wieder klar und gut."

Er ging um den Tisch herum und setzte sich neben sie. „So! Nun sitzen wir wieder ruhig nebeneinander, Doktor Helm und das Kind."

„Liebster Doktor, helfen Sie mir! Ich bin wohl verrückt!"

Sie warf sich ihm wieder an die Brust.

Er hielt sie sanft in einem Arm, streichelte die zarte Gestalt ein wenig; es that ihr offenbar gut. „Nein, meine Liebe," sprach er ihr dann zu, „fürchten Sie sich noch nicht! Wer noch so an eines Menschen Brust sinken kann wie Sie, wer so kämpft wie Sie, der ist noch sehr bei Verstand. Wenn Sie nur erst wieder schlafen lernen, werden Sie ganz erwachen; — das ist die alte Geschichte: wer nicht schläft, der wacht auch nicht. Haben Sie einmal ausgeschlafen, dann reden wir davon mehr; für jetzt will ich Ihnen nur sagen — — oder mögen Sie noch nichts hören? Soll ich lieber nicht?"

„Doch!" antwortete sie leise. Ihre klar leuchtenden Augen baten.

„Also, daß ich Ihnen nur einstweilen sage, wie ich

mir das zusammendenke: Sie waren vermutlich etwas unbesonnen, teure Erika; aber schlecht waren Sie nicht! eine Sünderin nicht! — Ihr armer junger Kopf, der sich die Welt so schön, die Menschen so gut, das Leben so glücklich dachte, ist auf einmal durch einen jähen Schlag so erschüttert worden, daß er um all seine Fassung kam; unten und oben, böse und gut, alles war verwechselt, die ganze Weltordnung war umgefallen — und zu unterst lag Ihr Glück. Da haben Sie angefangen, über dieses unbegreifliche Schicksal zu brüten, einen Zusammenhang, eine Möglichkeit zu suchen; denn so, wie es dastand, in seiner steinernen Entsetzlichkeit, faßten Sie es nicht. Und aus dem Schein, der gegen Sie sprach, aus Worten, die Sie hörten oder sagten, aus Gefühlen, die Sie wohl einmal durchzuckten, haben Sie sich eine Schuld gedichtet, die Ihrem schlaflosen, erschöpften Gehirn zur Wahrheit zu werden droht. Verstehn Sie mich, Erika? Hören Sie mir zu?"

„Ja, ich höre zu," sagte sie, noch in seinem Arm liegend, gegen seine Schulter geschmiegt. „Ich verstehe Sie. — Ach, wie thun Sie mir wohl. Das können die andern nicht. Verlassen Sie mich nicht! Lieber Doktor, verlassen Sie mich nicht! Ich will alles, alles thun, was Sie mir sagen; damit ich wieder gesund werde —"

„Bei diesem Wort halte ich Sie fest. Wir werden schon was Nützliches miteinander machen. Wir werden Ihnen einen guten Trank zusammenmischen: etwas Glück, etwas Seelenfrieden und etwas Eisen im Blut; und dann werden Sie gesund!"

„Ja, ja," erwiderte sie; ihre Augen schlossen sich. — „Ja, ja. — Ach, könnt ich so einschlafen, während Sie mit Ihrer tiefen Stimme so gut zu mir reden. Ich hab so lange, lange nicht geschlafen!"

„Arme Erika. — Nun, so schlafen Sie."

Sie lag eine kurze Weile so da, die langen Wimpern sanft angedrückt; bald öffneten sich aber die Lippen wieder. „Sie sagen: ‚Etwas Glück.' Ach, glauben Sie, etwas Glück kann noch wieder kommen?"

„Ja, ja. Schlafen Sie's nur heran."

„O sagen Sie mir, wie es kommen könnte; sagen Sie mir das noch!"

Helm neigte sich über ihr friedlich holdes Gesicht: „Ohne Liebe kein Glück, gute Erika. Können Sie Ihren Mann noch von Herzen lieben, wenn er wiederkommt und seinen Irrtum erkannt hat, und Sie um Vergebung bittet? — Aber Sie träumen wohl und hören nicht."

„Doch," murmelte sie; „ich höre, Doktor. Wenn ich auch die Augen nicht aufmache, ich hör jedes Wort. — Ja, ja, ich kann ihm vergeben; alles; auch was Sie nicht wissen. Ich muß ja, denn ich lieb ihn so sehr. Ich hab ihn hassen wollen, ich kann nicht. — Ach, wenn es wahr ist, lieber Doktor, daß ich schuldlos bin, dann — dann —!"

Sie seufzte tief auf.

„Zweifeln Sie denn noch?"

„Ach, fragen Sie nicht. — — Sagen Sie: wo ist Adalbert?"

„Seit heute wieder in Berlin. — Erika! Das

Schicksal, das uns heut abend ganz entschieden gnädig ist, hat mir ein Mittel an die Hand gegeben, um ihn von seinem Irrtum zu befreien; hoffen Sie nur getrost mit mir. Na, und wenn's so käme? und wenn er dann heut noch das Verlangen fühlte, Sie zu sehn?"

Ein Zittern lief über Erika hin. „O mein Gott!" seufzte sie.

„Er will diesen Abend noch zu mir kommen. — Haben Sie nur Furcht? keine Sehnsucht?"

„Ob ich keine Sehnsucht habe?" erwiderte sie leise. „Ich hätt ja zuweilen vor Sehnsucht sterben können, Doktor."

„Hm!" murmelte er. „Ja, das ist ein Frauenherz. — Wenn ich nun also gehe —"

„Zu ihm?"

„Er ist vielleicht schon drüben bei mir. Und wenn das, was ich ihm sagen kann, ihn schon überzeugte, wenn sein Herz ihn herzöge — wollen Sie ihn dann sehn? — Sie zittern wieder?"

Sie öffnete die Augen. Mit einem Blick, in dem Bangigkeit, Sehnsucht, Freude gemischt war, sah sie zu ihm auf. „Ja, mein Gott — ich will. — Gehn Sie. — Ich will!"

Er richtete sie auf und erhob sich. „Also gut," sagte er, auf ihre Schulter klopfend, um seine eigene Bewegung nicht zu zeigen, „ich gehe zu Doktor Helm. Das wird alles gut. — Also auf Wiedersehn!"

Er gab ihr die Hand. Erika hielt sie fest und blickte ihm in die Augen; ihre eigenen schienen sich

zu feuchten; es war in der Laube schon so dunkel geworden, er sah es nicht mehr genau.

„Was wollen Sie noch?" fragte er.

„Ich will Sie einmal auf die Lippen küssen." — Sie legte die Hände auf seine Schultern und küßte ihn auf den Mund. — „Bis in den Tod Ihre Erika!"

„Ich danke Ihnen," stieß er hervor. Ihm war auf einmal die Stimme weg. „Kind," brachte er noch mühsam heraus, „Sie werden wieder glücklich. Ich — — ich bin es schon. — Also auf Wiedersehn!"

Er ging geschwind auf die Straße hinaus.

XVI.

Erika blieb noch in der Laube stehn; sie fühlte nun erst die Dunkelheit, die sich inzwischen über den Garten ausgebreitet hatte. Ungewiß sah sie um sich her; ihr ward zu Mut, als sei mit dem Doktor das fort, was ihr Sicherheit gab, dieser zauberhafte Frieden, den der Arzt so oft seinen vertrauenden Kranken bringt. Es kam wieder eine Bangigkeit, fast wie bei einem alleingelassenen Kind. Adalbert wiedersehn ... Es überlief sie jetzt, da sie daran dachte. Rasche Bilder tauchten wieder auf, die einander jagten; was sie in Venedig erlebte; auch das halb überwundene Grauen vor Adalberts frevelnder Vergangenheit ... Sie sehnte sich nach befreienden Thränen; beim Abschied von Helm waren sie gekommen; jetzt wollten sie nicht mehr fließen. Den Kopf schüttelnd über diese Veränderung, sank sie auf die Bank zurück. Sie zog sich zusammen; warum frier ich so? dachte sie. Wie kann ich mich denn vor Adalbert fürchten? Er müßte sich vor mir fürchten; er, der an Reinhold Wallneck und seiner Frau so gefrevelt hat. Warum zittr' ich dann? — Bin ich denn wirklich eine Sünderin, daß ich vor ihm zittre? Was hab ich gethan, großer Gott, was hab ich denn ge-

than? — Die ewigen Fragen, da waren sie wieder. Als sie in Venedig in Reinholds Armen wieder zur Klarheit, zum Bewußtsein kam — nein, in seinen Armen nicht; aber er kniete und küßte ihre Hände und bat sie um Vergebung — was war ihr geschehn? Was hatte sie gethan? — Es war ihr, als hörte sie wieder seine Stimme sagen: „Süße Erika" . . . „Himmlisches Geschöpf" . . . Der Schauder schüttelte sie, der sie schon so oft durchbebt hatte. Ihre Hände rieben sich aneinander. Was hab ich gethan?

„Doktor!" rief sie. „Doktor!"

Ueber dem Klang ihrer Stimme, der sie fast erschreckte, kam sie wieder zu sich. „Ich bin doch ein rechtes Kind," sagte sie hörbar, laut, um sich Mut zu machen. „Weil ich allein bin und es dunkel ist, so fürcht ich mich und komm wieder auf all die dummen Gedanken. Es giebt keine andre Erika. Weg mit ihr. Ich muß nur wieder schlafen; o, wie hat der Doktor recht. Muß nur wieder schlafen . . ."

Es trieb sie aber doch aus dem dunkeln Garten fort — immer schwärzer ward es — und dem Hause zu. Aus der Laube hervorgetreten, auf den freien Platz, fuhr sie auf einmal heftig zusammen: eine männliche Gestalt kam heran. Adalbert! dachte sie einen Augenblick. Die Gestalt war aber klein, nicht groß. „Wer ist da?" fragte sie, fast ohne Stimme.

Es war Reinhold, der hinzutrat; er antwortete noch nicht. Die Unruhe, die ihn zu Helm getrieben, hatte ihn dort nicht lange am Fenster gelassen; er war wieder durch die Straßen gegangen und zur Kor-

witzschen Gartenthür. Als er Erikas hohe Gestalt aus der Laube hervorkommen sah, zog es ihn hin; um ein Wort zu ihr allein zu sprechen, ihr von seiner Reue zu sagen, Vergebung zu erlangen, nach der er sich schon so lange sehnte. Und ihr Heil bringen! dachte er. Nachdem ich ihr so viel Unheil gebracht...

„Gnädige Frau! Bitte, ein Wort —!" sagte er mühsam aus enger Kehle.

Sie verstand ihn nicht; das schreckhafte Herz stand ihr still, und sie zitterte in allen Nerven. „Wer ist da?" wiederholte sie in ihrer Angst.

„Fürchten Sie sich nicht!" erwiderte er rasch. „Nur ein Unglücklicher, der Sie um Vergebung bittet; — es scheint, Sie erkennen auch meine Stimme nicht. Doktor Wallneck..."

Sie fuhr wieder zusammen; eben hatte sie den Klang der weichen Stimme erkannt. „Er ist's!" stammelte sie, als wäre da wieder das Schicksal gekommen. „Er ist's!"

„Ja, ich mußte Sie sehn. Ich mußte Ihnen sagen — Ihnen allein jetzt, Gott sei Dank — daß mich Ihr Elend zu Boden drückt. Mußte Ihnen sagen, wie schwer diese Schuld auf meinem Gewissen liegt... Meiner elenden Rache hab ich Sie geopfert, hab Sie um Ruhe und Ehre gebracht —"

„Nein, nein!" schrie Erika auf.

„Entsetzen Sie sich nicht vor mir; ich bereu es ja! Und ich will's ja sühnen. Sagen Sie mir nur, daß Sie mir vergeben —"

Er wäre gern vor ihr niedergekniet; er wagte es

nicht. Es zog ihn aber doch einen Schritt näher zu ihr; — mit einem neuen Aufschrei wich die Unglückliche zurück. „Um meine Ruhe und Ehre," wiederholte sie seine Worte, in einem Ton, der ihm durch Mark und Bein ging. „Er sagt mir's ins Gesicht. Ich hab gelogen. Ich hab's gethan! Ich hab's gethan!"

„Was haben Sie gethan —"

„Ihrer Rache haben Sie mich geopfert!" schrie sie ihm mit einer ganz verwandelten Stimme ins Gesicht. „Gehn Sie! Ich verwünsche Sie! — Adalbert! Adalbert!" rief sie in den Garten hinein. „Hier bin ich, hier bin ich; hier ist meine Brust. Für die Ehre deines Hauses kannst du töten, sagst du. So stoß zu! stoß zu!"

Sie riß an ihrem Gewand, wie um ihm die Brust zu öffnen. Sie fuhr sich in die Haare und löste sie. Was Reinhold auch versuchte, um zu ihr zu reden, sie zu beruhigen — sie hörte ihn nicht, sie brach in neue wilde, entsetzliche Reden aus. Vom Hause eilte der Oberst herbei, der sie hatte rufen hören, Meta hinter ihm. Sowie Erika ihn sah, lief sie ihm entgegen, warf sich im Gartenweg vor ihn hin: „Hier ist deine schlechte Tochter!" rief sie. „Eine Sünderin! Laß sie nicht länger leben, Vater! Denk an deine Ehre! gieb ihr den Tod!"

Sie umklammerte seine Knie; Korwitz starrte fassungslos auf sie hinunter. „O Gott, da ist es!" stammelte Meta. „Der Wahnsinn! — — Reden Sie doch, mein Herr. Was ist denn eben geschehn —"

„Wie soll ich Ihnen sagen," entgegnete Reinhold mit halberloschener Stimme, „was ich nicht begreife?"

„Da steht er noch," sagte Erika, als sie ihn

reden hörte. „Jag ihn fort! Seine Gegenwart entehrt dich, Vater! Jag ihn fort! Und töte mich!"

Korwitz, ganz und gar verwirrt, zog sie vom Boden empor. Meta sah durch das Dunkel, wie gräßlich Erikas Blicke sich auf Reinhold hefteten, vor ihm schauderten; „gehn Sie!" flüsterte sie ihm zu. „Bitte, kommen Sie!" Beherzt faßte sie ihn am Arm, da er zauderte, und zog ihn zur Straßenthür.

Als Korwitz die beiden verschwinden sah, raffte auch er sich auf. „Kind! Kind!" sagte er und drückte Erika, die sich ihm entwinden wollte, mit einem qualvoll unsicheren Gefühl an die Brust. „Besinne dich! Komm zu dir! Wie kannst du so reden?" Nur um etwas zu sagen, denn inwendig war ihm trostlos zu Mut, setzte er hinzu: „Du träumst. Träume lügen. Wach auf!"

Erika schaute zum Hause hin, sie sah von dort Hanna kommen, ein Windlicht in der Hand, das den Gartenweg beleuchtete; Helm und Adalbert folgten ihr. Sich aus des Vaters Armen losmachend erwiderte sie, mit dem Blick des Wahnsinns: „Gieb acht, Vater; der Mann, der da kommt, der wird nicht so sprechen. Der wird mir's glauben, wenn ich ihm sage, daß ich eine Sünderin bin ..."

Sie trat Adalbert entgegen. „Ja, ja, ja, ich bin's! Ich will nicht mehr lügen. Ich bin schuldig! schuldig!"

„Starren Sie nicht so, Mann," murmelte Helm neben dem versteinerten Adalbert, mit seiner eigenen Erschütterung kämpfend. „Aus dem Mund dieser Frau kommt in diesem Augenblick kein wahres Wort ..."

„Er lügt!“ fiel Erika ein, die ihn verstand. „Alle lügen. Nur ich sag die Wahrheit!“ Sie kniete vor Adalbert hin, wie sie's vor ihrem Vater gethan hatte; mit verzerrtem, fremdem Gesicht. „Hier, hier ist mein Platz. Der da soll mich richten!“

Adalbert, der sich noch gegen sein Entsetzen wehrte, wollte sie emporziehn; da sie sich aber zurückbog, rührte er sie nicht an. „Erika!“ sagte er unsicher, „steh auf. Fasse dich. Bedenk, was du sprichst. Ich bin hergekommen, verstehst du, weil ich mir's abgerungen habe, an dich zu glauben, weil sie alle mir sagen, daß du unschuldig bist. Wenn du's bist, so verklag dich nicht. Lächle nicht so sinnlos! Der Mann ist hier, mit dem du dich verklagst; er will beschwören, daß du schuldlos bist —“

„Er will einen Meineid schwören,“ fiel ihm Erika ins Wort, die wilden Augen nach oben auf Adalbert geheftet. „Glaub ihm nicht! Glaub ihm nicht! Er hat mich seiner Rache geopfert. Ich bin nicht zu retten!“

„Unglücklicher Mensch,“ sagte Helm zu Adalbert, der alle Farbe verloren hatte, „warum zittern Sie. Das sind Wahngebilde. Sie ist krank ... Kommen Sie! Gehn Sie fort!“

„O mein Gott, das sind keine Wahngebilde,“ murmelte der Oberst, dem die Stimme bebte.

„Erika!“ begann Adalbert noch einmal, sich zu ihr niederbeugend, da sie auf den Knien blieb; auch er stammelte nur noch ungewiß. „Hör mich ruhig an. Verdamme dich nicht, wenn du ohne Schuld bist. Nur die Wahrheit, hörst du —“

„Die sag ich ja, mit jedem Wort!“ rief sie aus.

„Ich bin schuldig, schuldig! Deine Ehre, sagtest du damals, ist dir doch noch heilig. Du kannst für sie töten, sagtest du. Hier! Hier!“

Sie hielt ihm die Brust entgegen, riß sich das Gewand auf.

Nun zögerte Helm nicht mehr; er trat zwischen die beiden und zog Adalbert von ihr hinweg. „Gehn Sie,“ sagte er; „Ihr Anblick bringt sie noch um, wenn Sie länger bleiben. — Und Sie, der Vater, Sie glauben, was Ihre kranke Tochter sagt?“

Korwitz schlug sich mit der Hand vor die Augen; er nickte. Helm, dem allein die Besinnung blieb, kniete neben Erika nieder und legte ihren Kopf in seinen Arm; wie von dem furchtbaren Sturm ermattet, schloß sie nun die Augen. „Wittow!“ sagte er und schaute auf. „Sie starren so her, als hätte nicht der Wahnsinn, sondern Gott gesprochen. Mann, was denken Sie?“

„Daß Sie nur heucheln,“ antwortete Adalbert, „wenn Sie an ihren Worten zweifeln. So lügt auch der Wahnsinn nicht! — Gott ist mein Zeuge, ich kam in verzweifelter, wütender Sehnsucht, an sie zu glauben, ihr zu Füßen zu sinken. Da liegt sie nun. Die Schuld, die zum Wahnsinn wurde. Ich kann sie nicht mehr sehn. Nie mehr. Mag Gott ihr helfen! und mir!“

Er stürzte weg.

„Amen!“ sagte Erika, die die Augen groß geöffnet hatte; dann schloß sie sie wieder.

XVII.

Als Helm sich zur Ruhe setzte, um seine bröckelige Gesundheit zu schonen und den Rest seines Lebens den geliebten Studien zu widmen, da konnte er nicht voraussehn, daß ein so ernster Fall, fast der traurigste seines Lebens, ihn noch wieder ganz zum „Doktor" machen, ja ihn mehr als alle früheren um Sammlung und Ruhe bringen würde. Zuerst, nach dieser so unerwarteten wie schrecklichen Katastrophe, schien der Fall ihm hoffnungslos; in einigen Tagen gewann er doch wieder Mut. Wie ihn der Zusammenbruch überrascht hatte, überraschte ihn nun die Ruhe, die Stille, die in Erika einkehrte; wie wenn die furchtbare Entladung, gleich einem lange angesammelten Gewitter, eine lebensfeindliche Spannung gelöst und eine Art von Kirchhofsfrieden zurückgelassen hätte. Ihr Schlaf schaffen! dachte er; dann wär viel gewonnen; vielleicht alles, was von dieser Seite her zu gewinnen ist! In eine Heilanstalt zu gehn sträubte sie sich durchaus, mit Leidenschaft; Zwang schien ihm unmöglich. In ihrem Bett fand sie aber keinen Schlaf; auch wenn keine

schmerzlichen Gedanken sie erregten, lag sie, ob mit offenen oder geschlossenen Augen, in gleichsam starrem Wachsein da. Oder, was häufiger geschah, ein mehr und mehr zunehmendes Grauen trieb sie aus dem Bett; sie lief zu Meta oder zu Hanna und kauerte dort irgendwo nieder, in Decken gehüllt. Dann nickte sie wohl, beruhigend angesprochen, auf ein paar Minuten ein . . .

Dies brachte Helm auf ein Auskunftsmittel, das ihm glückte, mehr als er gehofft hatte. Wenn in ihrem geliebten Gartenzimmer nach dem Nachtmahl Schach gespielt ward — auch er beteiligte sich, so oft man ihn wollte —, so brachte er Erika durch allerlei kleine Künste auf das Sofa, das er zum Schachtisch gerückt hatte, und ließ sie von dort, in ihrer weichen Ecke, mitspielen oder zuschauen; beides liebte sie, so weit sie in ihrem Seelenzustand noch etwas lieben konnte. Rückte die Nacht dann vor — die andern durften an Schlaf nicht denken und nicht davon reden —, so kam allmählich eine süße Ermüdung über Erika, die ihr Gehirn unvermerkt und darum ungestört beschlich. Sie lehnte sich zurück, auf ein scherzhaftes Wort ihres „Doktors", oder auch aus eigener Lust; das Bewußtsein verging ihr, der arme ruhelose Geist tauchte im Vergessen unter. Nur zu bald erwachte er wieder; dann saßen aber die andern, Meta, Helm, der Vater, ebenso wie vorher um den Tisch, die Augen auf dem Schachbrett, um Erika unbekümmert, in der tiefen Stille, die das Schachspiel liebt, oder mit gedämpften, wohlig leisen Worten. Sie fühlte sich dann

so eigen zwischen Traum und Wachen; gleichsam die Augen schon wieder auf die dunkle Flut gerichtet, in die sie von neuem untertauchen sollte. „Ach, es schläfert so gut ein," sagte sie dann wohl, mit tief ernsten Augen lächelnd, „wenn ihr so langweilig über dem Schachbrett brütet ..."

So versank sie wieder. Aus den ersten Viertelstunden Schlafs wurden ganze Stunden. Sie schlief immer tiefer, fester, mit ihrer roten Decke leise zugedeckt. Freilich, wenn sie dann erwachte, wollte sie auf diesem Sofa bleiben, nicht ins Bett zurück; vor dem graute ihr wie vor ihren heimlichen Gedanken. Auch mußte sie die andern am Schachbrett immer wiederfinden, sonst war die Ruhe hin. Die armen Opfer teilten sich in die „Nachtwache", so gut es ging; Helm wanderte ab und zu oder legte sich nebenan ein paar Stunden nieder; zuweilen half auch Hanna aus, die man fürs Schachspiel angelernt hatte. Der Oberst, der sich schwer mehr an Neues gewöhnte, schüttelte zu diesen „tollen Veranstaltungen" jede Nacht den Kopf; sie kosteten ihn auch freilich manche Schlummerstunde. Indessen gab er sie immer williger hin, je deutlicher er sah, daß der beinahe lästig gescheite Helm wieder einmal recht behielt. Erika lebte auf; sie schlief „wie ein Mensch". In ihre Augen kam wieder Sonne. Sie ging nicht mehr wie ein Geist umher. Ueber ihr noch blasses Gesicht flog manchmal ihr altes süßes Lächeln. Wenn er, der Vater, einmal in Trübsinn versank, überraschte und weckte sie ihn wohl durch helle, heitere Gedanken. Kurz, er sah, es ward gut;

er regte wieder seine jugendlichen Flügel. Er packte eines Morgens den „Doktor“ bei den Schultern, um ihn vor Freude zu schütteln: „Sie machen es! Sie machen es!“ rief er ihm ins Gesicht. „Sie machen mir das Kind gesund!“

Helm lächelte; er nickte wohl auch. Ihm selber war noch nicht so wohl zu Mut; denn dem ersten Glück dieser Besserung folgte neue Sorge. Erikas Geist genas sichtbar; er schien ganz genesen; auch der Körper war schon ein wenig wieder aufgeblüht; nun schwand er rätselhaft hin. Eine Weile sah der Alte dem zu, suchte es bald so, bald so zu erklären; zuletzt mußte er sich doch eingestehn: er begriff davon nichts. Ueber ihrem Geist, ihrem Denken lag ein immer sanfterer, gleichmäßigerer, wehmütiger Frieden; Verworrenes und Krankes störte ihn nicht mehr. Aber die liebe, zarte Gestalt verging ...

Was thun? dachte er oft, sich an den grauen Kopf greifend. Was für ein Kobold hänselt uns da? Was anfangen, was thun? — Er beneidete den Oberst fast, den Sanguinischen, der nun nichts Sorgenmachendes mehr sah, kein Hinschwinden bemerkte, sich nur an das Erfreuliche hielt. Die kluge kleine Meta hatte wohl Augen, sie ging in stillen Sorgen umher; davon zu reden vermied sie aber gern, sie drückte gleichsam die Augen zu. Hanna die Schwarzseherin seufzte, wo sie Helm erblickte; er machte oft kleine Umwege, ihr nicht zu begegnen.

Eines Abends, von spätem Spaziergang heimkommend, fand er in seinem Arbeitszimmer einen

Brief, der ihn auf die Spur dieses Rätsels bringen sollte. Es war Reinhold Wallnecks Schrift; er erkannte sie. Schon einmal, am Morgen nach jener unglückseligen Begegnung im Garten, war ein Brief von Reinhold gekommen, damals an Korwitz; eine Anklage gegen sich selbst als den Anstifter des Unheils wider seinen Willen, eine feierliche Beteuerung, daß Erika schuldlos und unbefleckt sei, daß ihr Geist getrübt sein müsse, wenn sie sich verklage. Was sie damals in Venedig zu ihm geführt habe, war darin erzählt; und was den hinzukommenden Adalbert so verhängnisvoll verblendet habe. Diesen Brief, der den schnell zerknirschten Vater wieder zur Vernunft brachte, hatte außer Erika dann auch Helm gelesen und ihn, mit des Obersten Zustimmung, an Adalbert nach Berlin geschickt. Es kam keine Antwort. Adalbert schwieg, als wär er aus der Welt. Nur unter der Hand erfuhren sie, daß er, körperlich ungebrochen, seelisch vollkommen verfinstert, im Dienst wie bisher seine Schuldigkeit thue. Erika war offenbar für ihn tot ...

Helm öffnete Reinholds Brief. Er erstaunte sehr: neben ein paar Zeilen für den „hochverehrten Herrn Geheimrat" lag noch ein geschlossenes Schreiben darin mit der Aufschrift: „An Frau Erika von Wittow". „Wollen Sie die Güte haben," stand auf dem offenen Blatt, „die Einlage zu übergeben, nachdem Sie sie geöffnet und gelesen haben; denn im Interesse der Dame, die nicht wieder in falschen Verdacht geraten soll, bitte ich darum. Den Wunsch, den sie mir schriftlich ausgesprochen hat, kann ich nur auf diese Weise erfüllen ..."

In tiefen Gedanken starrte er auf das Blatt. Erika hatte heimlich an Wallneck geschrieben; — warum? So, wie er sie kannte — ihre Seele lag offen vor ihm — konnte ein Wunsch, den sie diesem Mann gegenüber aussprach, nur ein letzter sein; sie konnte nur an ihn schreiben, wenn sie sich als Sterbende fühlte. Anders war's unmöglich, schien ihm ... Eine fürchterliche Ahnung, die ihn schon bedrückte, ward fast zur Gewißheit. Er nahm Reinholds Brief an Erika in die Hand; lesen durfte er ihn. Aber nein! dachte er; so nicht! Les ich ihn früher als sie, das würd ihre stolze Seele kränken, als hätte ich ihr nicht getraut. Sie selber soll mir sagen, was darin steht; — soll mir's heut noch sagen. Ich geh hinüber, im Augenblick. In dieses Dunkel muß Licht kommen; — ach, ich fürchte, nur zu viel Licht. An was für ein armes, tragisches Geschöpf hab ich da mein Herz gehängt. Sie will mir entschlüpfen ... Sie will mir entschlüpfen . . .

Er seufzte ingrimmig auf; „warte!" sagte er dann, „das duld ich nicht! So laß ich mir diese Kur nicht verderben! So laß ich nicht auf meinem Herzen herumtreten! — Ich hab immer so lange gekämpft, als ich irgend konnte. Das werd ich doch diesmal gewiß thun. So ein abgetakeltes Wrack bin ich doch noch nicht!"

Er steckte den Brief in die Tasche, nahm wieder Hut und Stock und ging hinaus, die Straße entlang. Diesen Weg ging er jetzt dreimal, viermal täglich; ihm war schon fast, wie wenn er aus einem Zimmer

in das andre ginge. Als er die Hausthür geöffnet hatte, sah er die alte Hanna auf dem Vorplatz stehn, die Hände ineinander gelegt; sie schien auf ihn zu warten. Die Flurlampe leuchtete in ihr tiefbekümmertes Gesicht. „Ich hab mir ja gedacht," sagte sie, „daß Sie bald kommen würden. Ach, ich muß Sie allein sprechen, Herr Geheimrat. Es drückt mir ja das Herz ab. Wenn man so was auf der Brust hat und zu keiner Menschenseele davon reden darf ... Ihnen muß ich's aber sagen! Das ist meine Pflicht!"

„Was denn?" fragte er.

Sie zog ihn dreist in einen Winkel, weiter von den Wohnzimmern weg; „ach, Herr Geheimrat!" seufzte sie so leise, wie sie konnte. „Wir wundern uns ja schon lange, daß sie nicht weiterkommt. Daß sie nicht stärker wird, mein ich, kompletter; sondern im Gegenteil. Was ist da zu wundern! Sie nährt sich ja nicht. Sie betrügt uns ja. Sie will jetzt immer auf ihrem Zimmer essen, zu besonderen Zeiten. Warum will sie das? Um es wegzuschütten. Ja, Herr Geheimrat. Sie schüttet heimlich ihr Essen weg!"

Hanna hielt es nicht länger zurück, sie begann zu weinen.

„Hanna —!" sagte Helm.

„Ja! Ich hab's heut abend entdeckt! Vor zwei Stunden. Seitdem geh ich so herum. Schüttet so viel weg, wie sie kann! — Und als ich's entdeckt hab, hat sie mich schrecklich angesehn und bei den Schultern genommen: ‚Erzähl das nicht weiter, hörst du! Wenn du mich lieb hast — wenn du nicht meinen Tod willst

— so schweigst du davon und sagst kein Wort!' — Aber davon schweigen, wie könnt ich das. Wie könnt ich dann vor meinem Gott bestehn. Wenn ich nicht ihren Tod will, sagt sie; sie will ja ihren Tod. O, Herr Geheimrat, das werden Sie nicht zugeben. Das liegt nun auf Ihnen, Herr Geheimrat. Bringen Sie das Kind zur Vernunft!"

Helm verlor die Ruhe nicht; in diesem Haus verlor er sie nie. „Wo ist Erika?" fragte er.

„Na, wo soll sie sein," ächzte Hanna. „Nun sitzt oder liegt sie ja wieder im Gartenzimmer, beim Schachspiel. Nun thut sie ja wieder, als wär nichts geschehn!"

Er erwiderte nichts; er streichelte ihr die faltige Wange, um sie ein wenig zu beruhigen. Das hatte er noch nie gethan; sie hielt verwundert, aber mit einer Art von Andacht still. „Ja, das liegt auf mir," murmelte er dann nur. Er nickte ihr freundlich und herzhaft zu und ging zum Salon.

„Sie will ja ihren Tod," summte oder sauste ihm dabei im Kopf und fuhr ihm in die Brust hinunter. Ja, ja, wie er sich's gedacht hatte: sie will mir entschlüpfen ... Er strich sich aber das Haar von der Stirn — es klebte; kalter Schweiß — und ging leise weiter.

Zwischen dem Salon und dem angrenzenden Gartenzimmer waren die beiden Flügelthüren offen; er konnte den von der Hängelampe beleuchteten Schachtisch sehn, an dem sich Korwitz und Meta gegenübersaßen, dahinter Erika, auf dem Sofa lang ausgestreckt. Sie

schien zu schlafen, das blasse Gesicht hatte tiefen Frieden; aber auch die beiden Wachenden hatten den geräuschlosen Helm nicht gehört. Sie sprachen leise, während sie spielten. Das war abgemacht; Erika behauptete, sie schlafe sogar besser ein und bleibe länger im Schlaf, wenn „so fortgesummt" werde. Helm blieb stehn und hörte gedankenlos zu, dieses Bild betrachtend. Seine Erika lag so da, als hätte sie ihr Ziel schon erreicht ...

„Pièce touchée!" murmelte der Oberst.

Meta zog aber geschwind, als richtige Evastochter, die Hand wieder zurück, da sie das Bedenkliche ihres Zugs erkannte; „o nein!" sagte sie; „noch nicht! Meine Finger haben mit dem Läufer nur so ein bißchen geliebäugelt. — Jetzt zieh ich wirklich!"

Sie zog. — Korwitz lächelte. „Mein armes Kind, dann nehm ich dir den Turm!"

Er nahm ihn. „Weh mir!" seufzte Meta tragisch. „Du spielst heut wieder viel zu gut!" — Sie sah, wie er nun triumphierend strahlte, und nahm noch einen Anlauf; „Schach!" sagte sie, während sie wieder zog.

„Also ‚Schach dem König'," summte der Oberst, überlegen ruhig. „Ja, ja, auf so 'nen gemütlichen Schlafhaubenkönig im Schach geht jeder Bauer los! — Wie der König von Yvetot ..."

Er fing an zu singen, zuerst leise, dann in seiner Wähligkeit immer lauter:

„Il était un roi d'Yvetot
Peu connu dans l'histoire —"

„O, nicht so laut!“ flüsterte Meta. „Du weckst sie auf!“

Korwitz legte sich eine Hand auf den Mund. „Ja, ja! — Bin schon wieder zu vergnügt. Wie das alte Grautier, das zu lustig wurde —“

„Zieh lieber aus dem Schach!“

„Ja, mein Kind; und so, daß du zittern sollst! — Trema Bizanzia . . .“

Er war schon wieder in einer seiner Arien; diesmal unterbrach er sich aber selbst; Erika schien sich zu rühren. „Warum geht auch das Kind nicht zu Bett,“ brummte er dann, um sich zu entschuldigen. „Nimmt das nie ein Ende!“ — Er sah Helm, der eben leise eintrat und mit seinem gewohnten Nicken grüßte. „Ja, ja, alter Freund,“ fuhr er fort, „ich wiederhole das. Dieses Schlafen auf dem Sofa, nimmt das nie ein Ende?“

Helm bezwang sich, zu lächeln. „Sich dem Schlaf ergeben,“ antwortete er ausweichend, „ist das beste Laster.“

„Das leugne ich nicht,“ flüsterte der Oberst. „Sie soll aber zu B e t t gehn!“

„Lieber Freund, warum ergeben Sie sich nicht endlich in Ihr Schicksal, daß sie thut, was sie will?“

„Ich bitte, Herr Oberst,“ nahm Meta das Wort, „achten Sie auf meinen Zug!“

Sie zog wieder; Korwitz sah lächelnd hin; in diesem Augenblick wachte Erika auf. Sie wandte den Kopf zum Licht, stützte sich langsam auf einen Arm; die jetzt so tief liegenden Augen bekamen einen Aus-

druck schmerzlich feierlicher, geheimer Erwartung, den nur Helm wahrnahm: geschwind war er wieder weg. Die junge Frau nickte ihm, dann den andern zu; ein weiches Lächeln verklärte sie. „Guten Abend, Doktor," sagte sie so heiter, als wäre alles schön und gut. „Das ist und bleibt mein liebster Anblick: wenn diese Lampe brennt und das alte Schachspiel mit den verrückten Figuren auf dem alten Tisch steht, und die nächtliche Familie drum versammelt sitzt und so friedlich Krieg führt. — Was ist denn die Uhr?"

Sie fragte das wie obenhin, ohne Absicht; in ihren dunkelbraunen Augen schien aber wieder eine Erwartung zu lauern. „Die Uhr steht auf Zubettgehn!" erwiderte der Oberst.

„Meinst du?" sagte sie und lächelte. „Ich hab eben so süß geträumt, Vater. Und nun seh ich euch alle, und da ist auch das Wachen süß. So ein windstilles Wachen, weißt du" — sie legte sich eine der wachsbleichen Hände an die Stirn — „ohne Sturm und Wellen. Wenn du wüßtest, was für eine Seligkeit das ist. Seinen Kopf für sich haben! keinen Fremden drin ..."

Ein leichtes Erschaudern überlief sie. Korwitz nahm ihre Hand.

„Und diese abscheulichen Phantasien — die kommen nun nie mehr, Kind?"

„Nein, Vater. — Wer das nicht kennt —!" — Sie starrte in die Luft. „Wie wilde Tiere in schauerlichen Nächten um ein Lagerfeuer ziehen, so zogen sie herum; kamen von hier und von dort. In der langen

Nacht — — mir ist diese ganze schlimme Zeit nun wie eine Nacht. Da schlichen sie immer wieder und wieder; stürmten manchmal heulend heran; wichen dann langsam zurück. O! Und endlich, endlich kamen sie nicht wieder. Zogen sich weiter und weiter weg — und es wurde stiller. Heller. Bis endlich der Morgen kam! der hellichte Tag!"

Sie strich sich über die Stirn, die so viel gelitten hatte. „O, da war's gut! Ich war frei!"

Sie stand auf, trat zu Helm; mit einer plötzlichen Bewegung, der er nicht zuvorkommen konnte, ergriff sie seine Hand und küßte sie.

„So, nun räsonnieren Sie nicht!" sagte sie mit einem flüchtigen Lächeln und stellte sich neben Metas Stuhl. Sie schaute auf das Schachbrett; zugleich horchte sie — Helm bemerkte es — auf das Pfeifen der Züge am Bahnhof, das die stille Nacht durchschrillte; ihre Schultern bewegten sich unruhig, als erwarte sie jemand. Sie vertiefte sich aber wieder in das unvollendete Spiel. „O Jemine!" sagte sie in künstlicher Heiterkeit, „wie schlecht steht's für Meta! — Komm, Vater, laß mich versuchen, ob ich das Spiel nicht noch retten kann!"

Sie zog Meta vom Stuhl empor, lächelte sie an und setzte sich auf ihren Platz.

Korwitz schüttelte unzufrieden den Kopf. „Du bist so blaß, Kind; du solltest —"

„Laß mich nur!" fiel sie ihm ins Wort. „Ich will noch einmal — —!"

Sie sprach nicht zu Ende, sie griff nach ihrer

Königin auf dem Schachbrett, mit aufgeregt tändelnder Hand. „Wer ist am Zug?“ fragte sie.

„Ich weiß nicht,“ erwiderte Korwitz beklommen. Die sonderbar verklärten Augen der jungen Frau leuchteten so fremd, so beunruhigend; auch war noch irgend etwas an ihr, das ihm nicht gefiel, das er nicht verstand. „Kind, ich möchte lieber nicht mehr spielen ...“

„Du mußt!“ — Sie lächelte: „Hast du Furcht vor mir? daß ich dir den Sieg entreiße, wie Blücher bei Waterloo? — Meta! wer ist am Zug?“

„Der Vater.“

„Also bitte!“

Korwitz zuckte die Achseln, sann ein wenig und zog. Erika that sofort ihren Gegenzug; Helm, der Zuschauer, staunte, was für einen guten Einfall sie gehabt hatte. Ihre Wangen begannen nun aber auch leise zu erglühen; ein flackerndes Feuer kam in ihre Augen. Sie that Zug um Zug; unruhig bewegte sich dabei der Kopf auf dem schlanken Hals, sobald sich draußen irgend etwas rührte. Sie horchte und war wie abwesend; dann kam sie wie mit plötzlichem Entschluß zurück. Helm konnte kein Auge mehr von ihr verwenden; ihm ward wunderbar eng ums Herz. Hätt ich sie nur erst allein! dachte er.

„Ja, mein guter Vater!“ fing nun Erika an, während sie ihren nächsten Zug bedachte. „Das waren glückliche Tage, als wir jeden Abend so am Schachbrett saßen ...“

„Waren?“ fragte er. „Was heißt das. Werden sein. Und noch lange, denk ich.“

Sie zog, ohne darauf zu antworten. „So!" sagte sie, als hätte sie etwas besonders Gutes gemacht. „Jetzt gieb nur acht auf dein Spiel!" — Sie hörte Signale auf dem Bahnhof und horchte wieder; dann lächelte sie den Vater an. „Du bist ja am Zug, Adalbert —"

Sie fuhr zusammen. — „Nein, der Vater, mein ich. — Warum ziehst du nicht?"

„Weil — — weil du zerstreut bist," erwiderte er. „Bist heut etwas sonderbar, Kind. Was hast du? — Eben flüstertest du etwas vor dich hin ..."

„Ach ja!" sagte sie rasch. „Ich weiß. Unser altes Lied kam mir in den Sinn —"

„Was für ein altes Lied?"

„Hast du es nicht vorhin gesungen, als ich so zwischen Schlaf und Wachen auf dem Sofa lag? Mir war, als hört ich unser ‚Vorrei morir'."

Korwitz schüttelte den Kopf. „Wie kommt dir das jetzt in den Sinn? — Ich hab's nicht gesungen."

Auf das Schachbrett niederblickend, begann Erika mit der gedämpften tiefen Stimme zu singen:

„Vorrei morir! Vorrei morir!
Vorrei morir quando tramonta il sole,
Quando sul prato dormono le viole ..."

Plötzlich stand sie auf.

„Kommt da jemand?" fragte sie.

„Wo?" fragte Korwitz.

„Ins Haus."

„Nein."

„Ich hör nichts," setzte Meta hinzu.

Erika ging zur Thür, die auf den Vorplatz führte;

sie öffnete sie und blickte hinaus. — „Niemand!“ murmelte sie, wie sehr enttäuscht.

„Was ist dem Kind?“ sagte Korwitz, den Kopf schüttelnd. „Ich versteh es nicht.“

Helm bat ihn und die unruhig gewordene Meta durch ein paar Gebärden, zu schweigen; darauf ging er zu Erika, die noch an der Thür stand. „Liebes Kind!“ flüsterte er. „Sie haben etwas auf dem Herzen. Ich auch. Thäten Sie mir die Liebe und hörten mich eine Minute an?“

Sie hatte ihm wie erwachend ins Gesicht gesehn; nach dieser Frage nickte sie und nahm seine Hand. „Ich muß mit Ihnen sprechen, Doktor,“ erwiderte sie leise. „Mit Ihnen allein. Schicken Sie die andern fort!“

Helm ging an den Schachtisch zurück. „Ein kleines Zwiegespräch,“ raunte er so hin, „zwischen dem Doktor und der Patientin. Wenn Sie uns ein bißchen allein lassen wollten. Gehn Sie ruhig, alter Freund, es bedeutet nichts.“

„Das Kind ist wieder so aufgeregt —“

„Das ist bald vorbei!“

Korwitz seufzte, dieser Rückfall kam ihm zu unerwartet; er hatte schon wieder so ganz im Genesungsparadies gelebt. Aber in guter Haltung, wie ein tapferer Soldat, zog er mit Meta in den Salon hinaus und machte beide Thürflügel zu.

XVIII.

Erika hatte unterdessen noch einmal in die Nacht gehorcht; den Kopf traurig schüttelnd kam sie langsam an den Tisch, zu Helm. „Da wären wir also allein," fing der Alte an. „Eh Sie nun reden, meine Liebe, muß ich Ihnen sagen —"

„Sie mir?"

„Ja, ich Ihnen. Kind! was treiben Sie? Was wollen Sie? Wie die Augen glühn in dem blassen Gesicht. Sie sind nicht mehr krank und schwinden doch hin; jetzt weiß ich, warum! Weil Sie nicht mehr essen. Weil Sie die Speisen, die Ihnen Hanna aufs Zimmer trägt, heimlich beiseite schütten. Ja, ja: sie hat mir's gesagt! — Ziehn Sie doch nicht die Brauen so. Es war ihre Schuldigkeit. Was wollen Sie? Wollen Sie durchaus Ihren Tod?"

Erika lehnte sich an den Tisch; eine flüchtige Erregung über Hannas Ausschwatzen verging, sie sah mit tiefem, über ihre Jahre schmerzgereiftem Ernst in sein liebevoll scheltendes Gesicht. „Wozu sollt ich noch leben, Doktor?" antwortete sie. „Hab ich nicht genug

gekämpft und genug gelebt? — Und wenn ich nun diesen letzten Kampf noch kämpfen will, um meine Ehre wieder rein zu waschen —“

„Was heißt das? Was wollen Sie?“

„Ich war wohl immer ein zartes Kind, Doktor; Sie haben mich so genannt; aber glauben Sie, daß ich doch tapfer bin, daß ich einen festen Willen habe? — Sie nicken; und so gut. — Bitte, hören Sie mich ruhig an! Alles, was ich bin, mein Herz und meine Ehre hatt ich Adalbert gegeben. Nun hat er beides weggeworfen. Denken Sie, so will ich weiterleben? Nein! Ich hab jetzt nur noch eins, und das ist mein Tod: der soll mein Zeuge sein, und dem muß er glauben, wenn ich ihm mit sterbenden Lippen sage: ich war dir nicht untreu! Der wird es ihm besiegeln, Doktor, und beglaubigen, daß ich jetzt die Wahrheit sage; und dann wird er mir meine Ehre wiedergeben und mich nicht mehr hassen und verachten!“

Helm mußte sich eines unwürdigen Schluchzens erwehren: Erikas Stimme ging so tief, und sie stand so ruhig wie ein freiwilliges, heiliges Opfer da. „Kind!“ stieß er hervor. „Sie wollen sich so vergehen lassen?“

„Ja,“ sagte sie. „Hab ich nicht das Recht? Ist nicht die Ehre mehr als das Leben? Das hat man uns ja doch immer gelehrt. — Ja, darum eß ich nicht mehr. Und zwingen laß ich mich nicht! — Ich kann ihm ja nicht zürnen, Doktor. Hab ich mich nicht selber verklagt? Und wenn ich's auch im Wahnsinn that — spricht nicht im Wahnsinn so oft die Stimme des Gewissens? — Wenn er nun aber kommt und mich sterbend findet —“

„Auf ihn warten Sie!" fiel er ihr ins Wort.

Sie nickte. Eine Wolke von Bangigkeit zog aber über ihr Gesicht.

„Er wird kommen?" fragte er.

Sie griff nach seinem Arm; ihre Finger preßten ihn. „O, ich hoff es, Doktor! Lieber Doktor, hoffen Sie's mit mir! Ich hab ihm geschrieben; heut morgen. Ich hab ihm geschrieben, wie ich es gemacht hab, um bald zu sterben, und daß ich das Gefühl hab, ich sterb diese Nacht. Ich hätt ihm aber noch ein letztes Geständnis zu machen: ihm allein — und von Mund zu Mund —"

„Erika!"

„Ich dachte: dann muß er doch kommen; dann kommt er gewiß! — Und dazu — — nun müssen Sie mich nicht auslachen; das möcht ich nicht, das ertrüg ich nicht — — dazu hatt ich noch einen Traum, einen letzten, süßen, heimlichen Traum für die letzte Stunde. Was mir damals in Venedig so schrecklich mißlang, doch noch zu vollbringen: die Versöhnung, Doktor, zwischen ihm und ihm! Doktor Wallneck ist edel — Sie wissen es auch — und hat ein so weiches Herz; der Sterbenden, dacht ich mir, wird er's nicht verweigern. Und Adalbert hat ihm so furchtbar unrecht gethan! — Darum schrieb ich an beide; auch Wallneck, hört ich, ist noch in Berlin. Und ich dachte, beide — —"

Die Unruhe ergriff sie wieder; sie verließ den Tisch, sie ging ins Zimmer hinein. „Aber sie kommen ja nicht!" rief sie lauter; bisher hatte sie oft mehr geflüstert als gesprochen. „Es wird so spät, so

spät — und sie kommen nicht! — Bedenken Sie, wie mir ist, was ich fühle, Doktor. Ich hab den Tod gerufen. Ich fühl ihn in mir. Plötzlich wird er da sein — plötzlich. Und wenn's Morgen wird und wenn Adalbert kommt, wach ich nicht mehr auf. O Gott, o Gott, was für ein Gedanke ..."

Mit zwei Schritten kam sie zu Helm zurück, ergriff wieder seinen Arm: „Helfen Sie mir! Verlassen Sie mich nicht! — Nehmen Sie dieses Blatt!"

Sie zog ein offenes, beschriebenes Blatt Papier aus ihrer Tasche hervor, in der es sich zerknittert hatte.

„Wie Sie sich martern, teure Erika," murmelte der Alte. — „Was soll dieses Blatt?"

„Nehmen Sie's! Wenn mich Gott verläßt, wenn meine Augen Adalbert nicht mehr sehn, dann legen Sie mir's auf die Brust; da soll er es finden. Und wenn er dann von dem Blatt auf seine ewig stumme Erika schaut, wird er ihr wohl glauben. Und dann — dann wird er — — O mein Gott! Mein Gott! — Adalbert!"

Die innere Bewegung ward nun doch zu mächtig. Das Blatt, das Helm noch nicht genommen hatte, fiel ihr aus den zitternden Fingern auf den Tisch, zwischen die Schachfiguren. Sie sank auf den Stuhl, auf dem sie vorhin für Meta gespielt, und die Ellbogen auf den Tisch legend bedeckte sie das Gesicht mit den Händen, weinte und schluchzte, leise, die Stimme noch dämpfend, aber als verginge sie.

Kann man das mit ansehn? dachte Helm, den es nun auch zu schütteln anfing. Und da sieht man

ohnmächtig und sieht das mit an? — Die Empörung über diese Unbill riß ihn aus seiner Weichheit auf; indem er die Brauen niederzog und eine Hand mit der andern rieb, suchte und sann er, was sich denn wohl thun ließe, um nicht so mit dem Kind zu vergehn. Ja, wenn jetzt Adalbert käme, fuhr ihm durch den Kopf, wenn er in diesem Augenblick die Thür da aufmachte und seine Frau so weinen sähe — da würd wohl noch alles gut. Aber er kommt ja nicht! — — Er kommt nicht. Nun, wenn er nicht kommt — das könnt ich benützen. Sie muß wieder leben wollen, darauf kommt es an ...

Erika hob den Kopf, tiefen, seufzenden Atem schöpfend. In diesem Augenblick kam ihm sein Gedanke. „Liebe Erika!" nahm er das Wort, indem er noch einen Schritt näher trat. „Daß ich Sie nicht verlasse, versteht sich von selbst. Daß Sie einen festen, mutigen Willen haben, das weiß ich; — aber darum sammeln Sie jetzt Ihre Kräfte und hören Sie, was ich Ihnen mitzuteilen habe. Deshalb kam ich heut abend her. Fast zu gleicher Zeit sind ein Brief und — eine Depesche gekommen ..."

Sie starrte ihn mit einem Laut der Ueberraschung an; ihre Thränen flossen schon nicht mehr.

„Der Brief ist von Doktor Wallneck; ich hab ihn hier; da ist er. An Sie. Er hat mir erlaubt, ihn zu öffnen; ich hab's nicht gethan. Sie sollen selbst —!"

Er hielt ihn ihr hin.

„Bitte, machen Sie ihn auf," sagte sie leise, sich scheu zurückbiegend. „Lesen Sie ihn vor."

Helm öffnete und las:

„Hochverehrte gnädige Frau! Ich kann Sie nicht wiedersehn, ich hätte nicht die Kraft; aber ich sage Ihnen durch diese Zeilen, daß ich überwunden habe, daß ich ihm vergebe. Das Unglück, Sie zu verkennen und Sie zu verlieren, erscheint mir so groß, daß es in meinen Augen mehr als hinreicht, Adalberts Schuld zu sühnen; er muß elender sein als ich, und ich habe schon die Kraft, ihn zu bedauern. Möge Ihnen das Schicksal geben, was es geben kann! Sie haben mir wie ein Engel verziehen; dafür dank ich Ihnen. Möge auch Ihre Schwester mir vergeben ..."

Helm hielt inne, mit einem unwillkürlich fragenden Blick auf Erika. Sie nickte, beinahe lächelnd, und sagte: „Die Glückliche hat schon vergeben und vergessen!"

Helm las zu Ende: „Bis in den Tod in ehrfurchtsvoller Hingebung der Ihre — Reinhold Walleck."

„Das wußte ich: er wird verzeihn," sprach sie vor sich hin. — „Aber, lieber Doktor. Sagten Sie nicht auch von einer Depesche?"

Er nickte, und nahm sich zusammen.

„Von wem ist die? — Foltern Sie mich nicht. Ist sie von Adalbert?"

„Nein, mein teures Kind. Die Depesche —"

Er that, als suche er sie in seiner Tasche. „Zu Hause gelassen; — nun, was liegt daran. Ich weiß ja, was darin steht. Die Depesche ist von Hauptmann Winterstein, von Adalberts Freund. Ihr Mann

ist nämlich nicht in Berlin, wie wir dachten; er ist in dienstlichen Angelegenheiten an den Rhein gereist, mit dem Winterstein. Und der telegraphiert mir nun —"

Erika stand auf. „Was?" fragte sie, noch blasser als vorher.

„Erschrecken Sie nicht! Es ist nicht so schlimm. Ich werde gebeten, zu kommen, weil Adalbert erkrankt ist; nun ja, schwer erkrankt; aber man habe noch alle Hoffnung. So steht in dem Telegramm. Ich werde offenbar nur gebeten, weil ich früher sein Arzt war, seine Konstitution so genau kenne — während dort natürlich ein fremder Arzt — — Kind, Sie haben ja gar kein Blut mehr im Gesicht. Fassen Sie sich. Sie hören ja: alle Hoffnung. Starren Sie nicht so. Sie fallen mir ja um!"

Er faßte sie an beiden Armen. Jetzt verlor sich aber ihre Regungslosigkeit; sie entwand sich ihm nach und nach, als schäme sie sich, so gestützt zu werden. „Nein, ich fall nicht um," antwortete sie; darauf drückte sie die Zähne zusammen. — „Schwer krank! Hundert Meilen weit!"

„Ich reise sogleich zu ihm —"

„Und ich ahn es nicht! Und ich denk nur an mich, wie ich sterben will, um ihn noch einmal zu sehn. Und er, er wird sterben!"

„Nein, nein," tröstete Helm. „Wir werden ihn retten —"

„Ich bin nicht bei ihm!" rief sie aus. „Er hat doch noch eine Frau; die ist nicht bei ihm! Und da

hinten am Rhein wird er sterben — vor mir! Mein Tod wird ihm nicht mehr bezeugen, daß ich schuldlos bin! — Adalbert! Adalbert! Verlaß mich nicht! Deine Erika! Deine Erika!"

Sie hob die Arme gegen die Gartenthür, als stünde er da draußen. Sie rang die Hände.

„Gutes Kind, er kann Sie nicht hören," sagte Helm mit seinem herzlich beruhigenden Baß. „Sie sind tapfer, Sie haben einen festen Willen. Fassen Sie sich."

Ihre Arme sanken langsam nieder; nach einer Weile, ohne ihn anzuschauen, nickte sie vor sich hin. Er konnte ihr Gesicht nicht sehn; sie schien sich selber Ruhe zuzusprechen und nachzudenken. Plötzlich wandte sie sich zu ihm herum; ihre Augen hatten ein festes, gesundes Leuchten. „Wann reisen Sie?" fragte sie.

„Mit dem nächsten Zug."

„Wie viel Zeit haben Sie noch?"

„Hier noch eine halbe Stunde. Dann fahr ich nach Berlin hinein und von da mit dem Nachtzug weiter."

„Wollen Sie mich mitnehmen?"

Helm starrte sie an, als käme ihm diese Frage gänzlich unerwartet. „Sie mitnehmen?" fragte er zurück.

„Sie meinen, er will mich nicht? er weist mir die Thür?"

„Das sag ich nicht. Wenn eine Frau wie Sie zu ihrem schwerkranken Mann kommt —"

„Er soll mich ja nicht sehn!" fiel sie ihm ins

Wort. „Hinter irgend einem Wandschirm will ich mich verstecken. Nur wenn er schläft, will ich bei ihm sitzen ... Aber alles, was zu thun ist, will ich für ihn thun. Will ihn pflegen — wachen ... Warum schütteln Sie so ungläubig den Kopf?“

„Kind, Sie haben ja nicht die Kraft! Sie haben sich ja hinsterben lassen —“

„Ich will's nicht mehr thun!“

„Aber Sie haben's gethan. Ihre armen Kräfte —“

„Ich will sie stärken, ich will sie stärken,“ unterbrach sie ihn ungeduldig; ihre bleichen Hände ballten sich. „Ich muß ihn pflegen, Doktor! er darf mir nicht sterben. Ich will leben, leben! — Schwören Sie, daß Sie hier auf mich warten!“

Sie ging schon zur Thür. Unterwegs blieb sie aber, ihn beschwörend, stehn.

„Gute Erika —“

„Eine halbe Stunde!“

„Schon nicht mehr ganz.“

„Gut. Sie warten! Sie warten!“

„Warten kann ich noch. Aber eine so entkräftete —“

„Sie warten!“ wiederholte sie nur und ging aus der Thür.

XIX.

Helm stand lange still und horchte. Er hörte Erikas Schritte auf dem Vorplatz, dann zur Küche wie es ihm schien; er glaubte ihre und Metas Stimmen zu vernehmen. Beide, wie ihm deuchte, stiegen nach einer Weile die Treppe hinauf; oben bewegte es sich dann in Erikas Zimmer, das über dem Gartenzimmer lag. Er erriet, was Erika von der „Hausfrau" Meta gewollt hatte; das Lächeln des Arztes, der den Kranken zu seinem Besten überlistet, verschönerte seine schmalen Lippen. So weit geht's ja gut! dachte er. Aber wie nun weiter? — Die Abreise muß natürlich ernst genommen werden ... Ich von hier nach Hause, um mich in aller Eile zu rüsten. Im letzten Augenblick komm ich dann: eine zweite Depesche meldet eben, es steht entschieden besser, ich soll mit der Reise noch warten, morgen neue Nachricht! Das ist Balsam für die arme Frau; aufgerüttelt ist sie aber, in der Spannung bleibt sie. Der Lebenssinn ist wieder da; das Weitere — wird sich morgen finden!

Das Blatt, das aus Erikas Händen auf das

Schachbrett gefallen war, kam ihm in die Augen. Er nahm es; er hatte es ja nehmen sollen. Seine Augen feuchteten sich, während er es las; dieser Abend hatte schon so viel an ihm gerüttelt. „Gute Erika!" murmelte er auf das Papier hinunter. „Edles, holdes Geschöpf! — So eine Frau zu haben und sie wegzuwerfen ... Ja, ja, ja, die Gefahr, von der ich ihm am Hochzeitstag sagte ..."

Er hörte geschwinde Füße die Treppe heruntersteigen und steckte das Blatt in seine Brusttasche.

Es war Meta, sie kam und riß die Thür auf; „aber um Gottes willen!" sagte sie schon auf der Schwelle. „Was ist denn mit Erika? Wird sie wieder — konfus? Sie überfällt mich plötzlich in der Speisekammer: gieb mir zu essen, sagt sie. Ich will tüchtig essen! Helm und ich, wir reisen ab! — Ihr reist ab? frag ich ganz verblüfft; und denk, sie phantasiert. Da will ich doch erst mit dem Geheimrat — — Nein! fährt sie mich an. Es eilt! Gieb her! gieb her! — Und nimmt mir den Schlüssel weg, und nimmt Braten, Schinken, Butter und Brot; hilf mir tragen! sagt sie. Könntst mir auch packen helfen, denn ich muß ja essen! — Und so hinauf wie ein Wirbelwind, so zart wie sie ist. Und nun packt sie und ißt sie, beides durcheinander. Ich hab mich eben fortgestohlen ... Lieber Geheimrat! Phantasiert sie, oder ist es so?"

Helm lächelte vor Vergnügen; ihm war, als sähe er sie da oben an ihrem Schreibtisch sitzen und essen. „Ja, meine liebe Meta, es ist wirklich so."

„Adalbert ist krank, sagt sie —"

„Alles richtig. Aber noch keine Gefahr. Kurz, wir beide reisen hin. Sie soll nur das Allernotwendigste packen: morgen schicken Sie ihr den Koffer nach. Ich mache es ebenso; gehe jetzt nach Hause, und von da zum Bahnhof. Ihr Vater oder Ihr Fritz begleitet Frau Erika zur Bahn —"

„Ich! Ich auch!" rief Meta. — „Wenn ich nur begriffe, wie sie so ohne weiteres zu ihm fahren kann . . ."

„Das erklär' ich Ihnen nachher. Bitte, sagen Sie ihr jetzt: nur eine Handtasche packen. In Ruhe essen. Noch ist Zeit genug!"

Meta nickte und huschte hinaus. Er hörte sie die Treppe hinauflaufen, in all ihrer Hurtigkeit; dafür wurde sie auch im Haus das „Flämmchen" genannt. Helm nahm Hut und Stock. Ihm war nur noch ungewiß: sollte er sie zum Bahnhof gehen lassen? oder mit der neuen Botschaft sogleich wiederkommen?

Jedenfalls mußte er fort und in seine Wohnung, oder doch auf die Straße hinaus. Er ging über den Vorplatz, der noch hell beleuchtet war, und öffnete die Hausthür. In diesem Augenblick schrak er doch zusammen, so wenig nervös er war. Zwei Schritte vor ihm stand Adalbert; das Licht einer Gaslaterne fiel ihm schräg ins Gesicht. Er trug seinen dunklen Offiziersmantel lose auf den Schultern (damals hatte man die hellen noch nicht) und stand so da, als stünde er schon lange so. Die männlich schönen Züge, die hohe Gestalt waren wie versteinert; ein Ausdruck der finstersten Traurigkeit war hineingegraben.

„Lieber Freund —!“ brachte Helm mit Mühe hervor. „Sie sind — doch gekommen!“

„Ja,“ erwiderte Adalbert; seine Stimme war fast ohne Klang. „Sie hat Ihnen also davon gesagt ...“

Helm nickte.

„Ja, ich bin gekommen. Ich wollte aber noch nicht ins Haus; ich dachte, irgendwer wird — — Wo ist sie? Sie lebt?“

Der Alte nickte wieder; so zwischen Freude und Sorge mochte er nicht sprechen.

„Also gut — sie lebt ... Was sollt ich thun, alter Freund. Eine Sterbende, schrieb sie. Ein letztes Bekenntnis. Was für ein Bekenntnis? — Ich wollte nichts mehr hören; wozu? dacht ich; wozu? Ich war müde, von zu vielem Wachen, und warf mich aufs Bett; schlief auch ein; da wacht ich aber mit einem scheußlichen Traum wieder auf. Als wandelnde Leiche ging sie immer hinter mir her — hatte keine Ruhe ... Kurz, endlich hatt ich auch keine mehr. Bin herausgefahren ...“

Er trat näher an Helm hinan, da eben Leute vorüberkamen. Ihm fast ins Gesicht sprechend, flüsterte er: „Ich bin auch ein sündiger Mensch. Das hab ich mir gesagt und bin hergefahren. Wenn ein sündiger Mensch den andern noch einmal sehen will — und sie waren so miteinander, wie Erika und ich — dann sollte doch — — Wiederholen Sie mir das noch einmal; Sie sehn so bedenklich aus. Sie lebt?“

„Gewiß,“ antwortete Helm. „Noch lebt sie. Für alle Fälle hat sie mir aber das für Sie gegeben; —

lesen Sie, lieber Freund.“ Er zog das Blatt aus der Brusttasche. Dann wollen wir sehn, wie viel Versteinerung noch übrig bleibt! ging ihm durch den Kopf.

Adalbert nahm das Papier in die Hand; die zuerst so ruhige Hand ward unsicher, befremdet sah er in das alte, verschlossene Gesicht. „Was soll das? Warum schrieb sie das?“

Da Helm nicht sogleich Antwort gab, trat er näher an die Laterne und las. „Mein Geliebter bis in den Tod! Wenn diese meine letzten Worte dir vor Augen kommen, lebe ich nicht mehr —“

„Helm!“ sagte er; nun bebte seine Stimme.

Der Alte bedeutete ihn durch eine Gebärde: ruhig weiterlesen!

„Du aber wirst mir glauben, was ich dir nun sage, wenn dir mein Tod es bezeugt! — Adalbert! Die Erika, der du glaubtest, daß sie schlecht sei, die starb schon vor mir; die lebte ein kurzes Leben — einen bösen Traum — und ich danke Gott: in meinem Grabe wird von ihr nichts mehr ruhn. Die da ruhen wird, die war dir nicht ungetreu; ach, und um es dir zu beweisen, blieb ihr nur der Tod. Du hast einem Schein geglaubt, und ich einem Wahn; das betrog uns um unser kurzes Glück! Ich weine — und segne dich. Sag mir mit einem letzten Kuß auf die kalten Lippen, daß du nun an mich glaubst. Dann sind wir wieder eins! — Deine Erika.“

Adalbert stand noch eine Weile, als lese er noch; seine Augen sahen aber schon nichts mehr. Ein unendlich langer Atemzug füllte seine mächtige Brust.

Dann, als wolle die angesammelte Kraft sich entladen, schüttelte es ihn. Was er in diesen Wochen mit all seinem harten Willen bekämpft, hinuntergedrückt, angekettet hatte, schien nun heraufzusteigen; in der Gestalt eines krampfhaften Schluchzens, das nichts mehr aufhielt, kam es nach oben und durchzitterte die ganze Gestalt. Es kam so laut, daß Helm fast erschrak. Das Blatt, das dieses Letzte gethan hatte, bebte und flog in Adalberts Hand. Er hielt es aber fest, so willenlos er auch weinte.

Helm sah schweigend zu. Plötzlich fühlte er sich umschlungen: mit einer so jähen Bewegung warf sich ihm Adalbert an die Brust. „O, wie hatten Sie damals recht," stieß er im Schluchzen heraus, „an meinem Hochzeitstag! O, wie hatten Sie recht!"

Der Alte drückte ihn an sein Herz. „Ja, es ist schlimm gekommen," sagte er leise, um ein Wort zu sprechen. „Sie glauben nun aber nicht mehr, daß sie — —"

Adalbert schüttelte den Kopf, der noch an Helms Schulter ruhte.

„Die Frau, die das geschrieben hat —"

Adalbert ließ ihn nicht weitersprechen; mit einem dumpfen Laut, der alles sagte, richtete er sich auf, hob das Blatt an seine Lippen und küßte es, indem sein zitternder Atem hineinseufzte. Von Helm hinweg wankte er dann zum Haus, als wüßte er nicht, was er thun, wo er bleiben sollte. Die Hände und den Kopf an die Wand lehnend, weinte er still und stiller vor sich hin.

Die Hausthür ging auf; Korwitz trat heraus, er führte Erika ritterlich am Arm, obwohl etwas kleiner als sie. Meta und Hanna folgten; zuletzt Fritz, der Diener, mit Erikas Handtasche, Mantel und Decke. Der Oberst blieb verwundert stehn, als er Helm erblickte; den Hauptmann, der seitwärts am Haus und im Schatten stand, sah er noch nicht. „Sie hier?“ sagte er. „Meta meinte, wir würden Sie auf dem Bahnhof finden.“

Meta streckte ihren Kopf hinter Korwitz vor: „Erika hat ihre Schuldigkeit gethan, und wie! In aller Geschwindigkeit hat sie furchtbar viel gegessen!“

Helm schielte flüchtig zu Adalbert hin, der sich wieder aufgerichtet hatte und verwundert horchte. Jetzt zog aber Erika ihren Arm aus dem des Obersten und trat auf den Alten zu. „Doktor!“ sagte sie erregt. „Sie hier ... Ist eine neue Depesche gekommen?“

„Ja,“ antwortete er rasch. „Aber keine Furcht; es steht gut. Günstige Krisis, telegraphiert Hauptmann Winterstein; Adalbert entschieden auf gutem Wege. Ich soll heute nacht nicht reisen, soll auf eine neue Depesche warten.“

„Sie täuschen mich gewiß nicht?“ fragte Erika. „Es geht ihm besser?“

„Viel, viel besser. Ich geb Ihnen mein Wort!“

Die Straße war in diesem Augenblick menschenleer, wenigstens in der Nähe war niemand zu sehn. Auf einmal fuhr Erika zusammen: es kniete ein Mensch vor ihr. Sie hörte eine Stimme, die sie weit in der Ferne glaubte; die zu hören sie sich so endlos gesehnt und die sie nie wieder zu hören gedacht hatte.

„Erschrick nicht," sagte Adalbert leise; eine unwiderstehliche Macht hatte ihm das Knie gebeugt. „Ich bin's. Ich will dich nur um Vergebung bitten. Kannst du mir vergeben? — Ja, ja, ich war krank. Aber nur hier und hier ..." Er deutete auf Hirn und Herz; er schlug auf seine Stirn. Ihm fiel dabei das Blatt aus der Hand; er hob es vom Boden auf. „Das da hab ich gelesen; deine ‚letzten Worte'. Wenn du mir noch vergeben könntest. Kein Engel im Himmel — — Aber was sind mir die. Kein Mensch auf Erden ist so rein wie du. Gute, süße Erika. Und ich — — ja, ich konnte — — Erika! Mein armes Weib!"

Erika erbebte bei diesem Wort. Sie konnte noch eine Weile nicht reden, blickte nur immer staunend hinunter: Adalbert auf dem Knie vor ihr! — Sie vergaß ihren Schreck, ihre Erschütterung über der weiblichen Sorge, man möchte ihn so sehn. „O steh auf!" sagte sie endlich und suchte ihn emporzuziehn. „Du — so auf der Straße ... Der Hauptmann von Witow ..."

„Bis du mir vergeben hast," erwiderte er, „muß ich doch so bleiben. Kannst du, Erika?"

„O Gott!" seufzte sie.

„Um diesen Wahn aus meinem Herzen zu reißen, hast du sterben wollen! — — Ich war in der Hölle, Erika ..."

„Hast du auch gelitten? — Ach, ich wußt es wohl. — Ja, ja, in der Hölle ..."

„Und nun? Vergebung —?"

„Alles!" flüsterte sie. — „Und auch er hat dir — —"

Sie wagte jetzt nicht weiterzusprechen, vor so vielen andern. Sie konnte ihn auch nicht mehr auf der Erde sehn; mit ihren schwachen Kräften zog sie, bis er selber aufstand.

Sie nun an sich drückend, in ihre herrlichen Augen schauend — Mund auf Mund legte er noch nicht — sagte er leise, mit gerührtem Lächeln: „Und du wolltest in die Nacht hinaus, zu mir reisen; — wohin denn? Zu dem Mann, der dich verlassen und verstoßen hatte —"

Sie legte ihm eine Hand auf den Mund. „Mein Geliebter!" flüsterte sie. „Ich hab dich wieder. Nicht mehr sterben! Leben! Leben!"

„Doktor!" sagte sie dann lauter, mit einem süßen Ton der Dankbarkeit, und hielt dem Alten die Hand hin. — Hinter ihr schluchzte Hanna; Korwitz räusperte sich laut, beinahe heftig, damit diese weibliche Schwäche ihn nicht ansteckte.

Das Kind.

I.

Gertrud ging in das Bücherzimmer, das für diesen Abend in ein Rauch- und Spielzimmer verwandelt war: der große runde Lesetisch war hinausgeräumt, dafür standen drei Spieltische mit allem Zubehör, auch mit kleinen Rauchtischchen, wie die Winkel eines gleichschenkligen Dreiecks da, von dem alten Pedanten Brink wie mit dem Lineal gestellt. Gertruds rosiger Träumerkopf wandte sich in der Thür zurück; „was noch?“ fragte sie.

„Kind, vergiß das Buch nicht!“ rief der Vater ihr nach.

„O nein!“ sagte sie, überlegen lächelnd, und machte die Thür hinter sich zu. Die junge, noch überschlanke Gestalt ging langsam zwischen den Spieltischen durch; „ja, ja, ich hole das Buch!“ murmelte sie, als spräche sie noch zum Vater. Die hellen Augen wurden wieder träumerisch; unbewußt wiederholend, halb singend summte sie vor sich hin: „Ja, ja, ich hole das Buch ... Ja, ja, ich hole das Buch ...“ Sie stand vor einem der hohen Büchergestelle, schaute auf die hübschen, farbigen

Einbände und durch sie hindurch ins Ferne. Von dort klang er wieder her, ihr Vers, der Vers aus ihrem Traum:

„Und immer ging sie fort, aufs offne Himmelsthor" ...

Nein, dachte sie, den Vers werd' ich nicht mehr los. Wie sonderbar und wie feierlich klingt es: „Und immer ging sie fort, aufs offne Himmelsthor" ... Was wollt' ich doch noch? Ich wollte doch was. Weiß nicht. Kann mich nicht besinnen ...

In einer süßen Unruhe ging sie weiter, an den Büchern hin. „Ach," murmelte sie, da ihr so unbestimmt wohlig ums Herz war, „ach, ich bin so glücklich! — Und immer ging sie fort, aufs offne Himmelsthor" ...

Schilcher trat geräuschlos ein, wie er pflegte; war er doch in dieser Wohnung ebenso zu Hause wie in seiner eigenen, der kleinen Junggesellenwohnung eine Treppe höher. Mit seinem feinen Ohr hatte er Gertruds hingesummten Vers gehört; die kurze, hagere Gestalt blieb noch auf der Schwelle stehn und legte den Kopf auf die Seite, wie um mehr zu hören. „Was summt das Hummelchen?" fragte er ein wenig lächelnd. „‚Und immer ging sie fort' — — Was heißt das?"

Gertrud lächelte auch. „Das ist aus einem Gedicht, Onkel Schilcher, das du noch nicht kennst."

„Was?" sagte der alte Herr, die Augenbrauen hoch ziehend. „Gertrud Rutenberg dichtet?"

Sie schüttelte den Kopf: „Ich? O Gott! Nein! — So wenig wie du! — Ich hab's nur geträumt."

„Verse?" fragte er sehr erstaunt. „Das ist mir noch nie begegnet."

„Mir auch heut zum erstenmal; heut nachmittag. Weil ich die letzte Nacht so schlecht geschlafen hatte —"

„Ja, ja!" warf er ein, mit seinem spöttisch klug herzlichen Lächeln. „Vor dem ersten Ball!"

„So war ich heut nachmittag plötzlich weg — im Lehnstuhl, Onkel Schilcher — und hab' dir so viel zusammengeträumt, es nahm gar kein Ende. Ich glaub', es war ein ganzes Gedicht; — siehst du, im Traum, da hab' ich Talent! — Und dieser eine Vers verfolgt mich förmlich . . ."

Schilcher nickte bedächtig: „Wahrscheinlich weil du den Traum noch niemand erzählt hast —"

Sie schüttelte den Kopf.

„Junge Mädchen pflegen aber ihre Träume gerne zu erzählen . . . Ist dein Vater zu Hause?"

Sie nickte. Mit dem schlanken, dunkelblonden Kopf nach dem Salon deutend warf sie hin: „Doktor Wild ist da; und Lugau."

„Junge Mädchen," wiederholte Schilcher in seiner trockenen Art, „pflegen aber ihre Träume gerne zu erzählen —"

„Dir?" sagte sie. „Du lachst mich nur aus!"

„Wie werd' ich. Siebzehnjährige Mädchen lach' ich niemals aus; das sind sehr ernsthafte, ernst zu nehmende Wesen. Also ein poetischer Traum?"

„O!" stieß Gertrud heraus. „Ein wunderbarer Traum! — Weißt du, ich lag auf einer Wiese, oder auf irgend was Grünem, unter einer Eiche; oder so eine Art von Baum. Plötzlich stand da — — Aber du lachst mich wirklich nicht aus?"

„Wie werd' ich!"

„Plötzlich stand da ein großer, langer, alter, weißbärtiger Mann vor mir; sonderbar gekleidet — hast du einmal ägyptische Priester auf Bildern gesehn? Na, so ungefähr. Und der hob eine Hand — eine schauerlich weiße Hand war's, aber doch sehr schön — und sagte ohne weiteres ein ganzes Gedicht zu mir; warum, weiß ich eigentlich nicht. Es klang aber so feierlich, so — — Nun lachst du. — Nein? — Es klang wie Musik; wunderschön; mir schien's wunderschön. Und der Inhalt war —"

Sie stockte. Schilcher wartete eine Weile, dann fragte er mit seinem ernstesten Gesicht: „Und der Inhalt war —?"

„Auch sehr feierlich," antwortete sie etwas verlegen; „von Glück und — Liebe und — — Aber als ich aufwachte, hatt' ich es vergessen. Nur diesen einen Vers hatt' ich noch im Ohr — den du vorhin gehört hast —"

„Bitte, noch einmal!"

„‚Und immer ging sie fort, aufs offne Himmelsthor'" ...

Gertrud senkte ihr Köpfchen und lächelte still und glücklich vor sich hin.

Schilcher war auch eine Weile still; ganz regungslos wie gewöhnlich; denn viel mit den Gliedern zu sprechen war nicht seine Sache. Das bartlose Gesicht mit den frühen Runzeln, den starken Brauen, der gekrümmten Nase und dem vortretenden Kinn — eigentlich eine Art Nußknackergesicht — betrachtete das

Mädel, an dem seine Seele so hing, mit einem langen Blick aus dem Augenwinkel; um die schmalen Lippen ging ein verstohlenes, weiches Lächeln. „Hm!“ machte er endlich und schob das Lächeln weg. „Der Vers ist übrigens eigentlich nicht ganz richtig, Gertrud. Es müßte doch heißen: ‚Und immer ging sie vorwärts aufs offne Himmelsthor‘ … Nicht?“

„Ja, ja,“ antwortete sie, dachte aber wohl an etwas anderes.

Der alte Herr schwieg wieder ein Weilchen. „Bist wohl sehr glücklich, meine kleine Gertrud?“ sagte er dann langsam.

Sie lächelte ihn träumerisch an und sagte nichts.

„Freust dich wohl sehr! auf den herrlichen, göttlichen —“

„Auf wen?“ fragte sie etwas hastig.

„Nun, auf den ersten Ball.“

„Ja, ja.“

„Den ersten Ball, den du selber giebst! — Wenn wir nun erst im Ballkleid prangen — Rosen im Haar, oder Gott weiß was … Wirst du auch noch fertig?“

Sie lachte. „Beruhigen Sie sich, Herr Oberappellationsrat. Regen Sie sich darüber nicht auf!“

„Werd' mich also nicht aufregen. Danke. — Der erste Ball; den man selber giebt, siebzehn Jahre alt. — Ja, das ist nun auch eines von den Gefühlen, die ich nie gekannt habe! Der erste Ball — die Hochzeit — die Kindstaufe — diese drei höchsten Momente, die sind mir entgangen.“

Gertrud, die nun neben ihm stand — die lange Person war größer als der kleine Herr — hob sich auf den Zehen, im Uebermut, um auf die kleine Glatze zu sehn, die zwischen seinen etwas struppigen, emporgesträubten Haaren wie ein Teich im Schilf lag. „Ach du armer Mann,“ sagte ihre liebe, streichelnde Stimme. „Du bist wohl sehr unglücklich?“

„Könnt's nicht sagen; nein!“ erwiderte er mit seiner trockenen Ruhe. „Erstens freu' ich mich mit Gertrud Rutenberg sehr auf ihren ersten Ball. Zweitens hab' ich diese Gertrud Rutenberg vor siebzehn Jahren taufen helfen, und — und liebe sie ja ungefähr wie ein eignes Kind. Und drittens —“

„Und drittens?“ fragte das Mädchen, da er inne hielt. Ihr ganzes kluges Gesichtchen lachte. „Und drittens denkst du noch zu heiraten?“

„Na, das doch nicht. Aber wenn wir eines Tages Gertrud Rutenberg verheiraten, dann werd' ich ja auch dabei sein; — das heißt, später, später: so ein zehn Jahre hat es wohl noch Zeit!“

Gertrud sah ihn über die Schulter an, sagte aber nichts. Sie war schon wieder bei ihrem Traum; in ihr summte es wieder mit der Priesterstimme: „Und immer ging sie fort“ ...

II.

„Guten Abend, Schilcher!“ sagte jetzt Rutenberg, der Vater, der mit Lugau und Wild vom Salon hereintrat. „Da ist ja wieder die ganze Whistpartie beisammen. Ihr seht, die Spieltische sind schon fertig; könntet gleich dableiben und euch niedersetzen.“

„Ja, das könnten wir wohl,“ entgegnete Doktor Wild, dessen volles Gesicht wie gewöhnlich von Behagen glänzte; „aber schöne Leute haben ihre Pflichten. Wir müssen uns erst durch den Frack und die weiße Weste unwiderstehlich machen; sintemal es ein Ballfest ist. Was würde Gertrud sagen, wenn ihre drei Haus-Adonisse nicht ihre Schuldigkeit thäten, um vollkommen schön zu sein!“

Wild sah seine Kollegen mit den vortretenden Humoristen-Augen an und lächelte einen Augenblick. Sie waren alle drei nicht schön, Lugau, Wild und Schilcher; neben dem kleinen „Nußknacker“ Schilcher stand der Doktor breit und mächtig da, aber leider viel zu dick, und der viel kürzere Lugau war fast noch dicker, so daß ihn die Freunde den „Schneeball“ nannten,

weil er wie die Blüten des Schneeballs sich so allmählich ausgerundet hatte. Nur Rutenberg war ganz wohlgebaut, stattlich, ein echter nordischer Germane mit regelmäßigen, kräftigen Zügen und strahlend blauen Augen. Doch im Humor, konnte man wohl sagen, waren sie alle gleich; ein stadtbekanntes „vierblättriges Kleeblatt“, das schon lange zusammenhielt, zwei Witwer, zwei Junggesellen, drei von ihnen sehr dem Whist ergeben, das damals — im Herbst 1880 — noch nicht so wie jetzt vom Skat abgelöst worden war. Rutenberg, der vierte, saß lieber als Kiebitz daneben, allein oder mit seiner Gertrud, seiner geliebten „Puppe“. So dachte er auch heute zu kiebitzen, während seine Puppe tanzte; darum sagte er, die Hand auf einen Spieltisch legend: „Alles ist da, ihr Männer, auch den Geist des Strohmanns hab' ich eingeladen; denn ohne den Strohmann könnt ihr ja nicht leben. Vergeßt nur nicht das Wiederkommen, und zur rechten Zeit!“

Wild verneigte sich: „Hast's schon einmal gesagt; danke ergebenst für die Wiederholung.“

„Lieber Wild,“ bemerkte Rutenberg, „wir haben unvergeßliche Beispiele von vergeßlichen Junggesellen!“ Er wandte sich zu Gertrud: „Nun, Kind? Das Buch! Ich warte auf das Buch!“

„Heiliger —!“ rief das Mädel aus. „Vergessen!“

Die drei Whistspieler lachten. Wild sah die Tochter und dann den Vater mit seinen glänzenden Augen triumphierend an. „Es scheint,“ sagte er, „die Vergeßlichkeit beschränkt sich nicht auf zu dick gewordene Junggesellen —“

„Ja, ja!“ schmunzelte Schilcher. „So ein siebzehnjähriges Junggesellchen vor dem ersten Ball!“

Der kleine, runde Domänenrat Lugau nahm nun auch das Wort, seine redseligen Arme mitbewegend: „So war's auch damals mit der Grete, meiner kleinen Nichte; — heute abend kommt sie. Gab auch ihren ersten Ball; konnt' es nicht erwarten! Ganz in Rosa; sah aus wie ein Flamingo; stundenlang ging sie in träumerischer Erwartung durch die Zimmer, — so!“

Er versuchte es nachzumachen, wie das seine Art war; es saß ihm in den Gliedern, er konnte es nicht lassen. Der „Schneeball“ bewegte sich träumerisch, schmachtend hin und her; es war aber doch mehr, wie wenn eine Kugel auf zwei Rädchen rollte. „Und dann,“ fuhr er fort, „dann sah sie wieder in den Spiegel, gradaus, seitwärts, rückwärts, — so!“

Er machte es wieder nach, wie seine Grete in den Spiegel schaute. Gertrud lachte, zuletzt unbändig; sie lachte sich auf einen Stuhl. „Ach,“ sagte sie dann, „wie anmutsvoll spielen Sie so ein junges Mädchen! Jeder Jüngling muß sich ja in Sie verlieben, Herr Domänenrat —“

„Es war so!“ rief Lugau eifrig aus. „Auf Ehre!“

Jetzt lachten alle.

„Also das Buch!“ sagte Rutenberg.

Gertrud schnellte vom Stuhl empor: „Ja, jetzt hol' ich das Buch!“

Sie ging wieder am nächsten Büchergestell entlang, mit den Augen suchend; dabei kam ihr aber auch der Traumvers wieder, und das süße Träumen

im Blick. Indem sie an den bunten Rücken der Bücher mit der streichelnden Hand entlang strich, summte sie gedankenlos vor sich hin, als wäre sie allein: „Und immer ging sie fort — aufs offne Himmelsthor“ . . .

Doktor Wild, der sie auch so gut kannte — ihr Arzt seit der Kinderzeit — beobachtete sie heimlich, mit Vergnügen; er sah, wie sie träumte; ihm kam auch schon die Lust, eine seiner üblichen Schnurren und Komödien zu spielen. Nicht zu ihr, sondern zu Rutenberg gewendet, warf er in seiner raschen Weise hin: „Ja, aber meine lieben Freunde, was hilft das! Es ist sehr zu fürchten, daß das Zauberfest heute abend etwas angespritzt wird —“

„Wieso angespritzt?“ fragte Lugau.

„Nu, ich meine, etwas getrübt; etwas ungemütlich. Denn die Depeschen im Abendblatt —“

Gertrud drehte sich zu ihm herum. „Was für Depeschen?“ fragte sie.

„Ist das Abendblatt schon da?“ fragte Schilcher.

„Allerdings,“ sagte Wild und nickte sehr ernsthaft; „ich hab's schon durchflogen.“ Er zuckte gegen Gertrud die Achseln, mitleidig: „Häßliche Depeschen! Störung des lieben Friedens; oder, um es mit einem ganz kurzen Wort zu sagen: Krieg! — Ja, mein Herz, was hilft's. Was man schon seit Achtundsiebzig fürchtet, ist nun eingetroffen: die grande nation und das ‚heilige Rußland‘ haben sich richtig verbündet; und was sie von Deutschland verlangen, ist ein bißchen viel!“

Er wiederholte, da er das Mädchen langsam blaß werden sah: „ist ein bißchen viel!“

„Was verlangen sie denn?“ fragte Gertrud stockend.

„Die Herausgabe von Luxemburg, Livland, Kurland und auch Jütland —“

„Im Abendblatt?“ stammelte Gertrud.

Wild zuckte wieder die Achseln: „Ja!“

„Aber — — Aber das ist ja infam!“ rief das Mädchen aus.

„Was wollt' es nicht!“ sagte Wild. „Freundlich ist es jedenfalls nicht.“

Sie sah den Doktor zaghaft an, nun ganz blaß geworden. „Und das alles können wir Deutschen natürlich nicht herausgeben —“

„Nein,“ fiel er ihr ins Wort, sich scheinbar ereifernd, „nein, das können wir nicht! Luxemburg und Jütland, Livland und Kurland — das können wir nicht! Das ist ganz unmöglich!“

Gertrud blickte in ihrer Hilfslosigkeit umher und sah, daß alle sonderbar heiter waren. „Worüber lächeln Sie?“ sagte sie zu Lugau.

Der Domänenrat rieb seine Hände: „Ueber die Andacht, meine liebe Gertrud, mit der Sie immer wieder auf Doktor Wilds Erfindungen eingehen. Und ein ganz klein bißchen auch über Ihren Lehrmeister in der Geographie!“

„Ah!“ rief das Mädchen, etwas verlegen. „Luxemburg und Jütland — richtig — das gehört uns gar nicht —“

„Und das andre auch nicht!“

Mit seinem ernsthaftesten Gesicht bemerkte Wild:

„Fräulein Gertrud hatten ohne Zweifel in den Geographiestunden etwas Besseres zu thun.“

„Ich?“ fiel sie ihm ins Wort. „Was denken Sie!“ — Ihre rosigen Wangen wurden aber doch noch röter; ihr fiel ein, daß es wirklich schon damals anfing, das mit ihrem Arthur. In einer Geographiestunde, das wußte sie, hatte sie sich zuerst so recht an ihn festgedacht ... „Immer haben der. Herr Doktor solche Späße im Kopf!“ sagte sie geschwind, um die allgemeine Aufmerksamkeit von sich abzulenken.

„Was soll so ein alter Doktor sonst thun, meine liebe Gertrud?“ erwiderte Wild. „Wenn man nicht gesund genug ist, um so wie früher zu praktizieren, dann verfällt man auf Allotria. Spaß und Ernst — wie's nun grade kommt. Wie ein anständiger Mensch für alle Fälle zwei Krawatten im Frack hat, eine schwarze und eine weiße, so hat man auch Spaß und Ernst im Kopf! — Wünsche also einen ungetrübten Abend, ohne Krieg wegen Jütland; und auf Wiedersehn.“

Er winkte Lugau, mit ihm zu gehn; in diesem Augenblick trat der alte Brink, der Diener, herein, um in seiner förmlichen Manier und mit seiner gedämpften Stimme zu melden, daß Fräulein Gertrud auf einen Augenblick zum Fräulein in die Küche kommen möchte. Das „Fräulein“ war die unverheiratete Schwester Rutenbergs, die seit dem Tode seiner Frau das Haus führte.

„Ah!“ sagte Wild, scheinbar sehr erstaunt. „Auch Fräulein Gertrud hat schon Wirtschaftssorgen!“

„O ja," entgegnete das Mädchen heiter; „auch mein Kopf kann schon mit beidem aufwarten, mit Spaß und mit Ernst! — Auf Wiedersehn beim Whist!"

Damit war sie schon draußen, dem alten Brink nach.

Wild folgte ihr mit den Augen. „Glückliches Geschöpf!" murmelte er neidlos.

„Glücklicher Vater!" setzte Lugau hinzu, mit einem kleinen Junggesellenneid; er hatte wie Schilcher nie geheiratet. Die beiden grüßten und gingen.

Rutenberg, der heut von Lebenslust strahlte — er gehörte zu den Leichtbewegten: „himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt" — setzte sich auf einen der Spieltische: „Glücklicher Vater — o ja! — Aber das Buch hab' ich noch immer nicht."

„Schlechte Erziehung," sagte Schilcher trocken, der sich in seine Lieblingsecke gesetzt hatte.

„Natürlich," antwortete Rutenberg nur. — „Ich such's also selber!"

Er trat an ein Büchergestell, aber mit einem vergnügt ratlosen Gesicht. „Gott mag wissen, wohin das Kind dieses Buch verkramt hat!" — Er zog ein paar Bücher aus ihren Reihen hervor, schüttelte den Kopf, stellte sie wieder hin. Ebenso heiter wie zuvor wandte er sich dann wieder zu Schilcher und strahlte ihn mit den blauen Augen an, ohne zu sprechen.

„Was kuckst du so?" fragte der in seiner Ecke.

Rutenberg lachte, nur so vor Vergnügen. — „Nimm 'ne Zigarre, Alter."

Schilcher schüttelte den Kopf.

„Warum ich so kucke? — Ich bin sehr fidel, Schilcher. — Das heißt: es geht mir gut. Ich beneide mich."

„Habe nichts dagegen," murmelte der kleine Herr.

„Das Kind — — Das Kind ist doch entzückend, Schilcher."

„Hat das Buch verkramt."

„Ist aber doch entzückend, Schilcher."

Das gute Nußknackergesicht konnte sich nicht länger enthalten, mitvergnügt zu lächeln. „Meinetwegen!" stieß er heraus.

„Und auch gut erzogen!" behauptete Rutenberg jetzt.

„Zu weich," sagte Schilcher.

„In der richtigen Freiheit, Alter; und darum so gut geraten."

„Bringt dir aber das Buch nicht."

„Der erste Ball!" warf Rutenberg ein.

Schilcher mußte wieder lächeln: „Na ja; meinetwegen!"

Rutenberg, in seiner jugendlichen, glücklichen Unruhe, nahm wieder einen Band, betrachtete ihn, stellte ihn wieder hin. „Dieses verflixte Buch," sagte er mit einer Art von Genuß, „wird kein menschliches Auge jemals wiedersehn! — — Ja, was ich sagen wollte ... Ich glaub' wahrhaftig, Alter, ich war nie so glücklich. Hab' heut nachmittag lange drüber nachgedacht; und mir ist so dankbar zu Mut. Was sich der Mensch wünschen kann, das hab' ich — — nein, das zwar nicht: meine gute Frau ist fort. Aber es

ist doch merkwürdig, was ich alles habe. Gute alte Freunde — eiserne Gesundheit — Freude an der Arbeit — ein schönes Vermögen, das ich mir selber geschaffen —"

„Und es wächst ja noch," bemerkte Schilcher.

„Thät' nicht nötig, Alter. Aber meine brave Fabrik, die läßt sich ja nicht lumpen, will mich durchaus zum richtigen Millionär machen ... Und meine gute Vaterstadt wächst auch und gedeiht; eine unsrer hübschesten alten Städte, nicht? Gute, heitre Leute, nicht verschopenhauert, nicht weltwehkrank; thun das Ihre und leben gern! — Ja, und dann dieses Kind. Ihr so merkwürdig ähnlich; beinah wie eine Fortsetzung meiner guten Frau —"

„Hat aber auch viel von dir," murmelte Schilcher.

Rutenberg lächelte: „Das thut auch nichts, Alter! Mir deucht sogar, die Mischung ist gut! — Ein sehr liebes Kind, Schilcher. Mein einziges, aber ein Prachtstück; so frisch, so gut, so drollig, so zärtlich — und poetisch auch — na, kurz, diese Gertrud!"

Schilcher wollte nichts sagen, dieser redselige Rutenberg hatte ihn in eine Weichheit hineingeredet, die ihm beinahe unmännlich vorkam. Die großen, strahlenden Augen schauten ihn aber gar so auffordernd an. „Freilich!" brummte er.

„Was sagst du?"

„Freilich! sagte ich. — Mein Patenkind. — Gut, daß wir sie haben, Rutenberg."

„Ja, gut, daß wir sie haben! — Wenn mir's zuweilen leid that, Schilcher, daß sie immer älter

wurde, dieses süße Göhr, dieser kleine, zierliche, spaßige, verrückte Engel, unser Trudelchen —"

Schilcher nickte, mit fast geschlossenen Augen. Er hatte ja nichts als die Trudel. Er hatte sie ja unsinnig lieb.

„Daß ich keinen Zauberstab hatte," fuhr der poetisch werdende Rutenberg fort, „um das süße Ding damit anzurühren: ‚bleib so, wie du bist, kleines Spielzeug! kleiner Menschentraum!' dann dacht' ich zum Trost an die Zeit, die nun da ist, Schilcher: Jungfrau Gertrud Rutenberg, siebzehn Jahre alt, ein großes, denkendes, reizend ernsthaftes Geschöpf —"

„Das die Bücher verkramt," warf Schilcher ein, gegen seine Weichheit kämpfend.

„Unser Kamerad," fuhr der Vater unbeirrt fort, „unser Mitmensch, unsre — unsre Antigone —"

„Die nicht weiß, daß Jütland zu Dänemark gehört."

„Die aber ein richtiges deutsches Mädchen ist; eine feine Seele — eine gute, vornehme Seele — und dabei doch immer noch unser Kind! Unser langer, magerer, reizender Liebling; ja, ja, unser Liebling; denn du alter Heuchler, dem ich bis in den tiefsten Grund seines schwarzen, grimmigen, galligen Herzens sehe, du hast sie auch so lieb wie dich selbst! Ja, du, Oberappellationsrat Gottfried Schilcher!"

„L i e b e r," sagte Schilcher tonlos und stand dabei auf. „Nun wollt' ich aber eigentlich bei dir 'ne Postkarte schreiben ..."

III.

Die Thür zum Salon öffnete sich und hinter dem meldenwollenden Brink ward ein hochgewachsener junger Mann sichtbar, der den untersetzten alten Diener überragte. „Mein lieber Brink," sagte der auffallend hübsche Bariton des jungen Mannes, „Sie brauchen Arthur van Wyttenbach nicht anzumelden!" Er schob Brink mit einer leichten, eleganten Bewegung ein klein wenig beiseite, nur so viel, daß er an ihm vorbeischlüpfen konnte, und trat geschwind in das Bücherzimmer. Ein mattes, flüchtiges Lächeln ging über das noch sehr junge Gesicht; die schwarz gekleidete schlanke Gestalt machte eine etwas gesucht nachlässige, aber doch auch ehrerbietige Verbeugung. Darauf warf er das schöngekräuselte Haar zurück, das ihm in die niedrige Stirn fiel, und heftete die kleinen grauen Augen wohlwollend auf Schilcher und verbindlich auf den Hausherrn. „Entschuldigen die Herren gütigst," sagte er mit der einschmeichelnden schönen Stimme, „wenn ich stören sollte —"

„Bitte, Sie stören nicht," fiel Rutenberg ihm ins

Wort. Er wandte sich zu Schilcher: „Herr van Wyttenbach, ein junger — Freund unsres Hauses."

Schilcher, dem ein Anflug von Unbehagen über das faltige Gesicht ging, machte eine seiner trockenen Handbewegungen: „Herr van Wyttenbach ist mir bekannt."

„Jawohl, ich habe die Ehre," warf der junge Mann leicht und doch verbindlich hin. „Wer wird den Herrn Oberappellationsrat nicht kennen!" Er verneigte sich nochmals ein wenig gegen den Hausherrn und sprach in fließender Rede fort: „Sie erwiesen mir soeben die Auszeichnung, Herr Rutenberg, mich einen Freund Ihres Hauses zu nennen. In dieser Eigenschaft, auf die ich stolz bin, hab' ich mir die Freiheit genommen, an diesem festlichen Abend ein unbedeutendes Zeichen der Huldigung darzubringen und die liebenswürdige Königin des Festes damit zu begrüßen."

Er hob den großen, farbenprangenden Blumenstrauß ein wenig, den er in der rechten Hand hielt; die andre hielt seinen schwarzen Hut.

„Ich denke mir," fuhr er dann fort, „Fräulein Gertrud wird noch beschäftigt sein, die letzte Hand" — er lächelte — „an das große Kunstwerk zu legen; ihre Balltoilette zu vollenden, mein' ich. In diesem Fall haben vielleicht Sie die Güte, ihr diesen schlichten Blumenstrauß zu Füßen zu legen."

„Mit Vergnügen," entgegnete Rutenberg höflich. „Ich danke Ihnen. Nehmen Sie Platz, wenn's gefällig ist."

„Ich wünsche durchaus nicht zu stören," sagte Herr van Wyttenbach rasch; „Sie haben ja selber noch Toilette zu machen und so weiter; — nur auf einen Augenblick!" Er setzte sich; Rutenberg auch. „Der große Moment ist nun also gekommen," fuhr der Jüngling fort: „der erste Ball! In welcher freudigen Erregung mag das junge Herz da schlagen ..."

Er hielt lächelnd inne und blickte zur Decke hinauf.

Schilcher, der sonst so Unbewegliche, begann auf seinem Stuhl zu rutschen und warf dem Hausherrn einen Blick des Mißvergnügens zu. Indessen Rutenberg schien das nicht zu bemerken; in etwas kerzengerader Höflichkeit erwiderte er: „Sie werden den Ball mit meiner Tochter eröffnen, hör' ich."

„Eine Ehre, auf die ich stolz bin!" entgegnete Wyttenbach, wieder mit einem leichten Lächeln. „Unter diesen besonderen Umständen ist der Tanz natürlich ein Vergnügen für mich; wenn ich auch sonst nicht mehr der unreife Jüngling bin, den dieses Herumspringen beglückt. Für ernsthafte Männer wird natürlich der Tanz zu dem, was er wirklich ist: zu einer Spielerei — einer ‚angenehmen' — na ja, mag sein. Aber doch eigentlich zu einer geistlosen Geschäftigkeit der Beine, des u n t e r e n Menschen — also des n i e d e r e n Menschen. So denk' auch ich, meine Herren; halte eigentlich schon zu Ihnen — zu Ihnen. Nur die Galanterie gegen die Damen zwingt mich natürlich noch — —" er verbesserte sich: „legt mir die angenehme Pflicht auf —"

„Zu springen," ergänzte Schilcher trocken.

„Zu tanzen,“ schloß Wyttenbach seinen Satz.

„Schadet Ihnen nichts,“ bemerkte Schilcher.

Der junge Mann lächelte etwas gezwungen: „Gewiß nicht! — Gewiß nicht! — Außerdem ist es ja eine gesunde körperliche Bewegung — wie schon die Alten bemerkten; und wenn Plato das Gehen für die gesündeste Motion erklärte, so —“

Er konnte nicht zu Ende sprechen: Gertrud erschien eben in der Thür, zu seiner Verwunderung noch im Hauskleid, aber mit einem entzückend strahlenden, zugleich auch ein bißchen verlegenen Gesicht. Indem sie ihm flüchtig zunickte und noch stehen blieb, sagte sie: „Brink hat mir's verraten. Ein Bouquet für mich!“

Wyttenbach war aufgestanden; mit einer seiner elegantesten Verneigungen kam er auf sie zu. „Allerdings,“ sagte er, das „r“ wie ein Leutnant schnarrend, „diese armen Blumen, verehrtes Fräulein Gertrud, möchten Sie begrüßen.“ Wie zur Entschuldigung zuckte er die Achseln: „Das Beste, was unser rauher deutscher November hergab —“

„Das Treibhaus,“ setzte Schilcher hinzu.

Gertrud hörte das nicht, sie nahm die Blumen und schaute sie zärtlich an. „O wie dank' ich Ihnen!“ sagte sie mit fast kindlicher Freude. „O wie bin ich glücklich!“

Sie war aber zu eilig gewesen, der junge Mann hatte noch allerlei zu sagen; mit einer geschickt tändelnden Bewegung nahm er ihr den Strauß wieder aus der Hand und bewegte ihn vor ihr hin und her,

wie wenn er damit salutierte. „Die Blumen brauchten zwar nicht deutsch zu sprechen,“ setzte er darauf seine Rede fort, „denn sie haben bekanntlich ihre eigne Sprache; aber sie möchten Ihnen doch auf Deutsch ein paar Worte, ein paar Verse sagen:

Der Süßen Süßes! spricht ein Dichterwort;
Der Blume Blumen! wagen wir zu sprechen.
Doch wir verbessern uns sofort:
Der Knospe soll man Knospen brechen.
Du Knospe denn, die sich zur Blume heut erschlossen,
Nimm Knospen hier und Blumen zu Genossen!“

Nun erst überreichte er ihr das Bouquet, mit feierlichem Lächeln; dann wandte er sich zu den Männern zurück. „Meine Herren,“ sagte er, auf einmal zehn Jahre älter geworden, „verzeihen Sie mir diese kleine lyrische Schwärmerei!“

Das Mädchen hatte mit rührend großen Augen bewegungslos zugehört, während ihr Dichter die Verse mit seiner schönen Stimme sprach; da sie nun den Strauß wieder in der Hand hielt, die vor Freude leise zu zittern anfing, dankte sie über ihn hinweg mit einem verstohlen liebevollen Blick. Sie versenkte ihr feines Näschen, ihr ganzes Gesicht in die duftenden Blumen, küßte sie heimlich; nur Arthur konnte es sehn. Aus dem Bouquet heraus kam dann ein leises, kaum vernehmbares, glückseliges Lachen.

Unterdessen beugte sich Rutenberg zu Schilcher hinunter und sagte ebenso leise: „Ein etwas süßes, fades Herrchen; was?“

„Ein Hansquast!“ flüsterte Schilcher.

Gertrud strahlte wieder den Dichter an: „Und wie dank' ich Ihnen für die schönen Verse! Die müssen Sie mir aufschreiben —"

Mit einer geringschätzigen Bewegung lehnte Wyttenbach diese Zumutung ab.

„Ich verlang' es!" sagte sie wie eine kleine Herrscherin, doch dann lieblich bittend. „Sie müssen!" — Jetzt lief sie zum Vater, den sie so von Herzen liebte, und hielt ihm den Strauß hin, daß auch er daran riechen, sich mitfreuen sollte. „Nun, Ballväterchen?" sagte sie, als er das gethan hatte, und streichelte ihm die blühenden Wangen drollig mit dem Strauß. „Deine Trudel geht nun und macht sich schön. Könnt'st das wohl auch thun, du. Bitte, wart heut nicht wie gewöhnlich bis zum allerletzten Augenblick!"

„Nein, nein, ich werd' mich anständig benehmen, Trudel," erwiderte der Vater. Er legte ihr eine Hand an die warme und so weiche Wange; es that ihm gar gut. Auf Schilcher hinunterblickend deutete er mit dem Kopf auf das Kind, voll Liebe und Wohlgefallen. Sein Blick schien zu fragen: hab' ich vorhin zu viel gesagt? bin ich nicht sehr glücklich? — Dann fragte er auch noch mit der Stimme durch ein leises „Hm?"

„Hm!" erwiderte Schilcher einverstanden.

Rutenberg wandte sich zu dem jungen Mann: „Sie entschuldigen uns, Herr van Wyttenbach —"

„Bitte sehr," fiel dieser ein; „der sich zu entschuldigen hat, das bin ich!" — Er nahm seinen Hut,

den er vor dem Versesprechen aus der Hand gelegt hatte, wie um nun auch zu gehn.

Schilcher war aufgestanden; er nahm Rutenbergs Arm und zog ihn langsam zur andern Thür, die in Rutenbergs Wohnzimmer führte. „Ich schreib' noch erst meine Postkarte bei dir," sagte er; „Brink will sie dann in den Briefkasten stecken." Im Gehn setzte er leise hinzu, nachdem er den jungen Mann zum Abschied mit der Hand gegrüßt hatte: „Und ich trinke einen Schnaps auf dies Zuckerwasser."

„Gut zum Tanzen, Schilcher!" flüsterte Rutenberg, harmlos vergnügt, mit einer kleinen Daumenbewegung auf Wyttenbach zurückdeutend. „Ballfutter!" — Damit gingen sie aus der Thür.

IV.

Herr van Wyttenbach hatte sich, während die beiden Alten noch in Sehweite waren, mit einer förmlichen Verbeugung von Gertrud verabschiedet; als sie verschwanden, blieb er an der Salonthür stehn, warf das schön gekräuselte Haar zurück und lächelte das Mädchen zärtlich an. Die Stimme ein wenig dämpfend, doch nur so, daß sie noch Wohllaut behielt, fragte er, indem er die Lippen spitzte: „Also ich hab' Ihnen etwas Freude gemacht, meine süße Gertrud?"

Sie nickte liebevoll. „Die Blumen — und ihre Sprache! — Ach, ich bin so glücklich!"

„Sind Sie glücklich, Gertrud?"

„Ich kann Ihnen ja nicht sagen," antwortete sie, „wie glücklich ich bin! — ‚Und immer ging sie fort' ... Ich muß Ihnen noch einen Traum erzählen —"

Sie sollte aber ihren Traum heute nicht zum zweitenmal los werden; Arthur legte plötzlich einen Finger auf die Lippen und deutete mit dem Kopf hinter sich nach der Thür. Nun hörte sie auch Schritte dort, und Brinks verschleierte Stimme. Es wollte offenbar jemand kommen; man sprach hin und her.

Arthur zuckte entsagend die Achseln; Gertrud, die siebzehnjährige, stampfte auf die Erde; sie fühlte, wie sie diesen Jemand haßte.

Richtig, dachte sie, da kommt das Ungetüm! Die Salonthür ging auf, eine lange Gestalt, ebenso lang wie Wyttenbach, ebenso schwarz gekleidet, erschien auf der Schwelle. Es war ein junger Mann mit blassem Gesicht, mit sehr ernsten Zügen; den weichen schwarzen Hut hielt er in der Hand. Den kenn' ich ja, dachte Gertrud, die ihn mit herzlichem Widerwillen ansah, da er sie so störte. Zu ihrem Erstaunen zitterten ihm die Lippen eine Weile, ehe er mit etwas unsicherer Stimme zu sprechen anfing: „Entschuldigen Sie, Fräulein Rutenberg —!"

„Ach ja, wir kennen uns," sagte sie nun gutmütig; seine Aufregung entwaffnete sie. „Herr von Hiller, nicht wahr —"

Der junge Mann lächelte, im ersten Augenblick etwas schmerzlich, aber schnell gefaßt. „Sie verwechseln mich mit einem andern, mein Fräulein," sagte er schlicht. „Waldeck ist mein Name."

„O!" stieß sie erschrocken aus. „Verzeihen Sie! — Ja, ja, nun seh' ich —"

„Was ist da zu verzeihen," unterbrach er sie; „Sie haben mich ja nur ein paarmal gesehn. Ich wollte mir erlauben, Ihren Herrn Vater — wohl etwas spät — in einer besonderen Sache — — Aber ich hör' eben, hier ist heute Ball. Ihr Herr Vater wird also nicht mehr zu sprechen sein; vielleicht könnt' ich morgen —"

Gertrud schüttelte den Kopf: „Ach nein! Wenn Sie hier etwas warten wollten — er zieht sich an, aber er ist bald wieder da. Mit seiner Toilette —" sie lächelte ermutigend — „dauert es nicht lange! Ich werd' ihm sagen lassen, nicht wahr, daß Sie auf ihn warten."

Na, dachte sie, während sie sprach, ich bin doch freundlich genug gegen das Ungetüm!

„Zu gütig, mein Fräulein," erwiderte der andre, mit seiner sonderbar gepreßten Stimme, die das Mädchen so weich und liebenswürdig gemacht hatte.

„Aber jetzt entschuldigen Sie mich," fiel sie ein, mit einem Blick auf ihr Hauskleid; „ich muß nun endlich fort, 's ist die höchste Zeit! — Wenn Sie Waldeck heißen — ach Gott, wie konnt' ich — — dann sind die Herren ja alte Freunde, nicht wahr?"

Wyttenbach nickte: „Schulfreunde; jawohl."

„Ich lasse Sie also allein; Sie können ja von alten, alten Zeiten miteinander sprechen!" — Ueber ihren Strauß hinweg warf sie rasch noch einen zärtlichen Blick auf Arthur, ganz verstohlen, wie sie dachte; er war aber doch nicht verstohlen genug, denn der Herr Waldeck fing ihn auf. „Auf Wiedersehn!" rief sie; „bald!" Mit andrer Stimme und einer ihrer gelernten leichten Verbeugungen wandte sie sich dann zu dem andern: „Adieu, Herr — Waldeck!"

Sie errötete nachträglich, daß sie ihn „Hiller" genannt hatte, und lächelte und huschte hinaus.

Waldeck sah ihr nach. Seine starken, dunkelblonden Brauen zogen sich zusammen; als dächte er

an den heimlichen Blick, mit dem sie Arthur eben angestrahlt hatte. Er zuckte, als ihm nun Arthur eine Hand auf die Schulter legte; er schien merkwürdig erregt zu sein. „Nun, Waldeck?“ sagte Arthur. „So düster?“

„So heiter?“ fragte Waldeck zurück.

„Das ist 'ne komische Frage. Warum sollt' ich nicht heiter sein? Wenn irgend ein Mensch dazu Ursache hat, so hab' i ch — —“

Er unterbrach sich, nach einem neuen Blick auf den alten Schulfreund, mit dem er zuweilen heimlich Liqueure unter der Schulbank getrunken hatte. Gutmütig, wie er im Grunde doch war, legte er ihm wieder eine Hand auf den Arm: „Uebrigens, wenn ich dir mit etwas nützlich sein kann, so disponier' über mich. Du siehst so aus, alter Junge, wie wenn du Sorgen hättest; — brauchst du vielleicht ‚Kies‘? oder ‚Schotter‘, wie der Oesterreicher sagt? Ich hab' im Augenblick ‚heidenmäßig viel Geld‘!“

Offenbar wider Willen lächelnd sah Waldeck den jungen Krösus freundlich an. „Ein guter Kerl bist du doch!“

„Daran hast du hoffentlich nie gezweifelt,“ warf Wyttenbach hin. „Also — brauchst du Geld?“

„Gott sei Dank, nein. Weder das, noch sonst was! — Es geht dir also gut.“

„O ja,“ sagte Wyttenbach, die kleinen Augen vor Vergnügen noch kleiner machend. „O ja; mehr als gut! — Ich werde jetzt solid. Ich werde jetzt un homme sérieux.“

„Schon? — Dann bist du ja mit vierzig ein Greis!“

Wyttenbach lächelte überlegen, sein braunes Schnurrbärtchen in die Länge ziehend: „O, ich werd' es schon verstehen, mein Junge, mich jung zu erhalten! — Von allem etwas, weißt du, und von nichts zu viel: Arbeit, Ruhe, gutes Leben, zuweilen eine Reise zur Auffrischung; ein Vierteljahr auf dem Lande: denn meine entschiedene Absicht ist, Großgrundbesitzer zu werden. Das gehört jetzt mit dazu, und mit Recht! Das giebt dir festen Boden unter den Füßen, giebt dir eine gesunde Existenz, eine solide Weltanschauung, Ansehen und Einfluß. Später lass' ich mich dann in den Reichstag wählen —“

„Und dein Großgrundbesitz,“ fragte Waldeck, „wer verwaltet den?“

„Ich selbst; wer denn sonst? Eine Thätigkeit muß der Mensch haben, natürlich; das ist der kategorische Imperativ des Lebens ... Ich studiere jetzt erst eine Weile Landwirtschaft und Nationalökonomie; dann mach' ich noch eine kleine Reise um die Erde — das gehört mit dazu —“

„Und dann heiratest du,“ ergänzte Waldeck, mit einem unwillkürlichen Blick auf die Thür, durch die vorhin das junge Mädchen hinausging.

„Wahrscheinlich!“ sagte Wyttenbach lächelnd.

„Und heut — wirst du hier tanzen.“

„Na ja!“ — Wyttenbach lächelte wieder, aber matt, resigniert. „Ich bin ja noch in dem Alter, wo man herumhopsen muß. Und überhaupt — eine Zeit-

lang muß ich die Kindereien noch mitmachen. Obgleich ich eigentlich, kann ich dir sagen, mit all diesen Jugendeseleien ziemlich fertig bin —"

„Bist wohl schon sehr blasiert?" fragte Waldeck, nach einem neuen düsteren Blick auf die Thür.

„Die Sachen verlieren ja natürlich mit der Zeit ihre Reize! Indessen, wenn man noch jung ist —"

Waldeck unterbrach ihn wieder, mit einem etwas unsicheren Anlauf: „Und — durch was für einen Glücksfall willst du das alles erreichen, wenn man fragen darf?"

Wyttenbach trat einen Schritt zurück, sein glattes, hübsches Gesicht verzog sich; „das möcht'st du wohl wissen," sagte er vergnügt. „Das ist mein Geheimnis. — Adieu!"

Er ging zur Salonthür.

„Adieu!" rief ihm Waldeck nach.

Es kam noch eine gutmütige Regung über den zukünftigen Großgrundbesitzer; er blieb wieder stehen. „Also, alter Junge, ich kann dir auf keine Weise unter die Arme greifen?"

„Ich danke," sagte Waldeck und schüttelte den Kopf.

„Also prost!"

Wyttenbach griff aber, eh' er ging, noch in die Westentasche, zog ein Zwanzigmarkstück heraus und legte es sich auf die Hand. „Kopf oder Schrift?" fragte er, an die alten Zeiten denkend, wo sie dasselbe Spiel mit Kupfermünzen gespielt hatten.

„Schrift!" antwortete Waldeck gleichgültig.

Wyttenbach hielt ihm das Goldstück hin: „Schrift!“ sagte er. „Hast gewonnen. — Da!“

Waldeck nahm das Goldstück, mit seinem ernsten, verschlossenen Gesicht. „Revanche?“ fragte er dann.

„Danke.“

Mit der blasierten Grazie eines Prinzen öffnete Wyttenbach die Thür und sagte altklug lächelnd über die Schulter zurück: „Und so treibt man noch immer wieder diese alten Scherze. — Adieu!“

Er stieß die Thür vor sich her und ging.

V.

Fritz Waldeck stand eine Weile, ohne sich zu rühren; dann seufzte er langsam, tief, er wußte nicht, warum. Ein schwermütiges Gefühl lag ihm so breit und voll auf der Brust. Der wird nicht umkommen, dachte er; der macht seinen Weg! — Und diese hübsche Figur aus Chinasilber scheint der Gertrud Rutenberg gar so gut zu gefallen ...

Er versank in diesen Gedanken wie in weichen Moorgrund; er kam nicht wieder heraus. Vielleicht hatte er schon lange so dagestanden, auf demselben Fleck, als endlich die andre Thür, die zu Rutenbergs Wohnzimmer, aufging und der Hausherr erschien. Die noch so jugendliche, breitschultrige Gestalt war nun für den Ball gekleidet; ins Knopfloch hatte Rutenberg eine Rose gesteckt, die ihm Gertrud durch die kleine Jungfer aus ihrem Arthur-Strauß geschickt hatte. Hinter ihm, etwas später, kam Schilcher, noch in seinem Hausrock.

„Ich stehe Ihnen jetzt zu Diensten," sagte Rutenberg. „Mit wem habe ich —"

Er unterbrach sich selbst; der schlanke, blasse junge Mann stand wie ein Fragezeichen vor ihm. Es war ihm, als hätte er schon eine ähnliche Erscheinung gesehn, und doch war ihm diese fremd. Er sah in ein tiefernstes, kühnes, geistiges Gesicht; es erinnerte ihn an eine Büste von Schiller, die er vor Zeiten besessen hatte. Der junge Mann gefiel ihm; eine gewisse sonderbare Schwermut in den starken Zügen ging ihm gleich zu Herzen.

„Entschuldigen Sie, Herr Rutenberg," sagte Waldeck schlicht; die mageren Wangen flogen aber rötlich an. „Ich komme zur unrechten Zeit —"

„Durchaus nicht," erwiderte Rutenberg. „Bis die ersten Gäste kommen, und das dauert noch lange, hab' ich nichts zu versäumen. Also —"

Nach einem ungewissen Blick auf Schilcher, der regungslos bei der Thür stand, fiel Waldeck ihm in die Rede. „Dann verzeihen Sie. Ich hätte eigentlich *mit Ihnen allein* —!"

„Ist mein Freund da zu viel?" fragte Rutenberg gemütlich lächelnd. „Er ist eigentlich wie mein zweites Ich. Indessen wenn Sie wünschen —."

Schilcher wandte sich stumm zur Thür.

Mit einer hastigen, etwas eckigen Bewegung suchte ihn der Jüngling jetzt zurückzuhalten: „Ach nein! Bitte, bleiben Sie, Herr Oberappellationsrat. Unter diesen Umständen ... Es könnte vielmehr gut sein ... Es wird mir nämlich so furchtbar schwer; ich meine, das, was ich sagen will. Vielleicht bring' ich's leichter heraus, wenn der Herr Oberappellationsrat da ist —

den ich doch schon kenne. Ich habe nämlich die Ehre —"

„Wir kennen uns, ich weiß," murmelte Schilcher. Er warf einen freundlichen, ermutigenden Blick auf Waldeck und lehnte sich in seiner kurz entschlossenen Art an den nächsten Tisch.

„Also wie Sie wünschen!" sagte Rutenberg, in dem sich die angeborene Ungeduld nun doch zu regen anfing. Er lud den jungen Mann ein, sich zu setzen: „Ihr werter Name, mein Herr —!"

„Eh ich Ihnen den sage," fiel Waldeck ein, indem er sich niedersetzte, „gestatten Sie mir drei Worte ... Es handelt sich um eine — eigene, delikate Sache; und es wird mir so schwer, den Anfang — — wie ich beginnen soll, mein' ich —"

Rutenberg lächelte. „Nun, so überlegen Sie sich's; wir haben ja Zeit!"

„Sie sind gar zu gütig. — Ich hab' also das Unglück gehabt, Herr Rutenberg, mein Herz an Ihre Tochter zu verlieren —"

Rutenberg stand auf. Diese gänzlich unerwartete Mitteilung fuhr ihm in die Glieder. Schilcher rührte sich nicht. Auch Waldeck saß ohne Regung da; er atmetete nur tief, als hätte er das eine Weile gar nicht gethan, und ward wieder blaß, noch blasser als vorher.

„Bitte, erschrecken Sie nicht!" fuhr er dann mit einer Art von Lächeln fort, das den gutherzigen Rutenberg wieder rührte. „Wenn Sie etwa fürchten sollten, es könnte das gegenseitig — — ach nein, so

steht's nicht. Das Fräulein kennt mich so wenig — daß sie mich verwechselt ..."

Rutenberg setzte sich wieder.

„Daß sie mich verwechselt. — Mein Fall ist so eigentümlich: eh' ich es wagen würde, mich dem Fräulein zu nähern — das ich leider schon zu oft, zu viel gesehen habe —"

„Entschuldigen Sie," nahm nun Rutenberg doch das Wort. Der junge Schiller da schien ihm allmählich ein junger Don Quixote zu werden. „Sie reden nun schon einige Zeit, aber ich muß Ihnen offen bekennen, noch versteh' ich kein Wort."

„Ja," stammelte Waldeck, „das mag wohl sein ... Eh' ich es also wagen würde, mich dem Fräulein zu nähern, möcht' ich von Ihnen hören — muß ich von Ihnen hören — ob Sie je gestatten würden, daß der Sohn Ferdinand Waldecks Ihre Tochter heiratet."

Rutenberg stand wieder auf; diesmal schoß ihm aber das Blut ins Gesicht. In seine leuchtenden, menschenfreundlichen Augen stieg eine plötzliche Glut; seine Hände zogen sich zusammen. „Ferdinand Waldecks?" fragte er.

Waldeck erhob sich nun auch. „Ja," antwortete er.

Schilcher nickte jetzt vor sich hin; er hatte bisher kein Glied gerührt. Da die andern aufgestanden waren, setzte er sich nieder.

„Versteh' ich Sie recht?" fragte Rutenberg, den sein Gefühl, wie so oft, fortzureißen anfing. „Ferdinand Waldecks, der damals — — damals nach Amerika

floh? der sich das Leben nahm?“ Der junge Mann nickte, mit einem schmerzhaften Zucken. „Der aus der Welt ging, weil er in ihr keinen Platz mehr hatte — weil er ein verlorener Mensch, ein Verbrecher war?“

„Herr —!“ rief Waldeck aus.

Rutenbergs Empörung war aber nicht mehr aufzuhalten: „Der ein Betrüger und ein Schurke war,“ fuhr er fort, „bis in seinen Tod?“

Der unglückliche Fritz Waldeck bebte. Zwischen den völlig farblosen, zitternden Lippen stieß er hervor: „Herr, das lü — —!“

Er brach aber ab. Mit einer überraschenden Gewalt, eine Hand aufs Herz legend und dann an die Stirn, erstickte er, was er sagen wollte, und zwang sich zur Ruhe. Ihm kam auch wieder etwas Blut in die Lippen. Erst nachdem er sich ganz gefaßt hatte, sagte er mit Haltung und sogar mit Würde: „Sie sagen da nicht die Wahrheit, mein Herr!“

„Hm —!“ murmelte Schilcher, nur so vor sich hin.

Rutenberg warf einen Blick auf Schilcher, sein altes lebendiges Gewissen; er suchte sich dann ebenso zu fassen wie der Junge da. „Na ja,“ fing er weich und unsicher, fast etwas verlegen an; „es thut mir leid: Sie sagten ja — — Sie sind also der Sohn. Der Fritz, den ich als Kind — — Jetzt ist mir auch, als seh' ich in Ihnen das Kind. Es macht mir kein Vergnügen, bei Gott nicht, jemandem weh zu thun ... Was aber Ihre Behauptung betrifft, daß ich nicht die Wahrheit sage — Sie sind jung — sehr jung —“

„Verzeihen Sie,“ entgegnete Waldeck mit fast

heiserer Stimme, „wenn ich trotz meiner Jugend wiederhole: Sie haben nicht das Recht, meinen Vater so zu nennen, wie Sie ihn nannten; es ist nicht die Wahrheit!“

Rutenberg sah den jungen Fritz Waldeck eine Weile schweigend an; er murmelte unverständlich; er bewegte die Brauen, die Lider. Doch kein Don Quixote, dachte er; doch mehr Friedrich Schiller ... „Ich will Ihnen was sagen, junger Herr,“ nahm er endlich das Wort. „Gehn Sie wieder. Es ist besser so. Sie können mich nicht bekehren, und ich kann nicht lügen; — obwohl Sie vorhin meinten, ich kann es. Wozu uns böse Worte sagen. Sie mögen ein guter Sohn und ein guter Mensch sein. Eine — eine Art von Antwort hab' ich ja schon gegeben —“

„Verzeihen Sie,“ sagte Waldeck und trat in seiner blassen Erregung einen Schritt näher zu Rutenberg hin. „Ich kann so nicht gehn. Diese Beschimpfung, diese Entehrung meines toten Vaters —“

„Herr!“ rief Rutenberg, in dem es wieder überwallte, „wer hat ihn denn beschimpft, wer hat ihn denn entehrt, als sein eigenes Leben und sein eigener Tod?“

Er glaubte jetzt zu hören, daß sich auf Schilchers Stuhl etwas rührte; sogleich zwang ihn ein inneres Unbehagen, einen Blick hinüberzuwerfen; richtig: aus dem guten, klugen Nußknackergesicht sahen ihn die blaßgrauen Augen ganz still und doch wie um etwas mehr Ruhe bittend an. Na ja! dachte Rutenberg, einen Augenblick verstimmt, dann einverstanden, und

knöpfte am Rock über seiner Brust. „Junger Mann,“ sagte er ruhiger, „ich war sein Freund, als Sie noch ein Kind waren. Sie waren auch noch ein Kind, oder nicht viel mehr, als er meine Freundschaft, mein Vertrauen täuschte — bitte, reden Sie nachher — als er uns alle täuschte, die wir ihm vertraut hatten, und — — ja, und dann davonging, auf Niewiederkommen. Es war diese tolle Zeit, vor Dreiundsiebzig, die hoffentlich auch nie wiederkommt; wo die neuen Gründungen über Nacht in die Höhe schossen wie Pilze, und die Millionen kamen und gingen, wie die Seifenblasen — und die guten Namen mit ihnen! Damals gründeten sie auch diese gottverfluchte Bank, — und Ihr Vater mit. Und weil ich ihm glaubte — nicht den andern, verstehn Sie wohl, sondern ihm, ihm, dem grundgescheiten und gründlich eingeweihten und ehrlichen Ferdinand Waldeck — so gab ich mein sauer erworbenes junges Geld hinein, mehr und immer mehr. Und wenn ich doch einmal zauderte, wenn ich zweifelte: gieb nur her! schrieb er, gieb nur her! es steht gut, wir blühn, wir gedeihn, wir machen rasende Geschäfte, du wirst Millionär dabei! — Na, und endlich — krach! Wie loses Pulver flog alles in die Luft. Alles war hin. Herr, ich jammere nicht um das Pulver, um das Geld. Ich hab's längst verschmerzt. Wenn meine Fabrik damals in Gefahr kam, durch diese vielen Aderlässe zu blutarm zu werden und umzufallen, sie hat sich wieder erholt, und wie. Aber um Ferdinand Waldeck hab' ich's nie verschmerzt — werd's auch nie verschmerzen. Er hat seine Ehre, seine

Seligkeit — — Und nun rühren Sie nicht länger auf, was ich da in mir habe; lassen Sie mich, gehn Sie fort!"

Waldeck Sohn schüttelte jedoch den Kopf; als wollte er durch die stumme Bewegung sagen: ich kann noch nicht gehn! Er drehte den Hut zwischen den zitternden Händen, ungelenk wie ein Bauernknecht; in seinen übergroß gewordenen Augen leuchtete aber eine unverzagte Flamme, die das abgemagerte Gesicht verklärte und verschönte. Mit überraschend klarer Stimme erwiderte er dann: „Sie sagen die Wahrheit nicht, Herr Rutenberg, weil Sie sie nicht wissen. Nicht ein Betrüger war mein Vater, sondern betrogen wie Sie. Die andern, die andern hatten ihn getäuscht. Und das trieb ihn dann in die Verzweiflung, in den Wahnsinn und in den Tod!"

„Herr, beweisen Sie das!" rief Rutenberg aus. „Worten glaub' ich nicht. Worte, Worte hatte auch Ihr Vater; die waren alles, was er uns zurückließ. Dann — fort übers Meer — und dann in die andre Welt!"

„In die andre Welt," wiederholte Waldeck mit bitterem Lächeln. „Dahin ging er ja, weil er es nicht mehr aushielt, in dieser Welt so beschimpft zu leben; — und weil die Verzweiflung ihm den Verstand verwirrt hatte. Noch auf dem Sterbebett hat mir meine Mutter — die nie eine Lüge auf der Seele hatte, glauben Sie mir das — noch in der letzten Stunde, eh sie das Bewußtsein verlor, hat sie mir beteuert: dein Vater war ohne Schuld! Aber die blinde Wut der Menschen, die giftigen Verleumder brachen ihm das Herz —"

Jetzt fuhr Rutenberg wieder in die Höhe. „Junger Mensch, von wem reden Sie? Wer sind die Verleumder? — Geben Sie besser acht, was Sie sagen. Sie können weder Ihren Vater noch Ihre Mutter aus dem Grabe rufen; schaffen Sie Beweise, die für Ihren Vater und Ihre Mutter zeugen —"

Waldeck zuckte hilflos die Achseln.

„Oder reden Sie nicht von giftigen Verleumdern! — Als diese Bank damals in den Erdboden versank, und nichts als einen wertlosen Haufen bedruckter Papierbogen auf der Welt zurückließ — und der oberste dieser Schurken, der Direktor, mit seinem Sekretär in irgend ein unbekanntes Land verduftete — warum blieb Ihr Vater nicht da, wo sein Platz war, und stellte sich dem Gericht, um sich zu reinigen — wenn er sich schuldlos fühlte? Warum ging er auch, bei Nacht und Nebel, über den Ozean? Warum that er nichts, gar nichts, um es gut zu machen? Warum wurde er still wie das Grab, statt für seinen guten Namen zu reden und zu zeugen, so lang' er noch Atem hatte? — Herr, wenn so die Unschuldigen handeln, dann kenne ich die Welt nicht. Ich hab' Ihre Mutter bedauert, ich kann Sie bedauern; aber Ferdinand Waldeck —"

Er machte mit dem Arm, den er erhoben hatte, einen langen Strich nach unten durch die Luft. „So tief, wie die Erde ist," setzte er dann mit der ganzen Kraft seines überströmenden Gefühls hinzu, „ist der Abgrund zwischen mir und ihm!"

„Und seinem Sohn," ergänzte der unglückliche

Waldeck langsam, nachdem er wieder einen tiefen Atemzug gethan hatte. Er trat hinter sich und stieß dabei gegen einen der Spieltische. Auf den blickte er dann verstört. „Ich hab' also meine Antwort," murmelte er, nachdem er sich eine Weile gesammelt hatte. „Also leben Sie wohl." Er ging zur Thür.

„Sie haben keine Beweise?" fragte Rutenberg hinter ihm her, um doch noch etwas zu sagen.

Der Jüngling schüttelte den Kopf: „Die hier verlangt werden, nein, die nicht. — Ich kann die Toten nicht aus dem Grabe rufen; o, Sie haben recht. — Dennoch weiß ich, mein Vater — —"

Er brach aber mit einem Seufzer ab, der tief aus der Brust stieg. Mit überraschend frühreifer Würde verneigte er sich darauf gegen beide, und sagte zu Rutenberg: „Ich bedaure, wenn ich Sie an so einem Tag des Vergnügens störte. Leben Sie wohl!"

Etwas taumelnd, dann wieder fest und sicher kam er aus der Thür.

VI.

Die beiden, die zurückblieben, waren eine Weile still. Daß er immer wie aus Holz geschnitzt dasitzt, dachte Rutenberg, der seitwärts auf den regungslosen Schilcher blickte; manchmal ist's doch unerträglich. — „Hm!“ machte er selber endlich, um die Stille zu unterbrechen. „Ferdinand Waldecks Sohn. — Auch ein Schicksal. — Armer Junge . . .“

Schilcher brummte etwas, aber nach seiner unausstehlichen Art so leise, daß man's nicht verstand.

„Was sagst du?“ fragte Rutenberg.

„Nichts,“ antwortete Schilcher und erhob sich von seinem Stuhl.

„Hab' ich ihm unrecht gethan, Schilcher? — Hab' ich etwas gesagt, das dir nicht gefällt? Ging es wieder mit mir durch? — Aber um des Himmels willen, konnt' ich denn schweigen, Schilcher? Oder sollt' ich sagen: er war unschuldig, ja, ja, Sie versichern es, also glaub' ich es?“

„Nein,“ warf Schilcher hin, der auf seinen Weg zur Thür sah und seine Halsbinde rückte. „Ich muß

mich nun also auch verschönern. Eh zur Polonaise geblasen wird, bin ich wieder hier."

Es mißfiel Rutenberg, daß der andre in diesem Augenblick die Polonaise erwähnte. „Ich bitte," sagte er verstimmt. „Ja, ja. — — Die ganze Festtagslaune, die ist hin, Schilcher!"

„Wird wiederkommen. Das geht fix bei dir." Schilcher hustete und machte die Salonthür auf, um in seine Junggesellenwohnung im oberen Stock zu gehn.

„Na ja!" brummte Rutenberg. Er wollte aber den „Heimtücker" nicht so stumm hinauslassen; darum fing er noch einmal an: „Ferdinand Waldecks Sohn . . ."

Richtig, jetzt drehte sich der kleine Schilcher herum und sah dem alten Freund ins Gesicht. „Der wird einmal ein Mann," sagte er in äußerer Ruhe. „Ein richtiger." Dann schob er sich aus der Thür.

Rutenberg lächelte einen Augenblick; nickte nach einer Weile; versank in immer tieferes Nachdenken und ging in sein Wohn- und Arbeitszimmer zurück. In diesem behaglich geschmückten Raum — nicht reich, denn er war bei einfachen Gewohnheiten geblieben; hell, denn er liebte das Licht — hier vertrug er sich mit seinen Gedanken am besten und dachte sie am leichtesten bis zu Ende durch. In den alten bequemen Lehnstuhl gesunken, den er vom Vater geerbt hatte — sonst war fast alles eigene Erwerbung; war er doch auch ein „selbstgemachter Mann" — fühlte er sich ganz eigen zurückgeworfen in die Jugendzeit, da er sich mit Ferdinand Waldeck befreundet hatte . . . Das war die Aehnlichkeit, dachte er: dieser Fritz erinnerte

mich im ersten Augenblick an den Vater. Aber wie sie doch verschieden sind; der Sohn sieht interessanter aus; ein merkwürdiger Knochenbau. Und ein ganz anderes Feuer in den Augen; — in dem Jungen ist mehr, viel mehr. Der alte Heimtücker, der Schilcher hat recht: „der wird einmal ein M a n n!“ — Rutenberg sann nach; zehn Jahre war es jetzt her, daß er den Fritz Waldeck hier in seiner Vaterstadt gesehen hatte; da gab ihn der Vater von Berlin hierher aufs Gymnasium, damit der etwas zarte Junge in einer kleineren Stadt recht gesund heranwüchse. Damals war er zwölf Jahre alt; also jetzt zweiundzwanzig ... Nu ja, dachte Rutenberg, dann sah ich ihn bald nicht mehr wieder, weil ich meine Fabrik in Warnowrande gegründet hatte. Und als ich die hierher verlegte und größer machte, da war ich mit Waldecks weltweit auseinander ...

Er rückte jetzt mißmutig in dem alten Lehnstuhl: es gefiel ihm nicht, daß Schilcher so gegangen war, offenbar mehr auf Fritz Waldecks Seite, offenbar nicht zufrieden mit den rücksichtslos empörten Worten des alten „Durchgängers“ Rutenberg. Und dieser Durchgänger hatte sich so sehr gewöhnt, auf den alten Nußknacker zu hören, wie wenn es sein ganz persönlicher, nur für ihn angestellter „Oberappellationsrat“ wäre; nicht eher mit sich einig zu sein, als bis er auch mit dem kleinen holzgeschnitzten Mann sich einig gefühlt hatte. Er vertiefte sich in die Frage: hatt' ich wieder unrecht? — Dann mußte er doch auch gegen den V a t e r Waldeck unrecht haben; und das hatte er

nicht! Gegen diesen Vater, den er einst mit seiner ganzen überschwenglichen Herzlichkeit geliebt hatte; der in diesem Augenblick lebendig, leibhaftig vor ihm stand wie in alten Zeiten, als der so gerngläubige Rutenberg noch geschworen hätte: der ist echtes Gold ...

Er lächelte auf einmal, aber unruhig, beklommen: Und jetzt verliebt sein Sohn sich in meine Gertrud. — Das ist denn doch wirklich eine närrische und verrückte Welt!

So mochte er wohl lange dagesessen haben; er erwachte wie aus einer Art von Traum, als durch die Thür zum Bücherzimmer, die er offen gelassen hatte, seine Gertrud eintrat. Sie kam in ihrem leichten, schwebenden Gang, den er mit so viel Vaterstolz liebte und in dem sie ihre einst so anmutige Mutter doch noch übertraf. Das schlichte rosafarbene Ballkleid, das auf der schlanken Gestalt wie ein zarter Duft lag, stand ihr wirklich gut; auch die frischen Blumen im seidigen dunkelblonden Haar, das sich auf der leuchtenden Stirn so angenehm natürlich kräuselte, obwohl er wußte, es war gebrannt. Sie kam mit Wyttenbachs Bouquet in der Hand, mit dem strahlenden Rutenbergschen Lächeln. „Da bin ich!" sagte sie, wie ein Leutnant vor dem Oberst salutierend.

„Bravo!" sagte der Vater, sogleich wieder vergnügt. „Rosig wie der junge Tag!" — In die ist Fritz Waldeck verliebt, fuhr ihm aber auf einmal wieder durch den Kopf. Ihm ward unbehaglich. „Komm einmal her, mein Kind," sagte er so harmlos wie nur irgend möglich.

Sie trat vor ihn hin: „Du solltest der erste sein, der mich so sieht! — Hab' nur vorher noch die Anstalten für den Ball revidiert; alles in Ordnung. — Na? Aber was hast du denn? Ich glaub' gar, du machst ein sorgenvolles Gesicht?"

„Nein, nein —"

„Gefall' ich dir nicht?"

„Närrin! — Sehr. — Sehr gelungen, Gertrud. — Nun sag aber mal: du kennst einen Herrn Waldeck, nicht wahr. Einen jungen Mann —"

„So ein wenig, ja!" warf sie so natürlich-gleichgültig hin, daß es ihm Freude machte. Darauf fing sie an zu lächeln: „Du, der hat mich vorhin schön verlegen gemacht: ich hab' ihn verwechselt. Mir war so, als müßte er Herr von Hiller heißen. — Mein Gott," setzte sie übermütig lustig hinzu, „wenn man so viele junge Männer kennt!"

„Freilich," sagte Rutenberg ebenso lustig; dabei atmete er beruhigt auf. „So viel merk' ich, Trudel: einen sehr lebhaften Eindruck hat er dir nicht gemacht."

Sie schüttelte die schönen Löckchen: „Er? — Nein. O nein!"

„‚Er' nicht!" wiederholte der Vater, noch ganz arglos lächelnd. „‚O nein!' Das könnt' ja so klingen, wie wenn —"

Bei diesem Wenn brach er ab. Lieber gar nicht von der Möglichkeit reden, dachte er; man male nur nie den Teufel an die Wand!

Das Mädel blickte ihn etwas unsicher an. „Wie wenn was —?" fragte sie.

„O nichts. Gar nichts von Bedeutung. — Siehst poetisch aus, Kind."

„Also ich gefall' dir doch?"

„Ganz entschieden gefällst du mir," sagte er mit dem sachlichen Vatergesicht und streichelte ihr vorsichtig über das blumengeschmückte Haar. „Kein Geflitter und kein Geprunk; einfach, simpel, siebzehnjährig. So lieb' ich's." Er steigerte sich drollig, in seiner inneren Heiterkeit: „Ja, ja, ja, so lieb' ich's!" Und sich so recht zufrieden über sie neigend küßte er sie auf die Stirn.

Ach, dachte Gertrud in ihrer jungen, selig schmachtenden Seele, wie gern möcht' ich's ihm jetzt sagen! Könnt' ich's ihm jetzt sagen! — Sie fühlte, ihr kam der Mut; und das Geheimnis drückte sie; so süß es zuerst gewesen war, es drückte sie jetzt. Auf einmal begann sie mit seiner Hand zu spielen; sie versuchte seine großen goldenen Ringe hin und her zu schieben; dann streichelte sie über die Finger hin. „Du! Vater!" fing sie an. „Wie wenn w a s —?"

Er verstand sie noch nicht. „Was meinst du, Kind?" fragte er.

„Ach, du sagtest vorhin: ‚Das könnt' ja so klingen, wie wenn' — —"

Sie sah ihm mit einem raschen Blick ins Gesicht, dann wieder auf seine Hand.

Zuerst nur verwundert, dann betroffen starrte er sie an. Erst nach einer Weile brachte er heraus: „Warum fragst du noch einmal? So neugierig? — Wie? Jetzt wird sie rot!" — Er nahm ihre Hand,

die noch auf der seinen lag, und sah ihr fest in die Augen. Alle Teufel! dachte er. Wenn dieses Kind einen andern — —

Nein, sagte er sich geschwind, um diesen Schreck wieder abzuschütteln, und ließ ihre Finger los, — nein, das ist unmöglich. Das thut mir das Kind nicht an. — Nur nichts merken lassen ...

Er schaute umher, er wollte sich etwas zu schaffen machen; sein Blick fiel auf die offene Thür und auf die Spieltische im Bücherzimmer. „Mir war doch so,“ warf er hin, „als hätte Brink auf den Rauchtischchen die Aschenbecher vergessen. Will doch mal sehn —!“

Damit ging er schon durch die Thür. Im Bücherzimmer sah er nun freilich, daß er den alten Pedanten, den Brink, falsch verdächtigt hatte: an Aschenbechern fehlte es nicht. Dagegen überfiel ihn jetzt ein zweiter Schreck. Gertrud kam ihm nach, trat zu ihm, als er still stand, und legte mit einer plötzlichen Bewegung ihr Gesicht stumm an seine Brust.

„Um Gottes willen!“ entfuhr ihm, indem er zusammenzuckte. „Was hast du?“

„O, nichts Trauriges,“ sagte sie leise. „Süßer alter Vater du. Du bist so gut gegen mich; und machst mich heut so glücklich ...“

Er atmete etwas erleichtert auf. „*Dankbarkeit*?“ fragte er.

„Ja; Dankbarkeit und — —“

Sie brachte eine Art von Lächeln zu stande, das ihm aber nicht gefiel, und sagte wieder leise: „*Er* nicht! O nein!“

„Gertrud!" stieß Rutenberg hervor. „Was heißt das?"

Jetzt flüsterte sie nur noch: „Kannst du's nicht erraten?"

Unwillkürlich, und ohne es zu wissen, drückte er das Mädel langsam von seiner Brust hinweg; sah sie nicht mehr an und ging durchs Zimmer. Hinter einem der Tische blieb er wieder stehn, hob in seiner Ohnmacht den Arm ein wenig: fortlaufen konnt' er dem Schicksal ja doch nicht. „Trudel!" sagte er. „Du bist toll!"

Sie schüttelte den Kopf.

„Du bist toll, Trudel."

Sie schüttelte ihn wieder. So recht weich und sanft sagte sie dann: „Warum sollt' ich toll sein? — Ich möcht' nur vor dir kein Geheimnis haben . . ."

Rutenberg horchte, was nun noch kommen werde; sie war aber still. Die innere Unruhe fuhr ihm in die Finger; er nahm die neuen Spielkarten von dem Tisch, hinter dem er stand, zog sie aus dem Umschlag, legte sie wieder hin. Dann nahm er ein Häufchen davon ab, warf es auf den Tisch. Es war doch eine Art von Thätigkeit; drum fuhr er auch damit fort, ohne es zu wissen. „Unglückliches Kind!" sagte er, wieder ein Häufchen hinwerfend. „Du bist siebzehn Jahre alt!"

„Eben darum!" erwiderte sie leise.

„Ich glaube, du bildest dir ganz im Ernst ein, dich ernsthaft verliebt zu haben —"

„Ach!" seufzte sie, vor sich nieder blickend. „Ich weiß es, Vater!"

„W a s sagst du?“

Sie lächelte ihn nun etwas mutiger an. „Ich sagte nur: ich w e i ß es!“

„So! — Und wer ist dieser andre?“

„Wer? Arthur van Wyttenbach ...“

Rutenberg ließ die Karten, die er noch in der Hand hatte, vor Schreck auf den Tisch fallen. „Heiliger Gott!“ rief er aus.

„Was ist dir?“ fragte sie.

„Arthur van —— Arthur van — Dieser —!“ — Der Name „Wyttenbach“ blieb ihm in der Kehle stecken.

„Ja, Vater. Ja, der ist's, lieber, guter Vater. Und wenn du mir nicht erlaubst, ihn zu heiraten“ — sie suchte zu lächeln, es sah aber sehr ernsthaft aus — „dann sterb' ich!“

Rutenberg schob die Spielkarten auseinander, daß sie den ganzen Tisch bedeckten. „Da haben wir's,“ sagte er. „Dann stirbt sie. — Unsre Antigone. — Schilcher! Schilcher!“

„Warum rufst du Schilcher?“ fragte das Mädchen ängstlich. „Was soll der? — Lieber, süßer Vater ...“

Ihre Stimme war so rührend weich; sie ging ihm zu Herzen. „Lieber, süßer Vater“ — das machte ihm wieder etwas Mut. Er faßte sich, so nach und nach; ihm half dabei, daß er die Karten langsam wieder zusammenschob. „Komm her, Kind!“ sagte er dann; nicht so weich wie sie, aber ganz ohne Strenge und ohne Härte. „Setz dich. Da, an den Tisch!“ — Sie kam und setzte sich; er stellte sich vor sie hin.

„So, nun laß uns mal ruhig reden; sitz still. Also du liebst ihn, sagst du; diesen — —"

Er sprach nicht weiter. Sie nickte. In ihrem Ballkleid, mit den Rosen im Haar, saß sie so unheimlich romantisch da, als gehöre die Liebe selbstverständlich dazu, als sei es ganz natürlich, daß sie jemand liebte.

„Und er liebt dich," fragte Rutenberg weiter; „dieser — —"

Sie nickte.

„Und ihr wollt euch heiraten —"

Sie nickte wieder.

„Und wenn ich es nicht erlaube, dann stirbst du."

Sie lächelte; aber dann nickte sie wieder mit ihrem ernsthaften siebzehnjährigen Gesicht.

„Und dieser Bund der Seelen dauert wohl schon lange —"

Sie schüttelte den Kopf. „Noch nicht lange, Vater. — Aber so sehr! so sehr!"

In einem Anfall von humoristischer Verzweiflung schlug Rutenberg die Augen zum Himmel auf: Einen „Hansquast" nannte ihn Schilcher! fuhr ihm durch den Sinn. Ahnungsloser Schilcher! — Na, und ich? Ich nannt' ihn „Ballfutter". Ahnungsloser Vater! — — Er schaute wieder seine romantische Ballnixe an. „Wofür hältst du ihn, Gertrud?" fragte er, sich fassend, so gut er konnte.

„Wen?" fragte sie.

„Na, ihn; diesen — — den Jüngling."

„Wofür ich ihn halte? — Ach, Vater, wie fragst

du nur! Für das, was er ist: für den besten, liebenswürdigsten, edelsten Menschen auf der Welt!"

„Und für den begabtesten —"

„Ja," sagte sie mit einem rührend ernsten Nicken. „Er kann alles, Vater. Die andern, die können dies oder das; er kann alles, Vater." — Es trieb sie von ihrem Stuhl in die Höhe: „Ach, und sein Herz —!"

„Bitte, bleib sitzen, Kind!" unterbrach er sie. In träumerischem Gehorsam sank sie wieder hin. — „Ich weiß," fuhr Rutenberg fort. „Er kann allerlei; so von allem etwas. Er tanzt gut, sehr gut. Er spielt Klavier. Er hat einen hübschen Tenor —"

Gertrud schüttelte den Kopf. „Bariton."

„Bariton, richtig. Er schneidet aus schwarzem Papier Silhouetten aus. Er singt Lieder in allen möglichen Sprachen. Er malt etwas. Er macht sogar Verse, wie ich heut erlebt habe —"

Sie nickte und lächelte dankbar.

„Er kleidet sich elegant," fuhr der Vater fort. „Er spricht so fließend wie ein Parlamentsredner, dieser junge Mensch ... Du siehst, ich weiß alles. Wenn ich dir nun dennoch sage: meine liebe Gertrud, schlag dir den aus dem Sinn, der ist kein Mann für dich —"

„Vater!" rief sie ganz erschrocken und stand wieder auf.

Diesmal drückte er sie aber mit sanfter Hand auf ihren Stuhl am Spieltisch nieder: „Bitte, bleib sitzen, Kind! Muß mich selber setzen; bei mir kommt alles nachträglich ..." So auch dieser Schreck!

dachte er, sagte es aber nicht. „Sieh mich an!“ sagte er dann weich, nachdem er seinen Sessel näher gerückt hatte. „Wir haben uns ja immer gut verstanden, meine kleine Gertrud. Ein unvernünftiger, strenger Vater bin ich nie gewesen; was?“

Sie schüttelte wieder die Löckchen; aber eine Unruhe, eine Bangigkeit flog über ihr Gesicht, das die Rosen auf den Wangen weggegeben hatte.

„Hab' mich immer hineingedacht in das kleine Köpfchen; in das Mädchenherz. Na, und zuletzt wurden wir immer einig: Vater Rutenberg, der ältere, hat recht! — Also wenn ich mich nun heut in Ruhe fasse — du siehst, wie wunderbar ruhig ich jetzt bin — und zu meinem Mädel sage: Kind, du bist gut — bist klug — aber um zu wissen, wer der Rechte ist, bist du noch zu jung; glaub dem erfahrenen, alten Rutenberg, der die Menschen kennt: der ist nicht der Rechte — dann wird meine liebe Gertrud —“

„Nein!“ sagte sie, ebenso ruhig wie er, und stand zum drittenmal auf.

„Nein?“

„Nein,“ wiederholte sie. Mit einem süßen, altklugen Lächeln setzte sie hinzu: „Verzeih, das verstehst du nicht. Lieber, guter Vater —“

„Das versteh' ich nicht?“

„Ach!“ seufzte sie; „du quälst mich. Ach, du weißt es nicht! — Ich hab' ja mein Herz geprüft, lieber, guter Vater; und die Stimme in meinem Herzen sagt es mir, und die lügt nicht, Vater. Ja, das ist der Mann, der für mich geschaffen ist; nie

kann ich einen andern lieben, als ihn; und ich werd' ihn lieben und an ihm hängen bis an meinen Tod!"

Nun erhob sich Rutenberg auch; mit seiner Ruhe und Fassung war's aus. Er riß den Frack vorne auf, er hatte ihn zugeknöpft; er fing wieder an, durchs Zimmer zu laufen; die verwünschten Spieltische standen ihm im Wege, gegen den dritten rannte er an, und einen Augenblick hob sich seine Faust, um ihn umzustoßen. Die ist ja wirklich toll, dachte er. Und sie macht mich toll. Ah! Da soll doch gleich — —

Er war wieder bei den Spielkarten, die er vorhin ausgebreitet und dann zusammengeschoben hatte; mit einem jähzornigen Griff packte er sie und wollte sie auf die Erde werfen. Er hielt sie dann aber doch noch fest; nein! sagte er zu sich, so toll bin ich doch noch nicht! — Dann wär' ich ja wie das Kind, und wär' nicht der Vater . . . Wenn das Schilcher gesehen hätte. Wie würd' der mich auslachen. Wenn so ein Kind Dummheiten macht, dafür ist sie ja doch das Kind!

Rasch, nach seiner Art, atte er wieder sein altes, freundliches, liebevolles Vatergesicht; legte noch ein gutes Lächeln hinein, da er seine Trudel so bleich und beklommen dastehen sah, und kam gemütlich langsam zu ihr zurück. „Schau!" sagte er, sie anlächelnd. „Das Kind spricht ja wie ein Buch. Fließend; und resolut; resolut wie immer — als Vater Rutenbergs Kind. — Wenn ich nun wär' wie die andern Väter, so würd' ich dem Kind eine Scene machen: Trotzkopf! Keckes Ding! Ich weiß es besser und ich sag' Nein,

und dabei bleibt's! Punktum! — Aber nein, so bin ich nicht. So ein Mädchenherz, und so 'ne junge Liebe, ist 'ne ernste Sache ... Ich kenn' meine Trudel ja. Die ist ja nun kein Kind mehr; dem kleinen Herzen, dem sind Flügel gewachsen — die bekannten Flügel, die uns gradeswegs in den siebenten Himmel tragen — na ja, und weil es ein edles, feines, schwärmerisches Herz ist, darum sieht es auch mit verklärten Augen in die Welt, sieht nichts als lauter Himmel um sich her, und fühlt nichts als hohe, heilige Gefühle. Und darum denkt es dann: hab' ich nicht recht? — Wir andern, wir alten Leute, kriechen unten auf der Erde, Gertruds Herz schwebt oben, in einem schönen, goldenen Sonnendunst: durch den sieht es einen himmlischen Adonis, einen holden, idealen, vollkommenen Jüngling; sein Name ist Arthur van Wyttenbach ..."

Vater Rutenberg hielt inne. Sein gutes Gesicht, seine herzliche Stimme hatten dem geängstigten Mädchen wieder Mut gemacht; sie schob sich leise heran, die liebe Gestalt lehnte sich an ihn. „Ach! Vater!" sagte sie, mit einem unbewußten Arm über seinen Rücken streichend. „Ich seh' ihn so, wie er ist — und ich muß ihn lieben!"

„Na ja!" entgegnete Rutenberg lächelnd, dem ihre Hand im Rücken so wohl that; er streichelte ihr dagegen das Haar und die Stirn. „Du mußt ihn lieben; das ist nun einmal so; natürlich. Also gut, der Vater giebt nach, und wir heiraten ihn! Und nun kommen wir dann so allmählich aus dem Sonnen=

dunst und Aetherduft etwas mehr nach unten — immer etwas tiefer — bis wir ganz unten auf der alten Erde sind, in der Wirklichkeit. Da wird dann aus dem idealen Jüngling Arthur van Wyttenbach ein netter, alter junger Mann, der noch manchmal abends aus schwarzem Papier Silhouetten schneidet; der gut ißt und trinkt, alles praktisch einrichtet, alles ‚ruhig und nüchtern‘ ansieht, über alles reden kann, ohne was zu sagen; der sein ‚kleines Frauchen‘ auslacht, weil sie noch immer ‚so eine komische Idealistin‘ ist; und endlich das ‚kleine Frauchen‘ durch seine Suade aus der Thür hinauslangweilt ... Und dann kommt sie zum Vater: Lieber, guter Vater, laß uns wieder scheiden, sonst sterb' ich!“

Gertrud hatte ihren Arm von ihm sinken lassen, war zurückgetreten; die großen hellbläulichen Augen sahen ihn wie in starrem Entsetzen an. „Vater!“ stammelte sie. „Ich bitte, scherz nicht so mit mir. Ich versteh' dich nicht. — Ist das — — ist das deine wirkliche Meinung von ihm?“

„Ja, mein Kind, so wahr ich lebe, das ist meine Meinung!“

„O mein Gott!“ stieß sie jetzt schwach heraus. „O mein Gott!“ — Ihre Augen wurden wie leblos, schlossen sich halb; sie drohte umzusinken. „Und ich,“ sagte sie mit fast vergehender, aber doch noch trotzender Stimme, „nie, nie, nie werd' ich von ihm lassen ...“

Damit sank sie auf einen Stuhl.

„Gertrud!“ rief Rutenberg aus und trat hinzu;

er fürchtete, sie werde sogleich wie ein geknicktes Pflänzchen auf die Erde fallen. Doch als sein gesundes, starkes Mädel kam sie wieder zu sich; sie öffnete die Augen; sowie sie aber den Vater sah, schlug sie sich beide Hände vors Gesicht. Fast hätte er dasselbe gethan; ihm war ganz so zu Mut. Also nie, nie, nie, dachte er, wird sie von ihm lassen; von dem Bengel da, dem Süßholz, dem „Hausquast". Meine Tochter ... Heiliger, großer Gott! — Er war außer sich, er warf die Karten, die er in der Hand hatte, alle auf den Boden hin.

Gertrud fuhr zusammen. „Was hast du?" sagte sie, die Hände von den Augen nehmend.

„O, nichts," antwortete er. „Ich werfe nur die Karten auf die Erde!"

VII.

Die Thür zum Salon ging auf, Brink, in höchster Gala, trat ein. „Herr Rutenberg, die ersten Gäste kommen," sagte er mit seiner umwölkten Stimme. „Herr Domänenrat Lugau und Fräulein Nichte —"

„Schön!" rief Rutenberg laut. „Vortrefflich! Ich komme! — — Sie sehn da Spielkarten, Brink. Die sind hingefallen. Heben Sie sie auf!"

Brink schaute etwas verwundert hin; dann bückte er sich und begann sie aufzusammeln. Unterdessen trat Rutenberg zu Gertrud, von der er sich bei diesem Anfall von Verzweiflung entfernt hatte, beugte sich über das rosengeschmückte Köpfchen und flüsterte: „Der schöne, herrliche Abend fängt nun also an. Da heißt es also, sich zusammennehmen ..."

„O, hab keine Sorge um mich!" flüsterte sie zu ihm hinauf, indem sie sich mit einer Hand über die Augen fuhr; auch zitterte ihre arme Stimme ein wenig. „O, ich werd' mich zusammennehmen — mit dem Tod im Herzen!"

„Kommen wir zu früh?" fragte Lugau, der eben

in die offene Salonthür trat, wie eine schwarze Kugel mit einem großen weißen Dreieck auf der Brust. „Kein Hausherr zu sehn — und auch keine Haustochter; nur die Tante —"

„Ein kleines Mißgeschick!" warf Rutenberg entschuldigend hin und deutete auf die Karten, die Brink noch sammelte. „Wir kommen, Freundchen, wir kommen!"

„Auch meine kleine Nichte ist schon da," sagte Lugau harmlos; „hab' sie hergebracht. Wie 'ne Pagode saß das Ding im Wagen, um ihre Toilette zu schonen. Nur einmal — ich sag' Ihnen, das war komisch — da wollte sie mir in ihrer Freude danken, daß ich sie auf den Ball führte, und daß ich mein Landgut verkauft und mich mit ihr in die Stadt zurückgezogen hätte, und daß sie infolge dessen so viel tanzen könnte; und wollte mich dafür umarmen, das Ding. Aber da fiel ihr wieder ein, daß sie ihr Ballkleid und alles schonen wollte, und sie erstarrte wieder, wie Lots Weib. Und nur das Köpfchen bewegte sich; so saß sie da —"

Der kleine Lugau setzte sich auf den nächsten Stuhl und spielte seine Nichte.

„Ha, ha, ha!" lachte Rutenberg, der sonst ein so ansteckend herzfröhliches Lachen hatte, mit unnatürlicher Heftigkeit auf. „Sehr gut, sehr gut! — Eilen wir zu Ihrer Nichte!"

Er raunte geschwind noch einmal an Gertruds Ohr, sie war aufgestanden: „Ueber Nacht, hoff' ich, kommt Vernunft!"

Den Trotzkopf ein wenig wendend, antwortete sie leise: „Wie du es meinst, nie, nie, nie!“

Rutenberg hörte, wie sie ein tiefes Schluchzen erstickte; der Ball fängt gut an! dachte er. Ihm selber tanzte es vor den Augen. „Kommen Sie,“ sagte er und nahm Lugaus Arm; „es soll ein recht fideler, feiner Abend werden; — übrigens, die Polonaise müssen Sie mitmachen, da hilft Ihnen kein Gott! — Ein fideler Abend. Hab' mich lange darauf gefreut —“

„Ich weiß, ich weiß,“ fiel Lugau ein; sie traten schon in den Salon. „Glücklicher Vater —!“

„Ja, ja!“ stieß Rutenberg hervor und lachte. „Glücklicher Vater! — Schweb voran, mein Kind; schweb voran!“

„Ich schwebe!“ murmelte Gertrud, mit noch immer versteinertem, nach einem Lächeln ringenden Gesicht. Jetzt sah sie aber die ersten Gäste, im strahlend hellen großen Saal. Mit dem Tod im Herzen! dachte sie noch einmal; dann fühlte sie, sie hatte gesiegt, sie konnte wieder lächeln. Und von ihm lass' ich nie! war ihr letzter persönlicher Gedanke; von nun an war sie nur noch eine junge Dame aus der guten Gesellschaft, die einen Ball giebt, ihren ersten Ball. Sie stürzte sich ins Leben hinein.

Die Säle füllten sich rasch; Gäste über Gäste kamen. Auch Schilcher, in Frack und weißer Krawatte, stieg seine Treppe hinunter; er pfiff sich ein Liedchen. Er hatte eigentlich einen stillen, grimmigen Haß auf diese geschniegelten und gebügelten Tanzfeste, aber heute freute er sich mit aller Gewalt, weil seine Trudel sich

freute. Ihm war nur, wie wenn er aus einem Traum erwachte, als er bei Rutenbergs ins Vorzimmer kam und dort Doktor Wild stehen sah, der eben seinen Ueberzieher abgelegt hatte und vor den Spiegel trat, um an seiner kleinen schwarzen Halsbinde zu rücken. Schwarze Krawatte? fragte er sich. Wild in schwarzer Krawatte? — Gut, daß ich das noch gesehen habe. Man kommt also heute schwarz!

Der kleine, so oft zerstreute Herr trat geschwind zurück. Wild hatte ihn doch noch, im Spiegel, gesehn; „Schilcher!“ rief er. Schilcher hörte nicht mehr, wollte nicht mehr hören. Auf seinen noch immer sehr rüstigen Wanderbeinen stieg er die Treppe wieder hinauf.

Das hätt' ich auch wissen können! dachte Wild, der Schilchers weiße Krawatte gesehen hatte. Wenn auch Rutenberg gestern sagte: „es wird ein gemütlicher Familienabend,“ 's ist doch ein wirklicher, richtiger Ball. Na, mir kann nichts geschehn! Immer vorbereitet! — Er sah sich allein, die Gäste waren alle schon drinnen. Behaglich wie immer, sich Zeit lassend, nahm er die schwarze Binde ab, zog die weiße Binde, die er, schön in Seidenpapier gewickelt, stets in der Rocktasche hatte, aus ihrem Nest hervor und legte sie mit aller Sorgfalt um. Niemand störte ihn. Er stand noch, sein Werk im Spiegel betrachtend, als der hurtigere Schilcher aus seinem Oberstock zurückkam. Wild wandte sich und sah den Oberappellationsrat sehr verwundert an: dessen weiße Binde war schwarz geworden.

Schilcher machte ein ebenso verdutztes Gesicht. „Was haben Sie da?“ fragte er. „Was ist das? — Wild, Ihre Krawatte war ja doch eben schwarz?“

„Ja, was haben denn Sie gemacht?“ fragte Wild dagegen. „Sie waren weiß und sind schwarz geworden?“

„Aha!“ sagte Schilcher, dem ein Licht aufging. „Weil Sie mich — — weil ich — —“

„Nun ja!“

„Darum haben Sie — —“

„Und Sie auch!“ gab Wild zurück. Sie brachen beide in Lachen aus; Wild hell, Schilcher tief.

Rutenberg, der als Hausherr alle Gesichter begrüßt, alle Hände gedrückt hatte — Spießrutenlaufen! war sein Gefühl — hörte dieses lustige, wohlbekannte Lachen aus dem kleinen Vorsaal durch die jetzt offene Thür und kam heraus. „Was habt ihr?“ fragte er, mit seinem krampfhaft heiteren Gesicht. „Worüber lacht ihr?“

Wild trat auf ihn zu: „Das ist die Geschichte von einer schwarzen und einer weißen Krawatte!“ Er lachte wieder.

„Wie können Sie mich so konfus machen!“ rief nun Schilcher aus. „Ich war ja in Ordnung! Heute ist ja Ball!“

Er ging wieder aus der Thür, ins Treppenhaus, und man hörte ihn auf seinen Stufen.

„Schwarze und weiße Krawatte,“ sagte Rutenberg zu Wild; „ich versteh' kein Wort.“

„Das verdeutsch' ich dir später,“ entgegnete

der Doktor, dem die humoristischen Augen glänzten; „jetzt muß ich in die Festsäle: Rutenbergs schöne Tochter anschauen, und die andern Schönen. Im sicheren Hochgefühl der vorschriftsmäßigen Krawatte ... Dieser Schilcher!"

Noch einmal auflachend ging er in den Vorsaal, und weiter. Rutenberg sah ihm nach, zum erstenmal im Leben mit einer Art von Neid; wie diese Leute lachen können! dachte er. Die haben keine Töchter! — Ihm war, als hätte er in seinen Sälen und Zimmern tausend Menschen gesehen und mit allen tausend gesprochen. Und so ums Herz herum lag ihm das Gefühl: wär' es erst vier Uhr morgens und ich läg' im Bett!

Wo bleibt Schilcher? durchfuhr ihn dann wieder. Wo bleibt dieser Schilcher? — Sein Unglück, deuchte ihm, war erst halb, so lang' er es nicht mit Schilcher geteilt hatte. Die Unruhe in ihm ward zu groß, er ging aus seiner Wohnungsthür hinaus und stieg die halbe Treppe hinan. „Schilcher! Schilcher!" rief er, da er endlich ein paar Stiefel oben knarren hörte.

„Komme schon, komme schon!" rief der etwas holzige Baß zurück. Schilcher kam herunter. „So," sagte er heiter und deutete auf seine weiße Krawatte, die er wieder angelegt hatte, „so, jetzt kann ich tanzen! — — Was ist dir? Was treibst du dich hier draußen herum? — Du stöhnst?"

„Es ist aus, Schilcher," seufzte Rutenberg.

„Na, na, na! — Was ist aus?"

„Ich war zu glücklich, Schilcher," sagte Ruten=

berg und ergriff ihn am Arm. „Nennt mich nicht mehr glücklich. Ich bin ein geschlagener Mann. Ich bin vernichtet, Schilcher.“

„Oho! — Was ist denn geschehn?“

„Gertrud — — Das glaubst du nicht!“

„Nun? Was ist mit ihr?“

„Meine — unsre Gertrud —“

Brink erschien unten an der Treppe, auf der sie noch standen. Sein sorgenvolles Gesicht schaute hinauf: „Fräulein Gertrud läßt fragen, Herr Rutenberg, ob man noch nicht anfangen soll, zu tanzen.“

„Tanzen!“ rief Rutenberg. „Natürlich! Gewiß! Gewiß soll man tanzen! Musik, Ball — nur vorwärts!“

Brink ging in die Wohnung zurück. „Du bist ja wieder in einer deiner schönsten Aufregungen,“ sagte Schilcher mit seiner regungslosen Kaltblütigkeit; denn sobald er den andern überschäumen sah, ward er selber noch ruhiger. „Was giebt's also? ‚Unsre Gertrud‘ —“

„Unser ‚Kamerad‘! unser ‚Mitmensch‘! Meine kluge, feine, romantische, schwärmerische Tochter — — Schilcher, es ist zu viel!“ Er packte wieder seinen Arm und drückte ihn.

„Es wär' aber doch besser,“ raunte Schilcher, der still hielt wie eine Puppe, „du sprächst dich aus, als daß ich gar nicht erfahre, was los ist. Also was hat Gertrud —“

Unten an der Treppe ward es wieder lebendig; diesmal kam der schlanke, hochbeinige Arthur van Wyttenbach aus der Rutenbergschen Wohnung heraus,

mit seinem leichten Geschwindschritt. Er lächelte etwas aufgeregt, aber höchst verbindlich: „Entschuldigen Sie, Herr Rutenberg! Ich komme im allerhöchsten Auftrag!"

Schilcher fühlte an seinem Arm, wie Rutenberg zuckte; er hörte ihn auch ein paar Silben murmeln, die er nicht verstand. „Sie wünschen, Herr van Wyttenbach?" fragte dann aber der Hausherr mit äußerster Höflichkeit.

„Ich komme im Auftrag der Damen: sie wollen selbstverständlich die Polonaise nicht anfangen, so lange nicht der Hausherr — der ewig junge — —"

Rutenberg stieß wieder einen unverständlichen Laut aus. „Die Polonaise!" rief er dann. „Natürlich . . . Was mach' ich da; ich vergesse die Polonaise, die ich anführen soll. Na, das ist denn doch — — Ich komme! Ich komme!"

„Die Damen werden glücklich sein!" rief Wyttenbach hinauf.

Rutenberg stieg eine Stufe hinunter; dann wandte er sich zu Schilcher zurück. „Diesen deinen Hansquast da," flüsterte er, „den liebt unsre Gertrud. Verstehst du. Und wenn sie ihn nicht heiraten soll, will sie nicht mehr leben . . .

„Ich komme!" wiederholte er, überlaut, mit einer wilden Heiterkeit, die gar keinen Sinn hatte. „Auf zur Polonaise!" Mit ein paar Sprüngen war er unten und stürmte mit dem graziös lächelnden Wyttenbach in sein Vorzimmer hinein.

VIII.

Die Musik hatte längst begonnen, durch die noch offen gebliebene Wohnungsthür konnte man sie hören; Schilcher stand immer noch auf derselben Stufe. Er rührte sich nicht. Im Anfang war er wie betäubt; dann lehnte er sich dagegen auf, wie gewöhnlich; endlich glaubte er kein Wort mehr, oder stellte sich doch, als glaube er keins. „So ein Unsinn," brummte er vor sich hin. „Rutenberg phantasiert. — Das p h a n t a s i e r t Rutenberg. So was giebt's ja nicht ..."

Allmählich zog er aber doch sein Taschentuch hervor, und obwohl es auf der Treppe durchaus nicht heiß war — im Gegenteil, ihn begann zu frieren — rieb er sich die Stirn mit dem Tuch, und die beiden Schläfen. Er horchte auf die Musik und dachte: Vorhin ging dieses Mädel beständig „auf das offne Himmelsthor". Gott in deinem Reich! Wenn dieser Bengel ihr Himmelspförtner wäre ...

Auch über ihn kam nun doch eine böse Unruhe; er ging die Stufen hinunter, trat in Rutenbergs Wohnung ein und machte die Thür hinter sich zu.

Heute hatte er einmal gedacht, er, der nie getanzt hatte: es ist Trudels Ball, ich werde vielleicht grotesk und mache die Polonaise mit! Das war ihm nun gründlich vergangen; er wäre am liebsten gleich wieder in sein Nest gekrochen, als „einsamer Spatz“. Er drückte sich am Ballsaal vorbei, flüchtete in das Bücherzimmer, das man für heut zum Spielzimmer gemacht hatte. Hier war er wenigstens allein; alles „promenierte“ in der Polonaise, und der Zug war hier schon durchmarschiert und kam nicht wieder. Sich in eine Ecke setzend, die grimmigen Brauen heruntergezogen, die schmalen Lippen ineinandergepreßt, saß er mit seinem holzigsten Gesicht unbeweglich da, bis die Musik ein Ende gemacht und wenigstens dieser Unsinn — einer von vielen auf der Welt! dachte er — aufgehört hatte.

Lugau und Wild, die Whistbrüder, kamen miteinander herein; sie wunderten sich nicht, den dritten Mann schon vorzufinden, und zwar in seiner gewohnten Ecke. „Mit dem Gänsemarsch wären wir fertig!“ sagte Doktor Wild zufrieden. „Jetzt wär' also die Zeit gekommen, einen kleinen Robber zu machen. Schilcher, treten Sie an!“

Schilcher antwortete nicht; er mochte noch nicht sprechen.

„Gesehn haben wir alles,“ sagte Lugau und rieb sich die weichen, gepolsterten Hände. „Die hübschen Toiletten und die hübschen Gesichter und die mageren Schultern. Jetzt belohnen wir uns durch ein stilles Whist!“

Er setzte sich an den nächsten Spieltisch; Wild trat auch hinzu. „Schilcher!“ rief er.

„Ja, ja,“ antwortete der, wie aus dem Schlaf geschreckt. — „Nein, nein, wollt' ich sagen. — Ich war ja noch gar nicht im Saal; hab' noch keinen Menschen gesehn — nicht einmal —“

„Nicht einmal die Gertrud,“ wollte er sagen; die blieb ihm aber plötzlich in der Kehle stecken.

„Das können Sie später,“ bemerkte Wild; „erst 'nen Robber, Schilcher. Kommen Sie her!“

Lugau breitete schon die Karten über den Tisch; dabei schaute er sie verwundert an. „Wer hat denn die Karten schon aus dem Umschlag genommen? — Thut nichts; jungfräulich sind sie. — Ziehn Sie aus, meine Herren: wer den Strohmann hat.“

Aus Schilcher fuhr jetzt die Unruhe heraus, die er so lange in sich hinabgedrückt hatte; „hm!“ brummte er seufzend vor sich hin. Fast hätte er „unsre Trudel!“ gesagt.

„Was brummen Sie?“ fragte Wild.

„Nur so zum Vergnügen,“ gab Schilcher zur Antwort, der sich schnell wieder an die Leine nahm. Er stand auf, trat an den Tisch und zog wie die andern seine Karte aus. Nein, dachte er, in dieses Affentheater, wo verliebte Leute herumspringen, gehe ich jetzt nicht!

Die niedrigste Karte hatte Lugau gezogen. „Lugau hat den Strohmann!“ sagte Wild und nahm neben ihm Platz. Schilcher begab sich auf die andre Seite. Während er sich in seiner geräuschlosen Weise setzte,

nahm Lugau die Karten und fing an zu geben. „Uebrigens," fuhr Wilds helle, heitere Stimme fort, „ich muß sagen, Gertrud Rutenberg und der junge Wyttenbach sind das hübscheste Paar im Saal ... Was haben Sie?" fragte er, da Schilcher plötzlich aufstand.

„Ich?" murmelte Schilcher. „Mir war, als läge da was Spitzes auf meinem Stuhl. — Nein, da liegt nichts."

„Nein, da liegt nichts," bestätigte Lugau, der sich vorgebeugt und einen scharfen Landmannsblick hingeworfen hatte. Schilcher setzte sich, wie beruhigt, wieder hin; Lugau gab weiter. „Als ich noch Gutsbesitzer war," begann er dabei zu plauschen, „spendierte ich auch einmal so 'nen Ball, nach Weihnachten; einer andern kleinen Nichte zu Ehren, die sich verplempert hatte —"

Dem heut so komisch unruhigen Schilcher gab's schon wieder einen Ruck. „V e r l o b t, mein' ich," verbesserte sich Lugau. „Denselben Tag hatten wir fünfzehn Grad unter Null; und einen ganz barbarischen Ostwind dazu. Da kam so einer von den jungen Herren, dem waren — ungelogen — dem waren beinahe die Hände abgefroren. S o rot waren sie —"

Er streckte unwillkürlich seine Hände aus. Als er sie dann sah, zog er sie allerdings wieder zurück. „Ach was!" sagte er, über sich selber lächelnd. „Knallblaurot waren sie, will ich sagen."

„Spielen Sie ihn uns nur vor," rief Wild, „mit den roten Händen!"

Schilcher nickte, indem er wie die andern seine

Karten aufnahm: „Ja, und machen Sie uns die fünfzehn Grad unter Null vor —"

„Ich glaube, das kann er!" rief Wild. „Ein Thermometer kann er gewiß ganz vorzüglich spielen!"

„Meine Herren Spottvögel," entgegnete der Domänenrat, „ich kann auch Whist spielen, und das gar nicht übel; Ihren respektiven Portemonnaies ist das ja bekannt." Er deckte die Karten des Strohmanns auf; dann, nach einem kurzen Feldherrnblick auf sie, klopfte er mit einer der Anlegmünzen auf den Tisch, zum Ausspielen auffordernd. „Bitte, meine Herren, wenn's gefällig ist!"

„Also ‚zum Werke, das wir ernst bereiten,'" sagte Wild und spielte aus. „Ohne weiteres Trumpf!"

„Mir auch recht," erwiderte Lugau und spielte für den Strohmann aus.

Die Musik begann wieder; jetzt war's ein Walzer. Schilcher horchte einen Augenblick; ihm fuhr die Melodie nicht in die Beine, sondern in den Arm: wie wenn er jemand prügeln möchte. Ich wollte, dachte er, ich könnte dieses Süßholz van Wyttenbach — —

„Den hau' ich auf den Kopf!" sagte er grimmig, als meinte er den Trumpf aus dem Strohmann, und warf seine Karte hin.

Einen Augenblick später kam etwas Dunkles in die Thür, die zum Salon führte: Rutenberg trat auf die Schwelle. Die große, breite Gestalt kam nicht frisch und elastisch wie sonst, sondern müde, als wär' schon der ganze Ball vorbei und die Nacht herum. Er trocknete sich die Stirn, als hätte er sich bei wildem,

dahinrasendem Tanz erhitzt. „Du auch schon da?" fragte Wild, während Lugau nachspielte.

„Zu dienen," antwortete Rutenberg.

„Kiebitzen?"

Rutenberg antwortete nicht. Er warf dafür einen so sonderbaren, verstörten Blick zu Schilcher hinüber, daß dieser aufstand, er wußte selbst nicht, warum. „Nu?" fragte Lugau verwundert, da der Mann sich erhob, statt, wie es seine Schuldigkeit war, wieder auszuspielen. „Schilcher, es ist Ihr Stich!"

„Ja, ja," brummte Schilcher. Jetzt stand aber schon der Hausherr bei ihm und faßte ihn am Arm; „verzeiht!" sagte er zu den andern; „einen Augenblick!" Er zog den kleinen Oberappellationsrat zu seinem Wohnzimmer hin; die Whistspieler sahen ihm sehr betroffen nach. „Schilcher!" flüsterte er, als er ihn dort hinter die Thür gedrängt hatte. „Schilcher! ich bin hin!"

„Ich noch nicht," raunte Schilcher; er ward nun wieder ruhig, da der andere überfloß. — „Es ist wirklich so?"

Rutenberg seufzte: „Ja, es ist so, Schilcher. Amor, der blinde Gott! Sie sieht ihren Arthur für 'nen E n g e l an. Leben und sterben will sie mit ihrem Arthur. — Schilcher! Schilcher! Haben wir d a s um das Kind verdient?"

„Einer von euch muß nachgeben," sagte Schilcher trocken; „du oder sie."

„Ich?" fuhr Rutenberg auf. „Lieber tot!"

Sie hörten, wie nebenan die Whistbrüder mit den

Spielmünzen auf den Tisch klopften, zuerst ungleich, dann im Takt. „Was hat dieser Hausherr?“ fragte Lugau laut. Noch lauter sagte Wild, die Stimme hebend: „Wie ein vernünftiger Mensch so 'ne Spielpartie unterbrechen kann, ist mir unverständlich! — Lugau! Was liegt unten? Schwarz oder Rot?“

„Rot,“ sagte Lugau.

„Schwarz!“ entgegnete Wild.

„Sie fangen an, Abheben zu spielen,“ flüsterte Rutenberg. „Sie werden höllisch ungeduldig.“

„Laß sie,“ brummte Schilcher. „Haben Zeit bis morgen früh. — Also wenn du nicht nachgeben willst, dann muß sie nachgeben; tertium non datur.“

Rutenberg seufzte leise. „Mit Gewalt? Unmöglich! Sie hat ihres Vaters Kopf: Gewalt macht sie hart wie Stein; macht sie wahnsinnig, Schilcher. Und ich will ja doch mein Kind nicht zu Grunde richten —“

„Ich auch nicht,“ ergänzte Schilcher.

„Da tanzen sie!“ flüsterte Rutenberg und horchte auf die weiche, wogende, wiegende Musik. „Da tanzt nun diese kleine Blinde mit dem Tod im Herzen ...“

„Wird ja nicht,“ sagte Schilcher leise, immer trockener. — „Gegenmittel.“

„Ich weiß keins!“ stöhnte Rutenberg verzagt und warf sich auf einen Stuhl.

Schilcher lächelte; aber nur so mit den Augen. Er trat neben den gebrochenen Riesen und beugte sich ein wenig über ihn hin, beinahe wie eine Mutter über ihr krankes Kind. „Abreisen,“ sagte er dann langsam.

„Abreisen?“

Schilcher nickte stumm; legte aber seine Augen so recht auf die des andern und rieb sich die Hände.

Auf einmal belebt sprang Rutenberg wieder auf. „Mensch,“ sagte er, indem seine blauen Augen zu leuchten begannen, „Mensch, da hast du recht! Du hast ja recht, alter Schilcher. Abreisen — Trennung von dem ‚Engel‘ — Entfernung — andre Eindrücke — schöne Gegenden — Menschen — o, wie hast du recht! — Es wird uns hier auf einmal zu kalt, zu nordisch, zu winterlich, wir sehnen uns nach dem Süden, wo es jetzt im November noch schön ist; wir sind junge Leute, wollen unser Leben genießen ... O, wie hast du recht. In aller Liebe und Güte fahren wir mit dem Schnellzug ab ... Geh an deinen Spieltisch, Schilcher. Ich hab's. Ich bin wieder glücklich!“ Er schob ihn vergnügt von sich weg. „Geh! Geh!“

„Nu also!“ schmunzelte Schilcher. Weiter sagte er nichts mehr; er trat in das Bücherzimmer zurück und an seinen Platz.

Wild trommelte eben auf den Tisch. „Kann man jetzt die Ehre haben, Herr Oberappellationsrat Gottfried Schilcher, Sie ausspielen zu sehn?“

„Trumpf ist 'ne gute Farbe,“ sagte Schilcher ruhig und spielte aus. Die andern murrten nicht mehr, sie fragten auch nicht; sie kannten ihren Rutenberg, das „alte Quecksilber“, den „Rührbrägen“. Sie bedienten, man spielte weiter.

Ja, ja, Trudel, dachte Rutenberg im andern Zimmer, noch in seinen Stuhl gelehnt, von Herzen

liebevoll lächelnd; abreisen! So wird's! — Die alte Fabrik — kann mich wohl entbehren; na, und wenn sie auch nicht könnte, sie muß. Ein Vater, dem so 'ne Stunde schlägt, der muß alles hergeben, alles, alles dransetzen: Zeit, Geld, Ruhe — um seinem Kind zu helfen — um ihr Glück zu retten. Alter, du hast recht!

Er mußte das dem Alten selber sagen, auf seinem einsamen Platz litt es ihn nicht mehr; mit drei Schritten war er im Spielzimmer, trat zu Schilcher und zog ihn wieder vom Stuhl empor und zwischen den Tischen entlang. „Glaub mir, Schilcher," flüsterte er zu dessen Ohr geneigt, „ich kenne meine Pflicht! Hab' hundert Väter gesehn, die in so 'nem Fall nicht zum Ziel kamen, oder dran vorbei, weil's ihnen am Herzen fehlte oder am Kopf; weil sie mehr an ihr liebes Ich dachten, Schilcher, als an ihr Kind! Ich will es erreichen, Alter, oder ich will draufgehn. Ich will der Welt einmal zeigen, was ein Vater zu thun hat; und ich will nicht eher wieder für mich selber leben, als bis ich dir sagen kann: Schilcher, es steht gut!"

„Habe nichts dagegen," murmelte Schilcher und drückte ihm die Hand.

„Wir gehn nach Italien," fuhr Rutenberg in seinem Eifer fort; „möglichst weit, weit; an den Golf von Neapel: gleich vom Allerbesten! Und müßt' ich den ganzen Winter im Ausland bleiben —"

Mit einer jähen Bewegung hielt er inne: er sah Gertrud, sie stand in der Salonthür. Die Musik hatte

schon eine Weile aufgehört, er hatte es nicht bemerkt. Das Mädel machte ein ernstes Gesicht; sie schien zu denken, indem sie die beiden Männer so eigen ansah: er hat ihm alles erzählt!

„Ich muß mich nämlich über Onkel Schilcher wundern," sagte Gertrud, sich gegen die Thür lehnend; „darum komm' ich her. Du hast uns noch gar nicht angesehn. Die jungen Damen sind alle empört. Das soll ich dir sagen. Hab's nun ausgerichtet."

Schilcher verneigte sich. „Jetzt kann er nicht kommen," rief Wild aus, dem die Ungeduld und die Empörung in den Augen brannte. „Er hat zu bedienen. Schilcher, werden Sie nun gefälligst endlich die große Güte haben, zu bedienen, oder nicht?"

Schilcher verneigte sich auch gegen ihn. „Und dann soll ich noch sagen," fing Gertrud wieder an, „auch Herr Rutenberg wird sehr vermißt, sowohl von den jungen wie von den alten Damen."

„Ja, ja," stieß Rutenberg heraus. „Mein Benehmen als Hausherr ... Eure nichtswürdige Spielpartie!" Damit war er an dem Kind vorbei aus der Thür.

„Jetzt beschuldigt er uns," sagte Wild, dem die Augen noch mehr als sonst aus dem Kopf hervortraten; „das ist ein starkes Stück!"

Es sollte aber noch schlimmer kommen; der Störenfried Rutenberg war kaum hinaus, so trat seine Tochter heran, fing den Onkel Schilcher auf, der zu seinem Platz ging, und zog ihn mit sanfter Gewalt in den Salon hinein. Die Whistspieler sahen

ihr sprachlos nach. „Bitte, bitte, auf einen Augenblick!“ sagte das Mädel, während sie so resolut mit dem Alten abging.

„Womit kann ich dienen?“ fragte Schilcher, in sein Schicksal ergeben.

„Ich will dir nur sagen,“ flüsterte Gertrud, „da du jetzt offenbar alles weißt —“

Er nickte.

„Mach dir keine Illusionen, du; und Vater auch nicht. Und sag Vater, bitte: tief, tief hat er mich verwundet; und er soll nicht glauben, daß ich, weil ich jung bin — — nie lass' ich von Arthur; nie!“

„Werd's ihm ausrichten,“ sagte Schilcher sanft.

„Nie!“ wiederholte sie noch einmal, ließ ihn los und lief fort, in den großen Saal zurück.

Schilcher ging stumm zu seinem Platz. „Kann jetzt gerobbert werden?“ fragte Lugau, der mit seinen kurzen Fingern den Radetzkymarsch auf dem Tische spielte.

„Jawohl,“ erwiderte Schilcher. Er setzte sich; sie spielten eine Weile weiter. „Diesen Buben stech' ich!“ rief Schilcher plötzlich mit einer Art von grimmiger Wollust und warf seinen König auf den Strohmann-Buben.

Das war übrigens noch nicht lange geschehn, so hörte er wieder Schritte hinter seinem Stuhl; an einem gewissen starken, erregten Atmen merkte er, es war Rutenberg. Der schon wieder da! — Gott helf'! dachte Schilcher. „Na?“ sagte es jetzt hinter ihm. „Ihr spielt noch immer?“

„‚Noch immer‘!“ rief Wild und blickte zum langmütigen Himmel auf. „Gerechter Gott!“

Er spielte aus; es nützte aber nichts. „Nur noch ein Wort, Schilcher,“ sagte Rutenberg; „bitte um Pardon, ihr Herren!“ Der kleine Schilcher saß schon nicht mehr, der ruhelose Hausherr hatte ihn emporgezogen. „Was ich noch sagen wollte,“ sprach Rutenberg ihm ins Ohr, indem er ihn hinausführte; „es ist mir eben eingefallen, und es sitzt mir hier auf der Brust. Mann, du mußt mit!“

„Nach Italien?“

„Ja! — Ja, mein Alter, nicht ohne dich!“

Schilcher warf einen Blick über die Schulter, nach dem Spieltisch zurück, einen wehmütigen; als wollte er sagen: das aufgeben? — Rutenberg bemerkte das wohl und streichelte ihn am Arm: „'s geht nicht ohne dich! — Du bist ja frei, mein Alter, du hast nichts zu thun. Gott sei Dank, daß du deinen Abschied genommen hast, als die neue deutsche Gerichtsordnung kam; damals that mir's leid; jetzt segn' ich es, Schilcher! Und wozu hast du dein ganzes Leben lang Italienisch getrieben; auch das segn' ich jetzt. Du bist ja unsre Grammatik, unser Dolmetsch, unser Lexikon. Was sind wir ohne dich; rein gar nichts. Du und ich miteinander, wir retten unsre Gertrud. Du mußt!“

„Wenn ich muß, dann muß ich,“ antwortete Schilcher kurz. Er regte sich weiter nicht. Rutenberg drückte ihm die Hand; streichelte ihn wieder. — „Kann ich jetzt spielen?“ fragte Schilcher, nachdem er diese Liebkosung ruhig hingenommen hatte.

„Ja!“ sagte Rutenberg laut, mit einem strahlenden, dankbaren Lächeln, und schob ihn gegen das Bücherzimmer zu. Dann ging er mit großen Schritten zum Saal, wo sie wieder tanzten.

Der Oberappellationsrat außer Diensten kehrte schweigend an seinen Platz zurück, hob seine Frackschöße und setzte sich. Wild nickte ihm boshaft freundlich zu: „Ueber so eine gemütliche Spielpartie geht nichts! — Wollen Sie jetzt die Güte haben, verehrter Freund, zu bedienen?“

„Natürlich,“ sagte Schilcher. Er spielte aus, unwillkürlich auf italienisch: „Ecco!“

Lugau sah ihn nun doch etwas verwundert und neugierig an. „Was hatten Sie denn mit Vater und Tochter, wenn man fragen darf?“

Mit seinem ehrenwerten Ernst antwortete Schilcher: „Einige kleine Arrangements für den Cotillon.“

„Seit wann helfen Sie Cotillons arrangieren?“

„Nun, man bildet sich doch, wenn man älter wird,“ sagte Schilcher sanft. Er spielte wieder aus, er hatte noch ein paar gute, siegreiche Karten: „Da! Und da!“

„Wir haben zwei Trick,“ bemerkte er dann vergnügt zu Wild hinüber.

„Drei!“ rief Wild.

Lugau hob drei Finger.

„Bitte um Entschuldigung,“ erwiderte Schilcher. „Habe nichts dagegen.“

„Wild, Sie geben,“ sagte Lugau.

„Ich gebe.“

Wild nahm die Karten.

IX.

Die letzten Monate des Jahres 1880 waren im südlichen Italien so schön, wie man sie auch dort nicht oft wiederfindet; wer damals im Süden war, wird es nicht vergessen. Rutenberg, Schilcher und Gertrud, drei Tage nach dem Ball gen Bozen, Rom, Neapel aufgebrochen (die Tante blieb zu Hause, sie liebte das Reisen nicht, auch verstand sie mit Gertrud sich nicht immer gut), fast vier Wochen waren sie nun schon unterwegs, man schrieb Dezember: noch hatte nicht eine regnerische, ja nicht eine umwölkte Stunde das reine, herbstmilde Sonnengold abgelöst, das sich im Golf von Neapel in das Goldbraun und Rosaviolett der Berge, das Edelsteinblau der Buchten und das Silberweiß der friedlich spielenden Brandung verwandelte. In Sorrent, wohin sie sich vor dem Lärm von Neapel geflüchtet hatten, waren sie nicht in einem der großen Hotels bei der „kleinen Marine" abgestiegen, die Schilcher zu „modern" fand, sondern in einem vornehm gemütlichen, einer ehemaligen Villa, die ein wenig abseits, aber auch wie die andern auf der natür=

lichen, herrlichen Felsterrasse lag, welche das üppig gesegnete ebene Land in den Golf hinausschiebt. Hier verträumten sie nun schon vierzehn Tage: der Zauber dieser Spätherbstfrische über dem Meer ließ sie nicht los. Es war so schön, in dem immergrünen Garten der Villa am steinernen Bollwerk zu sitzen und vom steilen Fels, der wie eine Riesenmauer aufragt, in das vielfarbig tändelnde Wasser hinabzuschauen, oder über den Golf hinweg den dampfenden Vesuv und die duftigen Inseln und das langhingestreckte, traumhaft stille Neapel anzustaunen. Schön war es auch, auf der Felsentreppe — „wie ein alter homerischer Grieche," sagte Schilcher — ans Meer hinunterzusteigen, von der Sonnenwärme lieblich angeglüht, und zwischen den Steinen reizende Muscheln oder antike Marmorstücke zu suchen; oder fortzugehn und am Capo di Sorrento auf wunderbaren Trümmern einer altrömischen Villa der leisen Brandung zu lauschen; oder auf die Höhen zu steigen und vom Rücken der Halbinsel herab die beiden Golfe zugleich zu genießen: den wilderen von Salerno, den weicheren von Napoli. Man mußte nur erst die langweiligen, aussichtslosen Mauerwege im Ort und oft weit hinaus überwunden haben, über die Schilcher den Kopf schüttelte, Gertrud seufzte und Rutenberg schimpfte; denn sie forderten nicht nur Geduld, sie führten auch oft krummbogig irre und nicht zum Ziel, sondern fast zum Anfang zurück. War man aber glücklich ins Freie und auf weitschauende Höhe gekommen, so war es diesen Nordländern wie ein Märchen, im Dezember hoch und frei bei blühenden

und duftenden wilden Myrtenbüschen zu sitzen, auf zwei Meere hinabzuschauen, die ernste Rauchsäule des Vesuv im süßen Sonnenlicht zu sehn und nahe und ferne Gebirge, schimmernde und nebelnde Städte, kleine und große Felseilande und all das unvergängliche Grün des Südens im Auge zu fühlen, während ihre Landsleute daheim am Fenster standen und in undurchdringliches Schneegestöber starrten.

Es war schon der vierzehnte Sorrentiner Abend; Schilcher kam aus seinem Zimmer, das warm gegen Süden lag, und ging sachte pfeifend zum gemeinsamen Salon. Ihm gefiel eigentlich diese Lebensweise: spät „zu Mittag“ zu essen — im Grunde zu Abend — und dann noch ein paar Stunden gesellig beisammen zu sitzen, mit oder ohne Buch, plaudernd oder stumm; bis der Tag, an dem man so manches unter freiem Himmel erlebt hatte, hinter den Vorhängen des vor den Mücken schützenden Himmelbetts in weichen Schlummer verging. Ihm fehlte nur jeden Abend das eine, an das ihn die letzten zehn Jahre zu seinem Unglück gewöhnt hatten: die gemütliche Partie Whist … Indessen seine Opferfreudigkeit erwachte wie gewöhnlich, als er den „Reisezweck“, wie er Gertrud zuweilen im Spaß gegen Rutenberg nannte, im Salon am Klavier stehen sah und eines der neapolitanischen Liedchen singen hörte, die sie von den Volkssängern gelernt hatte. Ihre Stimme klang so frisch, so jung — und so vergnügt. Die schlanke Person stand so kummerlos da. Er horchte recht andächtig und blieb an der Thür, aufrecht, bis sie die letzte Strophe herausgeschmettert

hatte und die Begleiterin am Klavier, die gute, lange englische Dame, aufstand.

„Sehn Sie," sagte die Engländerin in ihrem vorsichtig langsamen, die Worte zusammensuchenden Deutsch, „wie gut haben Sie jetzt dieses Lied gesungen. Entzückend, wirklich!"

„Ich war selbst ganz erstaunt," antwortete Gertrud heiter und wiegte sich auf den Zehen: „vieles sang ich richtig!"

„Alles, alles!" behauptete die gute Dame.

Gertrud nickte ihr dankbar zu: „Sie begleiten so gut, gnädige Frau, daß es einem schwer wird, falsch und schlecht zu singen. — Ich danke Ihnen so sehr!"

„O, es ist ein großes Vergnügen, wenn man kann nützlich sein. — Noch ein Lied? La bella Napoli?"

Das Mädchen schüttelte den Kopf: „Ich danke! Will noch etwas l e r n e n. Italienisch! Ich bin noch so dumm!"

Sie legte die Noten zusammen, trat an den großen runden Tisch, auf dem neben allerlei Zeitungen und Heften ihre kleine italienische Grammatik lag. Die Engländerin schlug noch leise eine Melodie an, die der andächtig horchende Schilcher nicht kannte; dann stand sie auf, warf einen Blick durch die Glasthür auf den großen Balkon und in die blaue Nacht hinaus und ging durch die Korridorthür davon.

Schilcher setzte sich an den runden Tisch; es machte ihm Vergnügen, so ganz unvermerkt der Trudel zuzuschauen, wie sie sich mit ihrer siebzehnjährigen eckigen Grazie bewegte. Als sie sich in ihr Buch vertiefte,

kam aber die wehmütige Erschlaffung über ihn, die bis jetzt keinen Abend ausblieb. Er sah im Geist den dicken Lugau vor sich, wie er Karten gab, und Wild, wie er sie aufnahm und die Augen groß machte. Mit einem ganz leisen, verstohlenen Seufzer fing er an, die Daumen übereinander zu rollen. Ihm gegenüber, auch am Tisch, saßen zwei Damen, die er sogleich für Lugau und Wild hingegeben hätte: alte, vertrocknete, auffallend hagere und häßliche Geschöpfe, so häßlich, daß man sie immer wieder anschauen mußte; die eine las und die andre stickte.

Ein Herr, der mit seinem Fernglas an der Fensterthür stand und schräg auf den nächtlichen Golf hinaussah, ein Amerikaner, schob sein kleines Rohr jetzt zusammen und kam, ernsthaft und zutraulich wie immer, auf den träumenden Schilcher zu. „Der Vesuv glüht heute abend wieder sehr stark,“ sagte er in recht gutem Deutsch mit seiner ruhigen, freundlichen Bestimmtheit.

„So?“ entgegnete Schilcher. „Hab's noch nicht bemerkt.“

„Es fließt wieder neue Lava aus.“

„Schön,“ sagte Schilcher.

Ist doch merkwürdig, dachte er dann: dieser Mann wirkt regelmäßig wie eine Zuckerdose auf mich, die man langsam auf und zu macht. Ich komm' immer ins Gähnen! — Er gähnte auch schon wieder, hinter seiner Hand; es war aber ein leiser Genuß darin. Danke! dachte er auch.

Der Amerikaner, als hätte er nur diesen Erfolg seiner Anwesenheit abgewartet, ging zwei Schritte

weiter, zu Gertrud, die eben lächelnd von ihrer Grammatik aufblickte. Er sah auf seine Uhr: „Und Ihr Herr Vater ist noch nicht da?“

„Er kommt ganz gewiß,“ erwiderte Gertrud, um ihn zu beruhigen.

„Von Pompeji?“

„Nein, von Neapel.“

„Es kommt aber von Neapel jetzt am Abend kein Dampfer mehr —“

Gertrud fiel ihm freundlich lächelnd in die Rede: „Beunruhigen Sie sich nicht, Herr White. Er nimmt einen Wagen, denn er fährt zu Lande; und er kommt gewiß.“

„Der Vesuv glüht wieder stark,“ bemerkte der Amerikaner.

„Ja,“ sagte Gertrud.

Herr White wandte sich wieder zu Schilcher: „Wollen Sie die neue Lava sehn?“ Gefällig wie immer hob er sein Fernglas.

„Ich danke,“ antwortete Schilcher. „Sie wird ja noch 'ne Weile fließen.“

„O ja.“

Der Amerikaner ging wieder zur Balkonthür, mit seinem gleichmäßigen, festen Schritt, und schaute wieder durchs Glas hinaus. Im Salon war's still. Außer den beiden „Mumien“, wie Schilcher die alten Damen bei sich nannte, saßen nur noch zwei junge Deutsche an einem kleinen Tisch und spielten Domino. Schilcher sah ihnen wehmütig zu; ihm war, als hörte er Wilds helle Stimme sagen: „Wir haben drei Trick!“

„Amerei, ich würde lieben," begann Gertrud nur so mit den Lippen, kaum hörbar, aus ihrer Grammatik zu lernen. „Ameresti, du würdest lieben; amerebbe, er würde lieben; ameremmo, wir würden lieben ..."

„Na, Trudel?" fragte Schilcher mit gedämpfter Stimme hinüber, da das Mädchen eben aufschaute, als störe sie ein Gedanke im Lernen. „Bist ein bißchen müde?"

„Ich? Wovon?" fragte sie zurück.

„Von unsrer großen Wanderung heute vormittag."

„Aber Onkel Schilcher! Meine jungen Beine. Und in der himmlischen Herbstluft! — Du, mir scheint, hier ist ewig Herbst!"

Er nickte: „Und zu Hause schneit's!" — Und da spielen sie Whist! dachte er dann freilich, sagte es aber nicht.

„Nein, wie war's da oben auf dem Hügel schön!" fuhr das Mädel fort. „Sieh, wie die Myrte an meiner Brust noch blüht. — Und wir saßen da wie auf einem Thron, die beiden beherrschten Golfe unter uns, der von Amalfi und Salerno rechts, der von Neapel links. — Du, Onkel Schilcher, ich find' aber eigentlich die Berge bei Amalfi schöner; gewaltiger, wilder, zerrissener; da ist Leben drin — Donnerwetter!"

„Das finden manche," sagte Schilcher, die Daumen rollend; „besonders junge Leute. Aber unsre Felsen hier sind stilvoller —"

„Glatter, geleckter," warf sie ein.

„Edler, vornehmer, aristokratischer! — Was ziehst du da aus der Tasche?"

„Die erste reife Orange!“ sagte Gertrud und hielt die goldgelbe Kugel in die Höhe. „Die hab' ich heut nachmittag selbst vom Baum gepflückt; hier in unserm Garten; der Padrone kam und bot mir's an; du glaubst nicht, wie galant er war. Ich dankte ihm aber auch in meinem schönsten Italienisch; das „grazie“ flötete ich ordentlich. — Selbst vom Baum gebrochen; das ist doch Poesie, Onkel Schilcher!“

„Was wollt' es nicht. — Sehr!“

Sie machte die Orange auf, um sie zu essen. „Willst du Halbpart?“

„Danke,“ erwiderte er. Nach einem still humoristischen Blick auf die alten Damen rückte er ihr näher und flüsterte: „Trudel, mir fehlt hier was.“

„Armer Onkel Schilcher! Die Whistpartie?“

„Auch. — Noch etwas.“ Er warf noch einen Blick auf die beiden Damen: „Eine dritte Parze,“ flüsterte er.

Gertrud lachte leise. „Das sind keine Parzen,“ sagte sie dann ohne Stimme; „das sind die beiden neuesten Ausgrabungen aus Pompeji.“

„So! — Wer hat dir das gesagt?“

„Die Dominospieler da.“

Sie löste jetzt ein Stück von der Orange und steckte es in den Mund; „o!“ rief sie dann aber. „Die Orange ist noch sauer. Diamine!“ — Die Engländerin vom Klavier trat eben wieder ein. „Sie hatten recht,“ sagte das Mädchen lustig zu ihr hinüber, „diese schöne Orange hat keine schöne Seele.“

Na ja, dachte Schilcher: wie der schöne Arthur!

X.

Zusammengerollte Notenhefte in der Hand, kam Rutenberg vom Korridor in die Thür; er hatte sein jugendlichstes, lebensfrohestes Gesicht, wie in seinen besten Zeiten. „Guten Abend!“ meldete er sich. „Da bin ich!“

„Endlich!“ sagte Gertrud, stand auf und ging ihm entgegen. Ihn mit beiden Händen fassend, lehnte sie sich ein wenig an seine Brust; er lächelte sie an.

„Die kleinen Pferde liefen wie die Teufel,“ sagte er dann, halb zu Schilcher gewandt; „in anderthalb Stunden von Castellamare bis hier, vors Hotel. So am Golf entlang, in der lauen Nacht — eine Götterfahrt! Der Mond war noch nicht herauf, aber der Vesuv glühte wie eine Fackel. Und so dumpf, so geheimnisvoll rauschte das Meer unten an den Felsen —“

„Vater wird noch Dichter!“ warf das Mädel dazwischen, halblaut zu Schilcher hinüber. Rutenberg schlug ihr zart auf die Wange.

Die Engländerin fragte vom runden Tisch her: „Sie hatten einen schönen Tag in Neapel?“

„Einen Frühlingstag," antwortete Rutenberg. „Die Kerle schrieen auf den Straßen, daß es eine Lust war. Zwanzigtausend ungefähr haben mich angebettelt. Da hast du auch deine Noten, Kind!"

Er drückte dem Mädchen die Rolle in die Hand.

„Danke," sagte sie. „Guter Vater!"

„Du, es war eine lange Jagd, bis ich diese neapolitanischen Lieder alle beisammen hatte. Dann noch drei Stunden im Museum, fleißig wie ein Professor!"

Der Amerikaner war von der Glasthür herangetreten; mit seinem tiefen, sanften Ernst fragte er: „Sie haben auch die antiken Wandgemälde gesehn?"

„Alles, alles, alles. Bin sogar in die ägyptische Abteilung hinuntergeklettert; zu den Mumien und Isis und Anubis . . ."

Rutenberg blickte lächelnd auf seinen Schilcher, der so in sich versunken im Lehnstuhl saß und die Daumen übereinander rollte. Er trat etwas näher und dämpfte die Stimme: „Du! Schläfst du, Alter?"

„Nein," gab Schilcher zurück.

Rutenbergs leichtbeweglicher Kopf ging herum, er warf einen gedankenlosen Blick auch auf die alten Damen am Tisch. „Sehr merkwürdig," sagte er dann mit halber Stimme, „sehr merkwürdig sind die alten Mumien —"

„Um Gottes willen!" raunte der erschrockene Schilcher rasch. „Mensch, nimm dich in acht!"

„Warum?" fragte Rutenberg erstaunt.

Mit dem Kopf auf die beiden Damen deutend flüsterte Schilcher: „Sie hören ja, was du sagst!"

Jetzt begriff Rutenberg und lachte. Er sagte leise, sehr vergnügt: „Ich sprach von den Mumien im Museum, Schilcher."

„Ah so!"

Gertrud, die dieses kleine Zwiegespräch gehört hatte, ging leise lachend durchs Zimmer; Schilcher sah ihr nach. Zwischen Heiterkeit und Ernst murmelte er darauf: „In so 'ner Pension muß man vorsichtig sein."

„Ja, das merk' ich!" sagte Rutenberg, der noch einen verstohlenen Blick auf die alten Damen warf. Seine Augen glänzten, als er dann flüsternd hinzusetzte: „Kuck, wie das Kind lacht!"

Der Amerikaner schob sein Fernglas zusammen und knöpfte an seinem Rock; er schickte sich offenbar an, den regelmäßigen frühen Rückzug in sein Schlafzimmer anzutreten. „Entschuldigen Sie," wandte er sich noch an Rutenberg. „Wie weit mag wohl der Vesuv in der Luftlinie von Sorrent entfernt sein?"

Rutenberg sann einen Augenblick. „Ungefähr zwei deutsche Meilen, mein Herr."

„Wie viel ist das in Kilometern?"

„Vierzehn bis fünfzehn."

„Ich danke Ihnen. — Gute Nacht, mein Herr."

Nach einer kopfnickenden, leichten Verbeugung gegen ihn und die andern schritt er ehrenfest hinaus. Die Dominospieler hatten sich schon lautlos entfernt; die Engländerin nahm ihre Bücher vom Tisch. „Also morgen, gnädige Frau, wollen Sie nach Capri?" fragte Rutenberg.

„Nein," erwiderte sie. „Erst übermorgen."

„Da empfehl' ich Ihnen als Schiffer und auch als Führer den Marinajo des Hotels, den Pasquale. Das ist ein Unikum, insofern er sogar leidlich deutsch spricht: er war mit einem reichen Deutschen jahrelang auf Reisen, und wie zu allem hat er auch zum Radebrechen Talent."

Die Engländerin dankte freundlich. Sich zur Thür wendend, lächelte sie ihrer jungen Sängerin zu: „Also morgen la bella Napoli und die Rondinella!"

Gertrud nickte: „Wenn kein Ohr uns hört!"

Die Dame hauchte noch ein good night und ging.

„Willst du noch essen, Vater?" fragte das Mädchen.

„Nein, mein Kind. Ich aß unterwegs, in Castellamare. Die wunderbarsten Maccheroni meines Lebens ..."

Er hielt inne, mit heimlich aufleuchtender Heiterkeit, da er nun auch die alten Damen aufbrechen sah. Glück über Glück! dachte er und nickte Schilcher schweigend zu. Gertrud, hinter Schilchers Stuhl, flüsterte auf ihn herunter: „Die beiden Parzen gehn fort."

„Die Mumien," raunte Rutenberg.

„Die jüngsten Ausgrabungen," berichtigte Schilcher. Langsam rauschten die Damen, die nicht ahnten, wie interessant sie waren, auf den Korridor hinaus.

Rutenberg setzte sich vor Vergnügen; „Kinder," sagte er, „wir sind allein, das ist auch nicht übel!" Da öffnete sich aber schon wieder die Thür; ein vierter Mann trat ein. Es war diesmal keiner von den Gästen, sondern Pasquale, der Barkenführer, den Rutenberg soeben empfohlen, der die drei schon

manchesmal an den Ufern hin, zu den Felsgrotten, zur Punta della Campanella in seiner Barke spazieren geführt hatte. In der gelbbraunen Sammetjacke, den weichen schwarzen Hut in der gebräunten, haarigen Hand, stand er wie ein ehrerbietiges Fragezeichen da, nickte dann aber seinem besonderen Freund, dem Schilcher, vertraulich lächelnd wie ein amico zu.

„Aha!" sagte Schilcher. „Unser Marinajo, mein Pasquale. Treten Sie näher, Pasquale; wir sind unter uns. Was treiben Sie noch so spät im Hotel?"

Pasquale zuckte herzlich die Achseln, hob auch die braunen Hände ein wenig. In seinem gebrochenen Deutsch, das er, wo es notthat, durch sein beredtes Gebärdenspiel ergänzte, fing er nach einer Art von Seufzer an: „Man will leben, Eccellenza. Wollte fragen, Eccellenza, was wir morgen machen. Eine kleine Spazierfahrt auf den Meer, zu die Thunfischer? Oder hinüber nach Capri?"

„Da werden wir morgen den Wettermacher fragen," gab Schilcher zur Antwort. „Wenn gut Wetter ist —"

Pasquale streckte seine Hand wagerecht aus: „Morgen das Meer ist glatt wie meine Hand!"

„So! Wissen Sie das gewiß?"

Der Marinajo lächelte zuversichtlich: „Wenn Pasquale es sagt, dann können Sie vertrauen. Dann ist es gewiß!"

„Seeleute und Italiener," entgegnete Schilcher trocken, „haben immer den Herrgott in der Tasche. Amico mio, wir wollen doch lieber morgen den eigentlichen Wettermacher fragen. Schlafen Sie recht gut!"

Pasquales feines Ohr hörte in dem trockenen Ton die innere Gemütlichkeit, die Menschenfreundlichkeit; er verneigte sich und lächelte ein wenig. „Danke," antwortete er; „lo stesso; dasselbe. Also wie Eccellenza denkt. — Obwohl ich weiß, morgen Sie werden sagen: Pasquale ist ein braver Marinajo, hatte recht, der Pasquale —"

„Wenn ich das sagen werde, werd' ich's morgen sagen. Heute nicht, Pasquale!"

„Wie Eccellenza denkt. — Meine Hochachtung vor den schönen Herrn und die schöne Dame!"

Er lächelte dem Vater und der Tochter zu, aber ohne Dreistigkeit, und während sie ihm Gute Nacht zuriefen, zog er sich mit vielem Anstand zurück.

„Hat dieser Sohn des Südens Verstand!" sagte Rutenberg heiter, wegen des „schönen Herrn". „Aber, im Ernst: wie kindlich pfiffig diese Kerle sind, diese Sorrentiner. — Meine Freunde, Neapel ist schön; Neapel ist sehr schön; aber es lebe Sorrent! Dieses friedliche, märchenhafte Gartenland auf dem Uferfelsen; diese vortreffliche Pension in der alten Villa; — Kinder, alles entzückt mich. Dieser gemütliche Salon mit dem Doppelblick: da schaut er aufs Meer, auf Neapel mit seinen Lichterreihen, auf den alten Vesuv hinaus, hier auf die Orangengärten und alles, was ewig grün ist. — Oder denkst du anders, Trudel? Hast du's hier satt, willst wieder nach Neapel? Mir ist's recht; mir kann nichts geschehn: hier bin ich glücklich, dort wär' ich's. Sag du, was du willst!"

Das Mädchen blickte ihn flüchtig an: „Hier noch

bleiben, Vater. Hier noch 'ne Weile so leben, wie bisher: auf die Berge klettern, italienische Lieder singen, am Ufer sitzen —"

„Und meerfahren," fiel Schilcher ein, „mit Pasquale, der uns gar so schön findet —"

„Dich hat er nicht schön gefunden, Onkel Schilcher," berichtigte Gertrud, indem sie ihm eine Hand auf den Kopf legte. — „Ich will mir eine Arbeit holen, ich komme wieder. — Hier noch bleiben! Hier!"

„Gut," rief Rutenberg, „so bleiben wir hier!"

Gertrud schwebte hinaus; der Vater folgte ihr mit den Augen, die noch immer lachten, als sie längst aus der Thür war. Endlich legte er sich beide Hände auf die Kniee und lächelte seinen Schilcher an. „Nun, was sagst du, Alter? Geht es gut, oder nicht? — Dein ‚Abreisen' war ein göttlicher Gedanke! Italien thut seine Schuldigkeit; schau dir das Mädchen an. Schau dir diesen Trotzkopf an, Schilcher, der sich damals aufs Sofa warf und beinah erstickte: ‚Nein, ich will nicht fort! nein, ich will nicht reisen! Ihr wollt mich nur von Arthur fortnehmen; aber von ihm lass' ich nicht, von ihm lass' ich nicht!' — Immer heiterer wird sie. Die verweinten Augen, wie lustig jetzt. Die trotzigen, verschlossenen Lippen, wie sie wieder lachen können. Sie singt. Sie scheint ihren Angebeteten, ihren Engel richtig zu vergessen. Heut haben wir Mittwoch in der vierten Woche; — na, und um von mir zu reden: ich kann dir nicht sagen, Schilcherio mio, wie ich glücklich bin. Es war 'ne Dummheit, daß ich noch nie nach Italien reiste, aber

die Dummheit belohnt sich jetzt: alles ist mir nun neu, alles wunderbar! Ich bin wie ein Junge, den der Vater auf die erste Reise mitnimmt —"

„Nur daß hier die Tochter den Vater mitnimmt —"

„Ja," lachte Rutenberg; „ja, das gute Kind! Alle Tage bin ich ihr dankbar, daß sie mich veranlaßt hat, nach Sorrent zu reisen! Du, wenn das so fortgeht, werd' ich auch noch ihrem Arthur dankbar ..."

Er sprang auf, stellte sich vor Schilcher hin und schüttelte ihn an beiden Armen. „Na, kurz, ich bin glücklich!"

„Du bist doch das richtige Gummibändchen," sagte Schilcher, der sich nicht rührte. „So eins für Pakete, mein' ich: sowie man ihm sein Päckchen abnimmt, springt es fidel in sich zurück. — Bist beneidenswert!" seufzte er leise.

Rutenberg lächelte mitleidig: „Armer Schilcher. Märtyrer der Freundschaft! Dir fehlt was in diesem Paradies: deine Whistpartie. Ich spiele zwar Schach mit dir —"

„Schach ist kein Whist."

„Sehr richtig. — Darum hab' ich auch — —"

Rutenberg brach ab und lächelte in sich hinein.

„Was hast du?"

„Darum hab' ich auch heimlich — einen Streich gemacht —"

Er hielt wieder inne; seine blauen Augen lachten den andern an.

„Was heißt das?" fragte Schilcher.

„Wirst du dich wundern, Alter?"

„Das kann ich noch nicht wissen.“

„Ich hab' Lugan und Wild heimlich eingeladen, uns nachzukommen; hierher, nach Sorrent. — Aha! Jetzt wundert er sich! — Schon vor einer Woche, Alter, hab' ich ihnen geschrieben: meine Freunde, es ist hier schön, göttlich schön; zu schön für uns allein: ihr müßt mit dabei sein! Lugan ist ein freier Mann, Wild braucht Erholung, seine drei Patienten sind gesünder als er und können bis nach Weihnachten warten. Ihr wollt den Vesuv sehn, der Vesuv will euch sehn; Schilcher rollt jeden Abend die Daumen übereinander, Schilcher schwindet hin; rettet den Mann und kommt her! Dieses Hotel ist meine Villa, ihr seid meine Gäste; auch für die Hin- und Herreise ... Was hast du?“

Schilcher war aufgestanden; er wollte seine Rührung nicht zeigen und wußte nicht recht, was er machen sollte; etwas unbeholfen stieß er mit dem Fuß, als stieße er etwas fort, das am Boden lag. „Nichts,“ brummte er dann nur; konnte sich aber doch nicht enthalten, Rutenberg anzuschauen. Darauf ergriff er ihn denn vorn am Rock und schüttelte ihn eine Weile, was er wohl noch niemals gethan hatte. „Heimtückischer, — dummer alter Kerl du!“ stieß er aus der Kehle. „Machst mich lächerlich. Als könnt' ich nicht ohne Whist — — Aber vor Liebe könnt' ich dich —“

Er ließ ihn los und ging von ihm weg, um den großen Tisch herum. Nach einer Weile blieb er wieder stehn, hilflos weich: „Du bist der beste aller dummen Kerle auf der ganzen Erde.“

„Das ist nun wieder eine deiner Uebertreibungen,“

sagte Rutenberg lächelnd; „deiner Ueberschwenglichkeiten."

In all seiner Rührung mußte Schilcher lachen. „M e i n e r —? Großer Gott!"

„Also kurz, ich hoffe, sie kommen —"

„Du w e i ß t es!" rief Schilcher aus und sah den „Heimtücker" forschend an. „Sie haben dir geschrieben!"

Rutenberg lächelte, schwieg. Er fing nur an zu pfeifen, was aber nicht seine Stärke war; das konnte der andre besser. Rutenberg hatte nur e i n e n Ton.

XI.

In das Pfeifen hinein erklang gedämpfter Gesang, von einem frischen, hübschen Bariton; er schien von dem Fahrweg zu kommen, der zum Hotel und daran vorbei ging. Die Nacht war schon so still, daß man ihn sehr deutlich hörte. Nach einer Weile ließ Rutenberg ab, zu pfeifen, und lauschte angestrengt, mit vorgebeugtem Kopf; seine Brauen zogen sich zusammen.

„Du," sagte er, „was ist das?"

„Gesang," brummte Schilcher. „Auf der Straße."

„Das hör' ich. Aber — aber — die Stimme klingt mir so bekannt ..."

„Mir nicht. — Italienische Worte. Ein italienisches Lied."

Rutenberg nickte sehr verstört: „Aber so gesungen, wie es ein Engländer oder ein Deutscher singt. So unitalienisch ... Bei Gott, diese Stimme kenn' ich!"

„Das wär' ja auch noch kein Unglück —"

„Kein Unglück? Mann, ich sag dir —!"

Rutenberg sagte es aber nicht. Er ging auf den Zehen, als sollte man ihn nicht hören, zu der süd-

lichen Thür, die auf einen buntgepflasterten Balkon vor den Südzimmern und zu einer breiteren Terrasse am Fahrweg führte. In der Thür blieb er stehn und schaute zurück: „Will nur mal nach dem Rechten sehn ...“

Damit ging er hinaus.

Was hat er? dachte Schilcher. Ihn verließ nun doch auch die „klassische Ruhe“; Rutenbergs sonderbares, unheimliches Gesicht hatte ihn aufgestört. Er horchte. Der Gesang dauerte nur noch ein paar Takte, ward dann plötzlich still. Er öffnete leise die Thür, die der andre wieder geschlossen hatte; es war nichts zu hören. Endlich kamen gedämpfte Schritte von der dunklen Terrasse her; die bekannte hohe und breite Gestalt tauchte auf, ging rasch auf den kleinen Schilcher zu und schob ihn vor sich her in den Salon zurück.

„Es ist richtig,“ sagte Rutenberg, als sie drinnen waren. „Ich hatte recht. Er ist es!“

„Mensch, du bist ja blaß. Wer? Arthur?“

„Ja. Dieser Wyttenbach. Draußen auf der Straße!“

Rutenberg mußte erst tüchtig atmen, ehe er weitersprechen konnte: „Und Gertrud stand an ihrem Fenster. Ich hab's gesehn. Sie mich nicht; ich sie alle beide ... Schilcher, das war abgekartet! Jetzt geh' ich zu meinem Kind! — Jetzt geh' ich zu meinem Kind und sag' ihr —“

Er hob die Faust; er war außer sich.

„Ruhig, Mann! ruhig!“ nahm nun Schilcher das Wort und hielt ihn am rechten Arm. „Umgekehrt wird ein Schuh daraus: nichts sagen! gar nichts!“

„Nichts?"

„Nein. Den jungen Menschen heraufrufen. Erstaunt, ganz harmlos erstaunt, ihn in Sorrent zu sehn. Und das Kind dazu rufen; na, und dann so allmählich herausbringen, was das Ding bedeutet!"

Rutenberg starrte den Oberappellationsrat an. Er sah das kleine, kluge Lächeln, das über das bartlose Gesicht huschte; ihm kam dabei die Fassung wieder, oder doch etwas Aehnliches; er fuhr sich durch das dichte Haar. „Hast recht, Alter. Hast schon wieder recht. Keine Scene. Ruhe. Ohne Uebereilung! — Ich kann den Bengel nicht sehn; aber ich will ihn sehn. Ich will —"

Er war schon wieder bei der Thür.

„Was willst du?" fragte Schilcher.

„Es ganz so machen, wie du meintest. Wie ein Diplomat, Schilcher. Hab' um mich keine Bange; das mach' ich. — 's ist aus, Schilcher! Unser Glück ist aus! — Aber die Sache wird in aller Ruhe — —"

Er trat auf den Balkon. Die Thür fiel wieder zu.

Der arme Schilcher stand und horchte; ihm ward nun nachträglich schlecht zu Mut. Dieser dreiste Bengel, dieser Schwerenöter plötzlich abends um neun in Sorrent! Darum jeden Abend ohne Whist in der Ecke sitzen ... Damit so ein Kerlchen dann doch — —

Rutenberg schien das Kerlchen zu rufen; dann schien er zu Gertrud zu gehen, die ihr Zimmer auch auf der Südseite hatte, neben dem Salon. Dann war's eine Weile still. Ob der Bengel wirklich kommt? dachte Schilcher. Na, natürlich kommt er! Mir ist,

als hört' ich schon seinen schwebenden Adonisgang draußen auf der Treppe ...

Auf einmal fiel ihm ein, daß er doch auch das Seinige thun könne, um herauszubringen, wie die Sache sei: abgekartet oder nicht? — Er knöpfte sich den Rock zu, für die kühle Nachtluft; darauf ging er geschwind auf den Korridor hinaus. Dort hing noch sein Hut. Er nahm ihn vom Riegel. Richtig, der Schwerenöter kam schon die Treppe herauf, schwarz oder dunkelbraun gekleidet, einen hellen Ueberzieher auf dem Arm, einen von diesen verhaßten Cylindern auf dem Kopf. Mit seinem scharmantesten Lächeln zog er den Hut herunter, Schilcher zu begrüßen: „Welche angenehme Ueberraschung, Herr Oberappellationsrat —"

„Ja, sehr angenehm," fiel ihm Schilcher ins Wort. „Sie entschuldigen!"

So ging der kleine Herr an ihm vorbei und die Treppe hinab.

Arthur van Wyttenbach verzog das Gesicht; er stand eine Weile still. Drollige Begrüßung, dachte er. Unendlich warme Begrüßung ... Aus seinem sauren Lächeln ward allmählich ein freieres; pah! blies er zwischen den Lippen hervor. Offene Arme hatte er ja nicht erwartet. Bei dem Mädel, ja; bei den beiden landflüchtigen Jubelgreisen nicht. Jetzt nur ruhig Blut, dachte er, den Hut in der Hand behaltend; und nur immer munter! Mit den Jubelgreisen werden wir wohl fertig!

In dem Zimmer gradeaus hörte er Stimmen,

sie kamen ihm sehr bekannt vor; mit raschem Entschluß trat er ein. Es war der Salon, am Lesetisch und am Klavier sogleich zu erkennen; Gertrud, die jetzt blasse, und ihr auch nicht sehr gesund gefärbter Vater standen am großen Tisch. Arthur machte seine schönste Verbeugung.

„Wir sind sehr erstaunt," sagte Rutenberg, der nur durch eine unentschiedene Bewegung grüßte; „sehr überrascht, Herr van Wyttenbach. Wir alle —!"

Er warf dabei einen flüchtigen Blick auf Gertrud, die zu lächeln suchte, als fühle sie sich auch überrascht. „Natürlich," erwiderte Arthur; „da Sie ja alle nicht wußten und nicht wissen konnten, daß auch meine unbedeutende Persönlichkeit sich erlauben würde, einen kleinen ‚Ritt in das romantische Land' zu unternehmen —"

„Und Sie vermuteten wohl auch nicht, uns hier in Sorrent zu finden!"

„Ich? Keine Ahnung! Als ich plötzlich Ihre Stimme hörte — und Fräulein Gertrud am Fenster sah — in der dämmernden Nacht grad noch zu erkennen — da war ich doch wie im Traum! Ich schlenderte so durch die Straßen hin; war eben von Vico hergewandert: denn ich wohne nicht hier, sondern in Vico —"

„Vico?" fragte Rutenberg. „Was ist das?"

„Kennen Sie Vico noch nicht? Vico Equense, einer der angenehmsten Aufenthalte am ganzen Golf, wie man mir gesagt hat; ein Felsennest oben über dem Meer, anderthalb Stunden von hier. An der Straße, die von Castellamare nach Sorrent führt —"

„Richtig! Man fährt ja durch! — Also da wohnen Sie?"

Arthur, immer unbefangener, nickte: „Ja, seit heute früh. Es war nämlich längst mein Wunsch" — er lächelte, mit leichter Selbstverspottung —: „wie Mignon, das arme Kind, das immer von dem Land ihrer Sehnsucht träumte, so ungefähr träumte auch ich, seit meiner Knabenzeit ... Gestatten Sie mir dieses romantische Gefühl! — Ich hatte übrigens auch eine Tante in Neapel zu besuchen, eine sehr liebe, vortreffliche Frau; und in Neapel wurde mir Vico sehr empfohlen; ich muß sagen, mit Recht. Ein sehr komfortables Hotel, alle Achtung; eine prachtvolle Straße führt ans Meer hinunter. Und ebenso, wie von hier, hat man auch von Vico den Blick auf das große Flammenthor der Unterwelt, auf den ewig erhabenen Vesuv! — Ich hab' da schon sehr geschwelgt; natürlich ... Im Hotel sagte man mir dann: es giebt hier keinen besonderen Spaziergang, als den nach Sorrent. Ich mache mich also auf, schlendre nach Sorrent!"

„So spät?" fragte Rutenberg, diplomatisch lächelnd. „Im Dunkeln?"

Arthur lächelte ebenso: „Nu ja, die Nacht überraschte mich; aber was thut mir das. Ich kann ja zu Wasser und zu Lande nach Vico zurück; im Boot oder im Wagen. Ich hatte nun einmal die jugendliche Ungeduld, auch Sorrent zu sehn, die Orangenstadt; wenn auch jetzt nur bei Nacht. Und da führt mich mein guter Stern — ich irrte ganz zwecklos herum — an diesem Hotel vorbei. Ich höre meinen

Namen rufen — und hier in der Fremde bin ich auf einmal wie in meiner Heimat!"

Rutenberg blickte verstohlen auf Gertrud; ihre nicht mehr blassen Wangen färbten sich etwas stärker, sie lächelte ein wenig. Sie stand aber so unschuldig da ... Sollte das Kind wirklich nichts gewußt haben? dachte er und atmete schon auf. Er lud den jungen Mann ein, sich zu setzen; noch hatte er's nicht gethan. Wyttenbach nahm mit einer leichten, eleganten Verneigung Platz; auch Gertrud sank nun langsam auf einen Stuhl. Sie hatte noch kein Wort gesprochen. Eben wollte sie anfangen, zu reden, als vom Korridor her der Mann in die Thür trat, den Rutenberg schon lange mit den Augen suchte. Schilcher, den Rock noch zugeknöpft, den Hut in der Hand, schob sich so ruhig herein, als wäre nichts vorgefallen. Er machte die Thür langsam wieder zu und blieb bei ihr stehn.

„Wo warst du?" fragte Rutenberg, der in plötzlicher Unruhe aufstand.

„Hatte was zu besorgen," entgegnete Schilcher. Er lächelte dann, da Rutenberg auf Arthur blickte: „Jawohl, jawohl; wir haben uns schon begrüßt. — So kommt man allerwege wieder zusammen; ‚die Welt ist klein', wie schon Dickens sagte. Ja, die kleine Welt!"

Er hob einen seiner kurzen Arme ein bißchen, ließ ihn dann wieder sinken. Rutenberg kannte seinen Mann: aus dieser kleinen Bewegung entnahm er, daß der andre etwas auf dem Herzen hatte. „Nun, so mach unserm Gast die Honneurs!" sagte er zu Ger-

trud; „sprich doch endlich auch ein Wort!“ — Als ihre Lippen dann aufgingen und ihre weiche, jetzt unsichere und befangene Stimme zu zwitschern anfing, trat er zu Schilcher und pflanzte sich breit vor ihn hin. Was giebts? fragte sein stummes Gesicht.

„Bin nur die fünf Schritte bis zur Post gegangen,“ sagte Schilcher leise. „Die war geschlossen. Aber nebenan im Circolo, im Klub, fand ich den Postdirektor, den gemütlichen alten Burschen. Heut nachmittag war deine Tochter auf der Post —“

Rutenberg packte Schilcher am Rock.

„Ruhig,“ raunte Schilcher. An dem großen Gegenüber vorbei, das ihn verdeckte, streckte er seinen Kopf hervor und lächelte Gertrud an, die etwas übertrieben feierlich mit ihrem Adonis sprach. „Unsre Gertrud,“ sagte er laut, „sollte wohl Herrn van Wyttenbach eine Erfrischung anbieten; wie?“

„Ja, ja,“ antwortete das Mädchen rasch. „Sie werden hungrig sein, Herr van Wyttenbach.“

Arthur lächelte: „So ein wenig, ja!“

„Sie war auf der Post,“ flüsterte Schilcher wieder, „und holte einen Brief ab; einen Poste restante-Brief.“

„Also Korrespondenz hinter meinem Rücken!“ flüsterte der empörte Rutenberg.

„Jawohl; aber ruhig, Alter!“ — Schilcher zeigte den jungen Leuten wieder sein Gesicht: „Na, also etwas essen, wenn man hungrig ist!“

Arthur ergriff diesen Gedanken mit Eifer; „Sie haben recht,“ erwiderte er; „sehr recht! Ich ging

nämlich thörichterweise vor dem Diner von Vico fort; — ich wohne nämlich in Vico. Eh' ich nach Hause fahre, sollt' ich unten im Speisesaal noch ein wenig essen."

„Nu freilich!" sagte Rutenberg, der sich mächtig zusammennahm. „Thun Sie das, thun Sie das, Herr van Wyttenbach. Eh Sie dann abfahren, sehn wir Sie noch, natürlich; hier im Salon!"

Arthur verneigte sich ehrerbietig: „Sie sind sehr liebenswürdig, Herr Rutenberg." Sein braunes Schnurrbärtchen zuckte heiter. „Von der Luft kann man auch in Italien nicht leben; leider —"

„Sehr richtig!" rief Rutenberg.

„Also auf Wiedersehn —"

„Guten Appetit!" wünschte Schilcher.

Der junge Mann grüßte und ging. Schilcher begleitete ihn bis zur Thür, die er ihm zuvorkommend öffnete; von der Schwelle aus sah er ihm dann nach, sah, wie er die Treppe hinabstieg. Na ja, dachte er sorgenvoll; aber ob er da unten wirklich essen will, das ist noch die Frage. Sah mir so aus, als hätt' er was vor! — — Ich kann ja auch noch mal die Treppe hinuntergehn.

Er machte die Thür von außen zu und ging dem Adonis nach.

XII.

Gertrud, der die innere Bangigkeit nun doch den Atem beklemmte, trat ans Klavier, um etwas zu thun, und schlug einige Tasten an; sie schlug aber wie ein Kind, es ward keine Melodie daraus. Es überlief sie, als sie des Vaters Schritt hinter sich hörte, an ihrem Hals seinen Atem fühlte. Er murmelte etwas, das sie nicht verstand; offenbar war er sehr aufgeregt ... „Gertrud!" sagte er dann laut. Sie fuhr zusammen.

Zu ihrer Ueberraschung, nach einer langen Pause, sprach er aber mit sanfter, freundlicher Stimme weiter: „Ich war also sehr im Irrtum, meine arme Gertrud. Es war also nicht aus. Im Gegenteil, der zweite Band des Romans beginnt: die Geheimnisse! Die liebende und trotzende Tochter hat Geheimnisse vor dem harten Vater —"

„Vater!" rief das Mädchen.

„Heimliche Briefe; ich weiß! Weiß alles. — Das ist immer so. Ist ja auch ganz natürlich! Der Vater ist grausam, unverständig, er will nicht be-

greifen, daß die Tochter recht hat; er entführt sie tyrannisch in ein wunderschönes Land, wo die Orangen und die Palmen wachsen, — wo ihr alles zuruft: Kind, das Leben ist schön, und die Welt ist groß, häng dich nicht an den einen Wunsch und den einen Menschen! Mach das Herz und die Augen auf, laß die Welt hinein; eines Tages wird dann die Stunde kommen, wo du ganz verwundert hinschaust: dieser eine kleine Mensch war mir einst die Welt? — Aber nein, das Kind weiß es besser. Es drückt das trotzige junge Herz so klein zusammen, daß nur der eine kleine Mensch darin Platz hat; und es schreibt heimliche kleine Briefe —"

„Vater!" rief das gequälte Mädchen wieder.

„Sag nur ruhig ‚Vater'; auf den Namen hör' ich. Darum nehm' ich es auch nicht so schwer mit den Heimlichkeiten, wie es andre thäten. Das Kind ist krank, sag' ich mir. Laß ihm Zeit. Laß ihm sein Fieber. Laß es nur genesen! — Da haben wir ihn also wieder, deinen Arthur. Siehst du ihn denn wirklich noch mit denselben Augen? noch als Ideal? Wenn du ihn sprechen hörst — und was er spricht — ist er dir noch immer der Inbegriff alles Herrlichen, über alle Menschen? Und sagst du dir immer noch: wie auch die andern, die mich lieben, über ihn denken, ich will mit ihm leben und sterben?"

Gertruds schlanker Körper wand sich; der Vater stand noch immer hinter ihrem Rücken. „Ach," seufzte sie, „wie quälst du mich. — Bitte, laß mich gehn!" Sie drehte sich nach der Thür, die zu ihrem Zimmer führte.

„Bitte sehr," entgegnete er jetzt mit ganz andrer Stimme. „Wie Sie wünschen, Fräulein Rutenberg."

„Vater!" rief sie, wandte sich plötzlich zu ihm und warf sich ihm an die Brust. „Ach, Vater, Vater! Ich lieb' dich ja so sehr! Bist so lieb, so gut! — Ach, wie schäm' ich mich, daß ich vor dir, vor dir diese Heimlichkeit — —"

Er küßte sie auf den Kopf.

„Und du küßt mich noch," schluchzte sie. „Ach, wie bin ich unglücklich. — Ach, vergieb, vergieb!"

„Arme, gute Gertrud," sagte Rutenberg, der sie liebevoll fest im Arm hielt; sie lag still wie ein Hühnchen, das sich an die Henne drückt. „Könnt'st du fühlen, wie hart es für so 'nen Vater ist: daß er seinem jungen Kind den Angebeteten nie so vor die Seele hinstellen kann, wie sein Aug' ihn sieht! Daß er nicht auf eine, eine Stunde ihr sein Gefühl, seine Einsicht leihen kann; — Trudel, das ist hart! — Bist doch sonst so klug, und so wohlgeraten. Wirst diesem Arthur eines Tages weit, weit über den Kopf wachsen —"

Sie schüttelte ihren Kopf.

„Doch, Trudel; doch! — Und was für eine innige, tiefe, große Liebe das ist, da in deinem Herzen, das ahnt er ja nicht; das versteht er nicht! — Ja, starr mich nur an, als wär' ich wohl nicht recht gescheit. Der hat dich gern, Trudel, wie du deine Puppe gern hattest. Sein Herz ist gegen deins, was eine gute warme Suppe gegen den glühenden Vesuv da ist; und es wird einmal eine kalte, stille Suppe werden — glaub mir, Kind, ich kenn' ihn. Wenn

er erst hat, was er wollte: dich hübsche kleine Person, und dein Geld dazu ..."

Gertrud zog sich aus des Vaters Arm; ihr jetzt totenblasses Gesicht starrte ihm immer fassungsloser in die Augen. „Was sagst du da?" stammelte sie. „,Und mein Geld dazu'?"

„Ja, denkst du denn, junge Männer wie der werben um so 'ne Erbtochter um des Herzens willen? Laß uns heut arm werden, Kind: morgen ist er fort! — Du zitterst ja. Was ist dir? Glaubst du, ich verleumd' ihn? Glaubst du, es ist nicht so? Stell ihn mal auf die Probe, und du wirst's erleben!"

Gertrud zuckte zusammen. Sie wollte etwas erwidern; die Lippen öffneten sich; es kam aber kein Wort heraus. Es ging nur ein langer, scheuer, qualvoller Blick aus ihren hellen Augen zum Vater hinüber; ihr schien vor ihm oder vor irgend etwas zu grauen. Sie schüttelte sich. Auf einmal wandte sie sich ab, doch nicht rasch, eher wie eine mechanische Figur, die sich langsam dreht, und ging stumm in ihr Zimmer; hinter ihr schloß sich die Thür.

Rutenberg sah ihr etwas verlegen nach. Er blickte auf ihre Thür wie auf einen Vorhang, hinter dem gespielt werden soll — man weiß noch nicht, was? — Fort! dachte er; ohne einen Laut! — Hab' ich das nun klug gemacht oder unklug? — So tappen wir durch diese siebzehnjährigen Labyrinthe ... Ach du lieber Gott!

Vom Korridor kam Schilcher zurück, mit seinem

unergründlich stillen Gesicht. „Na?" sagte Rutenberg beklommen. „Bist du wieder da?"

„Wollte nur unserm Hirsch auf den Wechsel passen," gab Schilcher zur Antwort, eine Hand mit der andern reibend. „Hab' mich in den kleinen Garten neben dem Speisesaal begeben und durch die Glasthür hineingesehn. Ein Stückchen Brot hat der Herr gegessen; kam sicher pumpsatt hier an! — Aber mit dem Marinajo, mit unserm Pasquale hat er verhandelt, der noch unten war. Die Thür war halb offen; so viel hab' ich von der Unterhaltung verstanden, daß das Süßholz heut abend zu Wasser nach seinem Vico zurück will. Fragte aber zweimal, das Herrchen, mit einem Nachdruck und einer Unruhe wie 'ne junge Dame: ob das Meer auch still wär'? Er scheint also eine unbändige Furcht vor dem Wasser zu haben —"

„Das ist ja komisch!" warf Rutenberg ein.

„Na ja, komisch ist es. Aber sag mir nur eins: warum will er dann doch auf diesem Wasser zurück, statt auf dem festen Land? Ich finde das auffallend, Rutenberg . . ."

„Mag sein! Ja, ja!" Rutenberg sprach das gleichgültig hin, als dächt' er an anderes.

„Mein Pasquale versicherte ihm auf Tod und Leben, das Meer sei ungefähr wie ein Spiegel, oder wie seine flache Hand. — Da kommt der kühne Seefahrer!"

Schilcher hatte recht: der leichte Geschwindschritt kam den Korridor entlang, Arthur trat wieder ein. Er schüttelte die braunen Löckchen auf seiner niedrigen Stirn und tändelte mit den Lippen, wie wenn er sich

nach einem wiederherstellenden Mahl recht behaglich fühlte. „Man ist doch ein andrer Mensch,“ sagte er heiter, „wenn man gegessen hat. Da bin ich denn also wieder, mit Ihrer gütigen Erlaubnis.“

„Bitte! Sehr wohl!“ erwiderte Rutenberg verbindlich; Lügenlügner! dachte er. Der schöne Bariton Arthurs war offenbar durch Gertruds Thür gedrungen: nach wenigen Augenblicken öffnete das Kind und schob sich langsam herein. Sie grüßte den Jüngling noch förmlicher und befangener als vorhin; nach einer Weile flog dann aber ein schräger Blick auf ihn, der offenbar an ihm herumforschte. Die Männer begannen sich zu unterhalten, sie hörte zu, hörte wohl auch nichts. Sie ging zur Thür, die auf den großen Balkon führte, und schien durch das Fenster nach den Lichterzeilen von Neapel hinüberzusehn. Plötzlich wandte sie sich und schaute auf Arthur zurück.

Wie sie blickt! dachte Rutenberg. Sie denkt an ihm herum; meine Rede hat doch gewirkt. Wenn ich jetzt das Kind mit ihm sprechen ließe! — Er gab Schilchern, der alles verstand, einen Wink und sagte dann so gemütlich, wie er's über die Lippen brachte: „Nun müssen Sie uns aber entschuldigen, Herr van Wyttenbach; wir haben da nebenan im Rauchzimmer eine Schachpartie stehen lassen; Herr Oberappellationsrat Schilcher erzürnt sich mit mir, wenn wir die nicht ausspielen. Es dauert nicht mehr lange; ich krieg' ihn. Sie nehmen so lange mit dem Kind vorlieb!“

„O, ich bitte sehr!“ erwiderte Arthur, der seine freudige Ueberraschung im ersten Augenblick nicht unter-

drücken konnte; dann faßte er sich aber geschwind. „Wenn ich irgendwie störe, so geh' ich ..."

„Sie stören ja nicht," sagte Rutenberg schlicht. Der thürenreiche Salon hatte noch eine, kleiner als die andern, auf der „Fumoir" gemalt stand; sie führte in ein Zimmerchen, das Schilcher den Käfig nannte. Dort spielten sie täglich eine oder zwei Partien Schach, wenn auch Schach „kein Whist war". Die beiden Männer gingen in das Fumoir hinein, der kleine voran; Arthur sah mit inwendig lachendem Entzücken, daß die Thür sich dann schloß. Er sah nur noch Gertrud und sich ... Gertrud stand noch bei der Balkonthür. Er ging auf seinen leichten Füßen zu ihr.

„Meine teure Gertrud!" sagte er, die Stimme so viel dämpfend, als gut war. „Hier in Sorrent ich mit dir allein!"

Er ergriff ihre niederhängende Hand; die bewegte sich aber, als wollte sie sich ihm entziehen. Mit leiser, doch sichtbarer Scheu, die er nur auf ihren flatternden Blick nach dem Rauchzimmer bezog, hauchte sie so hin: „Bitte, lassen Sie jetzt meine Hand. — Sagen Sie jetzt nicht du. — — Ja ja! Welches Glück!"

Arthur lächelte, mit sich zufrieden: „Es war ein kluger, feiner Einfall von mir, nicht wahr, daß ich mein Hauptquartier nicht hier, sondern in Vico aufschlug! Von da erreich' ich Sie leicht; und es ist doch weniger auffällig. Hab' ich das gut gemacht?"

Sie nickte, sah ihn aber immer ernsthaft an. Er betrachtete sie auch, und auch heimlich forschend: er hätte ihr gern vom Gesicht gelesen, ob sie jetzt in der

Stimmung sei, auf seinen kühnen Plan romantisch-schwärmerisch einzugehn ... Ich versuch's! dachte er. Mehr als Nein sagen kann sie nicht! — „Hm!" seufzte er dann, indem seine rosigen Lippen sich recht rührend spitzten. „Heute nacht muß ich nun freilich wieder in meine Einsamkeit, in meine Verbannung zurück! — Ich fahr' in einer Barke heim, meine holde Gertrud; mit zwei Ruderern. In der stillen Nacht. Auch das Meer ist still. Später kommt der Mond." Er hielt sich geschickt zwischen Scherz und Ernst, während er langsamer fortfuhr: „Wollen Sie mit, meine süße Gertrud? Dann — sagen Sie noch nichts — hören Sie — dann hätten wir all dieser Not bald ein Ende gemacht! Dann brächt' ich Sie morgen zu meiner Tante in Neapel; eine liebe, vortreffliche Frau; und die nähm' uns auf, das bezweifl' ich nicht; und wenn die Alten hier das erführen, dann müßten sie wohl nachgeben ... Wie?"

„Ach," sagte Gertrud unschuldig, „Sie sollten jetzt nicht so scherzen, Arthur; mir ist nicht danach zu Mut!"

Schnell lenkte der geschmeidige Arthur ein: „Wenn Sie diesen — Scherz nicht mögen, nun, dann lass' ich das. Dann — dann weg damit! — Es war nur so ein Einfall; ein Kind der Not, süße Gertrud. Da ich mich doch damit beschäftigen muß, wie ich Ihrem tragischen Geschick ein Ende mache — denn auf mir ruht nun doch diese Pflicht!"

„Ach ja," seufzte sie; „es ist schwer." — Sie betrachtete ihn wieder mit so einem langen Blick, der

ihm nun doch unbequem zu werden anfing. Nach einem starken Atemzug brachte sie die überraschende, unlogische Frage heraus: „Werden Sie mich nie verlassen, Arthur?“

„Ich?“ Er sah sie sehr beleidigt an. „Diese Frage! Gertrud!“

„Würden Sie mich auch nie verlassen, wenn ich — — wenn ich arm wäre? wenn ich nichts mehr hätte?“

„Gertrud,“ sagte er mit vorwurfsvollem Lächeln, „ich sehe, Sie wollen mich erzürnen. Was hat das Geld mit unsrer Liebe zu thun —“

„Ach, das sag' ich auch!“ seufzte sie. „Wenn ich nun aber — — wenn ich nun wirklich arm geworden wäre. Ganz, ganz arm.“ Nach einem letzten Zögern überwand sie sich: „Ich — bin es, Arthur. Nein, lächeln Sie nicht. Es ist wirklich so. Es ist — — ganz plötzlich ist es gekommen. Alles, alles, alles hat mein Vater verloren. Seit gestern wissen wir es!“

„Gertrud! Alle Teu —“

Der sehr erschrockene Arthur hielt noch im letzten Augenblick an. „Hm!“ machte er dann langsam, um etwas Zeit zu gewinnen, und that, was er konnte, um im Gesicht einen edlen Ausdruck zu behalten. „Sie — — Sie erzählen mir da ja etwas Schreckliches; etwas Entsetzliches. Alles, sagen Sie?“

Das arme Kind sah ihn ängstlich an: „Sie finden es also sehr entsetzlich, Arthur ... Werden Sie mich nun verlassen, weil wir nichts mehr haben?“

„Ich? Wie können Sie denken ... Aber wie können Sie das denken, Gertrud! Ich werd' Ihnen ewig,

ewig treu sein; natürlich. Werd' Sie nie verlassen; das ist selbstverständlich ... Alles? Ist das wahr?"

Sie nickte.

„Alles? Wirklich alles?"

„Ich sagte es Ihnen ja!"

„Sie sagen es aber so merkwürdig ruhig. Mein Gott, das ist ja ein Schicksal, um sich alle Haare — —"

Er brach wieder ab, nahm sich wieder gewaltig zusammen, da ihn ihr Gesicht erschreckte; auch stieg in seinem schwindelnden Gehirn eine Hoffnung auf. „Nur um Ihretwillen, natürlich!" verbesserte er sich. „Um Ihretwillen ist es traurig, Gertrud ... Wir haben da zum Glück Ihren zweiten Vater, den Oberappellationsrat Schilcher, der sehr wohlhabend ist, und der für Sie sorgen wird; von dem Sie einst erben werden, wie man mir gesagt hat —"

„Der?" fiel sie ihm rasch ins Wort. „Der hat auch —!"

„Alles verloren?"

„Ja!"

Sie zögerte vor dem „Ja" einen Augenblick; Lügen war nicht ihre Stärke. Unschuldig verlegen stand sie dann da und wandte ihr Köpfchen, ihre Schultern seitwärts, um es zu verbergen.

Ah! ging es erleichternd durch Arthur, der dies alles erfaßte; er lächelte. Das erfindet sie! fuhr ihm durch den Kopf. Oder Papachen hat's ihr eingegeben; oder der alte Nußknacker. Ach, du kleines dummes Mädchen, das mußt du nicht glauben, daß Arthur van Wyttenbach so leicht anzuschmieren ist! —

Er fand jetzt all seine edlen, vornehmen Züge wieder und sagte mit seinem weichsten Bariton: „Meine teure Gertrud! Wie traurig ist das alles. Sie und Ihr Vater und Herr Schilcher — drei so edle Menschen! — Zum Glück bin i ch da. Ich. Jetzt fühl' ich erst, daß die Vorsehung mich neben Sie gestellt hat!"

Sie blickte ihm mit noch zagender Freude in die kleinen, aber so schön aufleuchtenden Augen. „Arthur — Sie werden mich nicht —"

„Verlassen? — Sagen Sie nie mehr so ein abscheuliches Wort! Nein, auch nicht im Scherz; es kränkt mich zu tief! — Ich bin nicht reich, meine geliebte Gertrud — leider nicht — — das heißt, ich sage leider nur um Ihretwillen. Aber ich werde arbeiten! wirken! schaffen! ich für alle vier! All meine Gaben, meine Fähigkeiten werde ich entfalten, daß man staunen soll; o, die Welt weiß noch nicht, was in mir steckt! Ich werde W u n d e r thun, Gertrud — denn die Liebe thut Wunder — die Liebe, die allmächtige. Und Sie Kleinmütige, Verzagte, Ungläubige — ja, ja, mein süßes Kind war etwas ungläubig und verzagt — Sie sollen eines Tages sagen: dieses Unglück damals war mein schönstes Glück, denn es hat mir erst gezeigt, was mein Arthur ist, was ich an ihm habe!"

„Arthur!" seufzte das Mädchen vor Rührung und Glück; ihre feucht schimmernden Augen lächelten ihn an. „O, wie lieb' ich Sie! Wie sind Sie edel und gut. — O, und wie schlecht war ich, daß ich zweifeln konnte. Verzeihen Sie mir das, Arthur! Nie mehr! nie mehr!"

XIII.

Arthur, der mit einem verzeihenden Blick auf sie niedersah, fühlte sich im Zug, hätte gern noch eine Weile so auf sie eingesprochen; zu seinem Bedauern öffnete sich aber die kleine Rauchzimmerthür und Rutenberg erschien. „Die Partie ist aus," sagte er. „Aber anders, als ich mir einbildete. Ich bin matt geworden."

„Mein ganz ergebenstes Beileid, Herr Rutenberg," entgegnete Arthur gemütlich lächelnd. Plötzlich fiel ihm ein, daß er ja mit diesem „verarmten" Mann Mitleid haben mußte. Er wurde ernst, sehr weich, schüttelte wie verstohlen den Kopf; warf dann aber einen strahlenden, heimlichen Blick auf seine Gertrud und lächelte ihr ermutigend zu.

Gleich darauf staunte Rutenberg: das Kind trat vor ihn hin, mit einer seltsam triumphierenden Miene und Gebärde; sie sah ihm wie anklagend in die Augen. „Ach, bitte!" sagte sie dann. Ihr langer, magerer Arm hängte sich in seinen; so zog sie ihn durch den Salon und zu ihrem Zimmer. Er fühlte sich förm=

lich hineingeschoben; die Thür fiel ins Schloß. Als sie ihn losließ und ein wenig zurücktrat, sah er, daß ihr so siegreich strahlendes Gesicht sich verfinstert hatte; die feinen, seidigen Brauen drängten sich zusammen. „Vater!“ sagte sie leise, aber wie in tiefer Empörung.

„Na, was giebt's?“ fragte er.

„Vater! O, wie schäm' ich mich, daß ich dir geglaubt hab'! — Nein, nicht geglaubt; o nein, das nicht; aber doch gezweifelt. Pfui: ich an ihm gezweifelt. — O, und was für böse, schlechte Sachen du von ihm gesagt hast; und er ist so edel! so großherzig! so gut!“

„Ich versteh' dich nicht. Was meinst du —“

„Ich bin dir gefolgt!“ rief sie lauter, sah dann aber auf die Thür und sprach wieder leise. „Ich hab' ihm das angethan, hab' ihn ‚auf die Probe gestellt‘, wie du sagtest. Hab' ihm vorgelogen — o, wie schäm' ich mich — daß wir verarmt wären, daß wir nichts mehr hätten. Wir nicht — auch Onkel Schilcher nicht ... O, wie hab' ich dann vor ihm dagestanden. Nun weiß ich erst, was für ein großes Herz — — Du kennst ihn nicht! Ihr alle, alle, ihr kennt ihn nicht! Für dich, für Onkel Schilcher, für uns alle wollte er leben, schaffen, statt mich zu verlassen. — Und mein Vater verleumdet ihn! vor seinem Kind!“

Sie legte sich bei diesen Worten die Hand aufs Herz; die schlanke Knospe stand so tragisch, so rührend pathetisch da, daß Rutenberg unter andern Umständen wohl gelächelt hätte. Er fuhr nun aber doch auf, wie von einem Pfeil getroffen: „Ich verleumde ihn!“

„Ja, Vater! Du! Nie hast du mir so weh gethan, wie in dieser Stunde! Nie, nie werd' ich mehr glauben, was du von ihm sagst. Nie, nie, nie werd' ich an ihm zweifeln — oder ihn verlassen ..." Ihre Stimme bebte: „Das wollt' ich dir nur noch sagen, Vater!"

„Das wolltest du mir noch sagen," wiederholte Rutenberg, dessen Empörung nun auch unaufhaltsam wuchs. „Ich danke dir" ... Plötzlich aufbrausend trat er auf sie zu: „Jetzt hab' ich genug! — Dieses Kind, dieses Geschöpf spricht so zu seinem Vater — weil es offenbar in seiner siebzehnjährigen Dummheit — — Schilcher auch verarmt! Gott im hohen Himmel, was für ein Unsinn das ist! — Und weil dieser junge Herr dafür doch zu klug war — und den Hochherzigen spielte — und das Mädel blind und vernarrt und toll ist — darum wirft es mir jetzt trotzig wie ein Kind sein ‚Nie, nie, nie' ins Gesicht! — ‚Nie, nie, nie!' Wart, ich will dir dann auch so ein Nie zurückgeben — dreimal — so wie deins! Diesen Menschen da, dem du dich an den Hals wirfst, weil du noch ein Kind bist, den du hierher bestellt hast, weil du ein schlechtes Kind bist, den du mir abtrotzen willst, weil du von Sinnen bist, — den wirst du nie bekommen; merk dir's: nie, nie, nie! — Ich reis' mit dir ab. Bis ans Ende der Welt geh' ich mit dir, wenn's sein muß; morgen — heute noch. Nie sollst du ihn wiedersehn, den da mit seinem ‚großen Herzen' ... Das ist mein ‚Nie, nie, nie!'"

Er stürzte aus der Thür; nicht aus der zum Salon,

sondern aus der andern, die auf den Balkon der Südseite führte. Gertrud, die Hand auf der Brust — da drinnen stand ihr alles eine Weile still — horchte halb mechanisch auf seine Schritte. Sie hasteten den Balkon entlang, dann auf die Terrasse über dem Fahrweg. Ja, auf die Terrasse, unter der vorhin Arthur das italienische Lied gesungen und dadurch seine Ankunft gemeldet hatte ...

Trotzig, und erschüttert, und dann wieder trotzig wiederholte sie zwischen ihren kleinen Zähnen: „Nie, nie, nie!"

An der Salonthür hustete es. So hatte Arthur zuweilen gehustet, wenn er ihr insgeheim etwas sagen wollte ... Sie zweifelte aber noch; sie konnte sich täuschen; sie war so verstört, verwirrt. Nicht lange, so kam ein zweites Husten; diesmal erkannte sie's doch gewiß. Sie ging hin und öffnete. Im Salon stand Arthur, allein. Er hielt den Kopf vorgeneigt, als hätte er auch gehorcht. In seinem Gesicht war etwas Banges, Aengstliches, das ihr nicht gefiel. Ach, er bangt ja nur um mich! dachte sie dann geschwind, und trat in den Salon, auf ihn zu.

„Ich bin allein," sagte Arthur mit halber Stimme. „Schilcher sprach von Schachspielen, ist dann aber in sein Zimmer gegangen; wird bald wiederkommen ... Meine süße Gertrud, was ist denn geschehn? Ihr Papa so laut; so zornig. Und Sie so blaß —"

„Er will uns trennen," fiel sie ihm ins Wort; „auf ewig; weiter nichts. Ich soll fort von hier ..."

Herzschlag und Atem vergingen ihr schon wieder;

sie legte sich beide Hände auf die Brust. „Ich will nicht,“ sagte sie aber, die Zähne zusammendrückend, sobald sie wieder sprechen konnte. „Ich bin nicht mehr sein Kind; ich bin nicht mehr sein Kind. — Wenn Sie mich jetzt verlassen, Arthur, kann ich nicht mehr leben!“

Ah! dachte Arthur, als er sie so verzweifelt und so wild entschlossen das Kinn vorstrecken, die zarten Nüstern aufblähen sah: jetzt oder nie! — „Hören Sie!“ sagte er rasch. „Arme, süße Gertrud. Aus dem Scherz wird Ernst! — Ich Sie verlassen; gewiß nicht. Aber — wenn auch Sie nicht von mir lassen wollen —“

Sie schüttelte heftig den Kopf.

„Meine Barke wartet. Ich kann jeden Augenblick abfahren. Gehn Sie mit! nach Vico!“

Im ersten Augenblick doch erschrocken, starrte sie ihn an.

„Fürchten Sie sich, Gertrud?“

Nun schüttelte sie trotzig den Kopf.

„Sind wir erst in Vico — das heißt, da bleiben wir ja nur bis morgen, fahren dann nach Neapel, zu meiner Tante — sind wir erst bei der — aber doch ‚kompromittiert‘, wie die kalte Welt das nennt — dann kann Ihr Vater nicht mehr Nein sagen, Gertrud; dann ist es aus mit seinem ‚Nie, nie, nie!‘ — Starren Sie nur nicht so. Warum denn? Das haben schon viele so gemacht; und zu ihrem Glück. Wenn die Väter so sind ... Eh' jemand kommt — sagen Sie ein Wort!“

„Ich will ja,“ murmelte sie, ohne sich zu regen. „Ich muß.“

„Ja, ja, ja, Sie müssen. Haben Sie nur Mut! — Ich bedenke alles. Ich geh' voraus, geh' ans Meer hinunter, fahre scheinbar ab; in der nächsten Bucht, ganz nah, da wart' ich, natürlich so versteckt, daß uns von hier oben niemand sehen kann. Sie gehn unterdessen in Ihr Zimmer, halten sich bereit! Ist dann alles still — hier im Hotel alle Lichter aus — dann geb' ich ein Zeichen; eine Pfeife hab' ich, in der Tasche, hier. Und Sie gehn leise hinunter ... Hören Sie alles? Merken Sie sich alles?“

„Ja,“ hauchte Gertrud tonlos.

„Eh' ich fortgehe, wissen Sie, bestech' ich den Facchino, den Hausknecht, daß er eine Thür nach dem Garten für Sie offen läßt; — dem hab' ich schon vorhin auf den Zahn gefühlt, das ist ein kecker, flotter, habgieriger Bursche. O, das mach' ich alles, Gertrud. Sagen Sie nur, daß Sie Mut haben, daß Sie sicher kommen!“

„Ach!“ seufzte sie und verzog ihr klägliches, unschuldiges Gesicht. „Wenn es ein Wahnsinn ist, was ich da thun will, Arthur, so reden Sie mir ab: denn i c h — i c h — ich weiß nicht, was ich thue. O mein Gott —“

„Ich red' Ihnen zu, denn Sie müssen es thun! — Und Sie w e r d e n es thun?“

Sie nickte.

„Also wenn ich mit der Pfeife das Zeichen gebe — — Still! Man kommt!“

Er sah, daß die Thür zum Korridor sich bewegte, trat schnell von dem Mädchen hinweg an den runden Tisch und griff zu einer Zeitung. Gertrud trat an die Glasthür, ihr aufgeregtes Gesicht zu verbergen. Schilcher kam herein. Er betrachtete beide, erst ihn, dann sie, aus den Augenwinkeln; nicht weit von der Thür blieb er stehn. Es war eine schwüle Stille; Gertrud flog das Herz.

„Herr Oberappellationsrat, mit der Schachpartie wird es nun doch nichts mehr,“ sagte Arthur endlich, indem er die Zeitung wieder hinlegte, als hätte er darin gesehn, was er wollte. „Ich hab' mir's überlegt: ich muß nun doch fort. Anderthalb Stunden etwa brauchen wir bis Vico. Also gute —“

„Nacht!“ ergänzte Schilcher trocken. „Kommen Sie gut nach Hause. Glückliche Meerfahrt!“

„Auf Wiedersehn!“ sagte Arthur zu Gertrud mit höflicher Verneigung; ermahnte sie noch durch einen hastigen, verständnisvollen Blick über die Schulter und ging.

„Auf Wiedersehn,“ wiederholte das Mädchen fast unhörbar, als der junge Mann schon hinaus war. Sie begann sich dann auch zu bewegen, schien aber noch nicht recht zu wissen, was sie wollte.

Das war ja ein sonderbarer Blick, dachte Schilcher, den die beiden noch wechselten. — Wie das Kind verstört ist.

Gertrud bewegte sich weiter, gegen ihre Thür. „Ich geh' in mein Zimmer,“ murmelte sie dann, vom Boden zu ihm aufblickend.

Schilcher lächelte. „Habe nichts dagegen!“

„Gute — —“

Sie brachte weiter nichts heraus, machte nur eine kleine Handgebärde. Gleich darauf war sie fort.

„Nacht!“ ergänzte Schilcher bei sich. Das hat sie vergessen. — — Die macht noch nicht Nacht; die hat noch was vor! — Sie fuhren ja ganz gewaltig auseinander, als ich kam. Holla, holla, was heißt das?

XIV.

„Schilcher!" hörte er jetzt hinter sich. Rutenberg war von der Südterrasse her eingetreten, ohne daß der Versonnene es gehört hatte. Rutenbergs Stimme war beinahe heiser; erst nach und nach kam sie wieder zu sich. „Schilcher! Hast du das Kind gesehn?"

„Jawohl," antwortete Schilcher; seine blaßgrauen Augen gingen nach Gertruds Thür.

„Wo? War sie hier?"

„Zu dienen. Jetzt in ihrem Zimmer."

„Wie war sie, Schilcher?"

„Nu," sagte der Oberappellationsrat, die Achseln zuckend. „Ziemlich toll, wie mir schien."

„Daran bin ich schuld! Es ging mit mir durch! — Hab' mich übereilt, Schilcher. Hab' ihr gesagt, daß sie mißraten ist, daß sie ihn nie wiedersehen soll, daß ich mit ihr abreise. Hab' ihr alles gesagt —"

„Natürlich!" setzte Schilcher hinzu und hob die Augen tragikomisch gen Himmel. „Jetzt versteh' ich die Sache, jetzt ist alles klar: Fräulein Gertrud will fort! Der Adonis hat ihr vorgeschlagen, ihrem Tyrannen

zu entfliehn, und als ihres Vaters Tochter hat sie eingewilligt!"

Richtig, dachte Schilcher, da hat er mich schon wieder am Arm! — Rutenberg schüttelte ihn; das wunderte ihn nicht, das war er gewohnt. „Entfliehn!" rief Rutenberg fast zu laut. „Eingewilligt!"

„Nicht wieder durchgehn, Alter," flüsterte Schilcher. „Ruhig. Leise, sotto voce. Ja, mit dem Heißgeliebten fort; offenbar. Scheint mir jetzt unzweifelhaft! Sie ihm nach, wenn's still ist; und ans Meer hinunter —"

„Ans Meer hinunter!"

„Und von da nach Vico. Das Durchgehn hat sie ja von dir —"

„Meine Gertrud! Mein Kind!"

Rutenberg hob die Arme, schien wieder fortstürzen zu wollen, gegen Gertruds Thür. Schilcher hielt ihn fest. „Na, na!" raunte er nur. „Kaltes Blut!"

„Hast recht," flüsterte Rutenberg. „Eine zweite Uebereilung — Gott bewahre, Schilcher. Ich bin ruhig, Schilcher. — Einsperren? Gewalt? Nichts da. Das Kind ist nicht bei sich; ist in einer kritischen Ueberreizung, der man Zeit lassen muß. Weckt man ihre Leidenschaft, so ist sie zu allem fähig —"

„Als Wilhelm Rutenbergs Kind!"

„Ja, ja ... Also was thun? — Ruhig Blut behalten — und sie nicht fortlassen. Still sein, aber wachen —"

„Schildwache stehn," ergänzte Schilcher.

„Ja, ja! Schildwache stehn. Bis zum Morgen,

wenn's sein muß! — Sie hat noch eine Thür nach der Südterrasse; die verschließ' ich, Schilcher; leise, ohne daß sie's merkt. Dann kann sie nur noch durch diesen Salon hinaus; und da wachen wir — du und ich!"

„Ich mit dir, versteht sich. Statt der Whistpartie haben wir eine andre Unterhaltung —"

„Ich verschließ' die Thür!"

Hurtig, aber auf leisen Füßen schlich Rutenberg auf den Südbalkon hinaus, in die jetzt dunklere Nacht. Er war eben draußen, als von der andern Seite, wie vom Ufer oder vom Meer herauf, ein gedämpfter Gesang sich vernehmen ließ. Sollte das schon ein Zeichen sein? dachte Schilcher, der über diese Katastrophe des Hauses Rutenberg nun doch auch den Kopf zu schütteln anfing. Sachte, nicht wie ein Oberappellationsrat, sondern wie ein Verbrecher, bewegte er sich bis an die Glasthür, die nach Norden sah, und öffnete sie. Nein; er konnte nun deutlich hören, es war ein italienisches Lied, echt italienisch gesungen; er erkannte auch Pasquales Stimme, der offenbar auf der zum Meer hinunterführenden Felsentreppe sang. Also jedenfalls waren Pasquale und Wyttenbach noch nicht fort! — Eine Weile horchte er halbverloren hin. Auf einmal durchfuhr ihn ein Gedanke, daß es ihn ein wenig schüttelte und er leise lachen mußte. Mit Pasquale reden und ihm — —!

Er schloß die Balkonthür; er knöpfte seinen Rock wieder zu, unternehmungslustig. Als Schildwache auf dem Posten mußte er hier noch warten, bis Ablösung

kam; — Rutenberg kam zurück. „Du, ich hab' noch einen Gang," flüsterte er jetzt. „Wach so lang' allein. Ich bin gleich wieder da!"

Er ging auf den Korridor hinaus, sich ein Liedchen pfeifend. Rutenberg setzte sich auf einen Stuhl an dem runden Tisch, mit den Augen auf Gertruds Thür; rieb sich die Kniee mit den Händen und wiegte sich vor und zurück. So, dachte er, meine tollgewordene Trudel hab' ich eingeschlossen; leise wie ein alter Dieb. Das wird jetzt eine lustige Nacht! — Wenn dann der Mond noch kommt, können wir hier schwärmen ... Ist man selber nicht mehr jung, so verschaffen einem die Jungen solche „italienische Nächte"; und die glücklichen Väter segnen sie dafür und bedanken sich!

Er verlor aber den Humor doch nicht; das thaten er und seine Landsleute nicht. Eine Nachtzigarre begann ihm jetzt vorzuschweben; hier in den Salon kamen nun keine Gäste mehr, die gingen alle zu Bett. Rauchen war gestattet. Er zündete sich eine seiner guten, milden Zigarren an; auch ein Trost, ein Glück! dachte er und blickte gen Himmel; ich danke! — Wenn ich nun das Schachspiel hole, sind wir ganz geborgen; und wenn ich uns aus demselben „Fumoir" die halbe Flasche Wein hole, die wir da vorhin stehen ließen —

Er stand wieder auf, schlenderte gemütlich ins Rauchzimmer und nahm das Schachbrett, auf dem die Figuren noch herumlagen, von dem kleinen Tisch. Auf dem größeren stand die Flasche mit den beiden Gläsern; halb? Er hatte sich geirrt: sie war noch beinahe voll. Ein unerwarteter Segen. So viel Glück konnte er

ja gar nicht verlangen; er blickte wieder gen Himmel: ich danke! Diese Schätze im Arm, kam er in den Salon zurück. Er stellte sie auf den runden Tisch; langsam, um die Zeit zu füllen, ließ er die durcheinandergeworfenen Schachfiguren wieder aufmarschieren. Als er damit fertig war, belohnte er sich durch einen guten Schluck, den er sich aus der Flasche einschenkte. Das macht noch nicht müde, murmelte er vor sich hin. Schildwachen muß man bei guter Laune erhalten ... „Ach!“ entfuhr ihm plötzlich, da er die Augen wieder auf Gertruds Thür hatte; er seufzte.

Es dauerte noch eine gute Weile, wie ihm deuchte, bis die Korridorthür wieder ging; Schilcher trat geräuschlos ein. „Das wär' abgemacht!“ sagte er leise, mit einem kaum erkennbaren Lächeln im stillen Gesicht, und setzte sich neben die andre Schildwache auf den nächsten Stuhl.

„Was?“ fragte Rutenberg.

„Ich hab' ihn noch erwischt; den Pasquale mein' ich. Für italienisches Papiergeld ist der gute Kerl wunderbar empfänglich; thut dafür auch alles, der Spitzbube. Er und sein Compagno sollen, wenn unser Seefahrer eingestiegen ist und sie mit ihm an den Felsen hinfahren —“

Schilcher hielt inne und schmunzelte in seinem stillen Vergnügen vor sich hin.

„Na, was sollen sie?“

„In der Dunkelheit etwas B r a n d u n g machen; das heißt, hin und her schaukeln, ohne daß der kühne

Seefahrer es merkt. Das wird ihm vielleicht nicht gefallen, Rutenberg; kann vielleicht nützlich sein!"

Rutenberg lächelte: „Du wirst ja auch ein Spitzbube unter diesen Welschen! — Das kann uns nützen, meinst du?"

„Vielleicht! Chi lo sa! — Man muß nichts versäumen. Wir sind jetzt auf Kriegslisten angewiesen, Vater Rutenberg. Wenn sich das bewährt, daß der junge Held und Entführer keine Wellen vertragen kann . . ."

Er rieb sich noch einmal vergnügt die Hände; dann nahm er stillschweigend einen weißen und einen schwarzen Bauer vom Schachbrett, um mit dem andern zu loosen, wer den ersten Zug hätte.

„Wie spät ist's denn?" seufzte Rutenberg.

„Zehn Stunden vor Sonnenaufgang," antwortete Schilcher nach einem Blick auf die Uhr.

„Also noch hübsch viel Zeit! — Nicht wahr, du alter Romantiker, so 'ne Nacht gefällt dir."

„Zu Hause spielen sie Whist! — Schildwach' sitzen ist ja aber auch eine hübsche Sache für uns alte Kerle. — Ich dank' dir, schenk mir nicht ein; trinken mag ich nicht. Rauchen mag ich auch nicht. — Das Merkwürdigste ist, daß ich grade heute abend plötzlich müde werde . . ."

Er riß die Augen auf und schüttelte unwillig den Kopf.

„Armer Schilcher!" summte Rutenberg, und seufzte dann wieder. „Ich bin nur zu wach! Ich hab' hier ein niederträchtiges Gefühl" — er wies auf sein Herz

— „hier in dieser Gegend. Vater sein! Ja, ja! All das Thun und Sorgen, Schaffen und Hoffen, siebzehn Jahre lang — damit man dann so wie eine Feldwacht dasitzt und horcht in der toten Nacht ...“

Er stand plötzlich auf. „Rührte sich was?“

Schilcher horchte. — „Nein. — Die Flurlampe wird gelöscht. — — Ich hatte mal einen Hund, der immer fortlaufen wollte ...“

„Schilcher!“ sagte Rutenberg, nachdem er sich wieder gesetzt hatte.

„Was?“

„Ich verzage, Schilcher.“

„Das geht dir zuweilen so.“

„Wir sitzen hier ... Wir sind wieder am Anfang, Schilcher! Wie auf diesen labyrinthischen Wegen hierzulande —“

„Ja, über die schimpfst du gern —“

„Wo man zwischen den hohen Gartenmauern fortgeht, ohne zu sehn, wohin, und der Weg windet sich und windet sich — und endlich kommt man ungefähr da wieder heraus, wo man angefangen hat. — Wie soll's denn enden, Schilcher? Morgen ist's ebenso. Das Kind ist von Sinnen; das Kind giebt nicht nach. An dieses ‚Ideal‘ hat es sein Herz, seinen Kopf, seine Vernunft verloren; ja, ja, seine Vernunft!“

Schilcher stellte die beiden Bauern wieder auf den Tisch; als er den zweiten, den weißen, hinstellte, deutete er mit dem Finger auf den.

„Was meinst du? — Was willst du damit sagen?“

„Ja, ja,“ brummte Schilcher, „so geht's nicht.“

Er deutete nochmals auf den zweiten Bauer. „Uns fehlt der andre, Rutenberg."

„Was heißt das?"

„Nu, der andre. Der Ablenker."

Rutenberg sah eine Weile nachdenkend in das bewegungslose kluge Gesicht. Er stand dann auf, ging durchs Zimmer, that noch ein paar Züge aus seiner Zigarre, warf sie über den großen Balkon hinaus und kam zurück. „Mensch, du hast ja recht!" sagte er. ‚Der andre'! Da liegt's. Das ist es. Sagt man so einem Kind nur immer: ‚Den nicht!' das ist in den Wind gesprochen. Von dem läßt sie nicht; von dem einen nicht — so lang' nicht ein andrer kommt! der den einen verdunkelt, ihm über den Kopf wächst, dem Kind ins Herz wächst!"

„Nu ja," murmelte Schilcher. „Das ist's."

Rutenberg schenkte sich wieder ein, trank ein wenig; mit einem Seufzer stellte er darauf das Glas auf den Tisch zurück. „Na ja, und wenn es das ist — hast du diesen andern? für uns? Einen Jüngling, der uns beglückt — und der sie beglückt? Der ihr die Augen aufmacht? Der uns dann so gefällt, daß wir alle vier Hände über ihnen ausstrecken und sie segnen: ‚Kinder, Kinder, liebt euch'? — Hast du den?"

„Nein. Wenn ich ihn hätte, würd' ich es ja sagen."

„Hm!" — Rutenberg sah den Alten wieder mitleidig, mit zunehmender Rührung an. „Und statt dessen wachst du hier. Märtyrer. — Wie spät ist es denn?"

Schilcher schaute auf seine Uhr: „Zehn Stunden vor Sonnenaufgang, weniger fünf Minuten."

„Schilcher, es ist hart!" — Rutenberg warf sich auf seinen Stuhl.

Eine Glocke ward angeschlagen; er fuhr wieder in die Höhe. „Was ist das?" fragte er. „Ein Zeichen für das Kind?"

Schilcher schüttelte ruhig den Kopf. „Die Hotelglocke wird geläutet."

„Ja, ja. Hast recht."

„Es kommen wohl noch Fremde."

„So spät? — Das kleine Hotel ist ja ganz besetzt."

Schilcher schüttelte wieder den Kopf: „Ein Zimmer ist noch frei. Mit zwei Betten. Hat mir der Facchino gesagt."

„Man steigt die Treppe herauf!"

„Zwei Stimmen."

„Der Kellner — und der Fremde."

„Also ist nur einer gekommen."

„Wahrscheinlich. — Das Ganze ist eine angenehme Unterbrechung, Schilcher!".

Der Oberappellationsrat nickte ernsthaft; beide horchten wieder. — „Sie gehn richtig in das einzige Zimmer, das noch frei war, am Korridor!" bemerkte Schilcher.

„Ja, was sollten sie sonst auch thun?"

„Jetzt ist alles still."

„Dieselbe Beobachtung," entgegnete Rutenberg, „hab' ich auch gemacht."

„Der Kellner geht wieder fort."

„Wie scharfsinnig du das alles in dich aufnimmst, Schilcher. Ich wollt', es kämen im Lauf der Nacht noch ein Dutzend Fremde, damit dein Geist immer Arbeit hätte!"

„Bitte, still," raunte Schilcher jetzt.

„Was giebt's?"

„Der Fremde kommt ja hierher."

„Zu uns?"

„Offenbar. Da geht er."

„Wahrhaftig! — Nu, er darf ja auch. Es ist der Salon!"

XV.

Die Thür zum Korridor ging auf; Rutenberg öffnete aber die Lippen vor Ueberraschung, als er den eintretenden Fremden erblickte. Es war Waldeck Sohn; derselbe Fritz Waldeck, von dem er sich vor bald vier Wochen, zu Hause, so ungut getrennt hatte. Der junge Mann kam hastig herein, offenbar erhitzt und doch bleich, wie von innerer Unruhe; sein ernstes Gesicht ward einen Augenblick hell, als er die beiden Männer sah. Er war ohne Hut, ohne Handschuhe; das schlichte, dunkelblonde Haar hing ihm etwas vernachlässigt in die breite Stirn. Man konnte ihn atmen hören. Er machte einige unklare Bewegungen, ohne noch zu sprechen.

Rutenberg nahm zuerst das Wort, da der Jüngling schwieg. „Das ist ja —!"

Nach diesen drei Silben hielt er schon inne; ihm fiel nun erst ein, mit was für harten Worten er ihn damals entlassen hatte.

„Guten Abend, meine Herren," begann der schlichte, angenehme Baß des jungen Mannes, heute

fast noch dunkler gefärbt als an jenem Abend. „Ich hoffte kaum ... O ja, eigentlich hofft' ich doch. Entschuldigen Sie, wenn ich zu so später Stunde —"

„Sie sind hier ja im gemeinsamen Salon," unterbrach ihn Schilcher, der sich sonst nicht rührte. „Guten Abend, Herr Waldeck."

Fritz Waldeck verneigte sich gegen ihn; dann trat er aber auf Rutenberg zu. Nachdem er die breite Brust wieder mit Luft gefüllt hatte, sagte er mit leise erzitternder Stimme: „Herr Rutenberg, Sie haben meinen Vater — damals, vor drei, vier Wochen — Sie haben ihn einen Verbrecher, einen Betrüger, einen Schurken genannt. Sie haben mir dann gesagt, als ich Ihnen widersprach: ‚Sie können weder Ihren Vater, noch Ihre Mutter aus dem Grabe rufen; schaffen Sie Beweise!'" Er legte eine Hand auf seine Brusttasche: „Das ist jetzt geschehn. Ich wiederhole Ihnen jetzt, Herr Rutenberg, was ich damals sagte: Sie haben nicht das Recht, ihn so zu nennen; es ist nicht die Wahrheit!"

Erstaunt, wie selten in seinem Leben, sah Rutenberg den Jüngling an. Da stand dieser lange Mensch auf einmal, in Sorrent, um ihm das zu sagen ... In dem bleichen jungen Gesicht war eine Mischung von bescheidener Schlichtheit und von Löwenkühnheit, die ihm wunderbar auf die Seele ging. Es kam ihm noch Schillerscher vor als damals. Dazu diese dunkle, ergreifende, nur ein wenig heisere Stimme. Ehe er etwas zu erwidern vermochte, sah er Schilcher an; der nickte nur, wie wenn er damit ausdrücken wollte: „Hab' ich dir das nicht gesagt?"

„Sie sehen mich ganz — ganz erstaunt, Herr Waldeck," kam dann etwas unsicher aus ihm heraus. „Sie kommen aus dem Norden hierher ... Und Sie sagen: ‚Beweise' —"

„Ja," fiel ihm Fritz Waldeck ins Wort. „Ich hab' gesucht; Tag und Nacht; in jedem offenen und verborgenen Fach, in alten Kisten und Koffern ... Denn da ich meinen Vater nicht aus dem Grabe rufen konnte — und mir seine Ehre doch heilig war; natürlich — so hab' ich jedes Blatt Papier — —"

Er zog mit zuerst ungeschickten, zitternden Fingern einige zusammengefaltete Briefe aus der Brusttasche. „Ich sagte Ihnen damals: er war kein Betrüger, er war betrogen wie Sie. Hier sind die Beweise, Herr Rutenberg. Hier sind die Beweise!"

„Aber was sind Sie für ein Mensch," erwiderte Rutenberg. „Um mir das zu sagen, machen Sie diese weite Reise —"

Fritz Waldeck hatte eine ablehnende Bewegung: „Es — es machte sich so. Es ließ sich machen ... Ich will Ihnen natürlich nicht vorwerfen, daß Sie schlecht von meinem Vater dachten; der Schein war gegen ihn; das weiß ich ja. Die Papiere, die ihn rechtfertigen konnten, hatte er verloren; er verzagte, er verzweifelte, wie er die allgemeine Verdammung, die lärmende, tobende, wütende Verdammung widerlegen sollte. In dieser Seelenangst verlor er den Kopf; sein Verstand fing schon damals an, sich zu verwirren; sehn Sie, das zeigt dieser Brief!" Er zog einen Brief aus den andern, die um ihn herum=

lagen, heraus, pochte mit dem Zeigefinger darauf und schüttelte ihn. „Den schrieb er an meine Mutter, nach seiner Flucht, aus Amerika; schrieb darin alles das, was ich eben sagte. Den hilflosen Jammer um den verlorenen guten Namen — seine Ohnmacht — seine Anklagen gegen sich selbst, daß er so vertrauensvoll und so blind gewesen — und dann auf einmal diese sinnlosen, ganz verwirrten Worte ... Bitte, lesen Sie!"

„Ja, ja," sagte Rutenberg, in dem sich noch der Widerspruch, die alte Ueberzeugung wehrte; er nahm den Brief, schaute aber noch nicht hinein. „Das schrieb er an Ihre Mutter ..."

„Ich hab' hier noch mehr Beweise, Herr Rutenberg!" rief der junge Mann mit plötzlich hoch hinaufgehender Stimme aus. „Dieser zweite Brief. Sehn Sie. Den sein Arzt an meine Mutter schrieb. Sehn Sie ihn nur an!"

Er hielt ihn hin, drückte ihn in Rutenbergs Hand. Dann hob er die Papiere in die Höhe, die er nun noch hatte; seine aufflammenden Augen sagten: ich hab' hier noch mehr! ich hab' genug!

Schilcher brummte leise. Plötzlich ging ihm ein angenehmer Ruck durch den Leib; Trudel! dachte er. Den muß unsre Trudel sehn! Den muß sie hören; jetzt! jetzt! so lang er noch für seinen Vater spricht! Die hatte ja immer Sinn für was Großes, die Dirn'. Der würd' ihr gefallen ... Wie sagte sie doch damals, an ihrem Geburtstag vor zwei Jahren war's, als fünfzehnjähriger Backfisch: „wenn einmal einer so recht was Edles und Schönes gethan hätt', Onkel Schilcher,

den möcht' ich dann heiraten!" Ich lachte das stolze Ding noch aus: „Trudel, der nimmt dich nicht! ..."

Er sah, daß Rutenberg sich in den ersten Brief vertiefte; so geräuschlos wie möglich, und als ginge ihn die ganze Sache nichts an, schob er sich zur Thür hinaus. Er kam in Gertruds Zimmer; dort brannte eine Kerze auf dem Tisch, das Mädchen saß in der entferntesten Ecke, auf einem niedrigen kleinen Stuhl. Sie hatte einen Ellbogen aufgestützt, den Kopf in der Hand. Was für ein Gesicht sie machte, konnte er nicht sehn. „Trudel!" rief er sie leise an und trat vor sie hin.

„Was ist?" fragte sie, offenbar aus tiefer Versonnenheit auffahrend.

Er wägte seine Worte; „solltest geschwind zu deinem Vater kommen," sagte er mit Doppelsinn, um nicht zu lügen.

„Zu Vater?" — Sie schüttelte heftig den Kopf, dann den ganzen Leib. „Ich will nicht zu Vater. ‚Nie, nie, nie!' hat er mir gesagt. Dinge hat er mir gesagt ... Geh nur wieder hin, Onkel Schilcher. Ich komm' nicht!"

„Das ist alles ganz schön, Trudel; bist aber doch immer noch gewissermaßen sein Kind. Und wenn deinem Vater etwas zugestoßen ist ..."

„Ist ihm denn was zugestoßen?" fragte sie nach einem trotzigen Zögern, da er nicht weitersprach.

„Na, du hörst ja!" murmelte Schilcher. „Darum komm' ich ja. Und wenn man seinen einzigen Vater noch ein bißchen lieb hat —"

„Was ist ihm denn zugestoßen?"

„Ich muß wieder hin!" gab er nur zur Antwort; seine kurzen Beine traten bereits ihren Rückzug an. „Allein werd' ich ihn doch nicht lassen," sprach er im Gehen zurück. „Gertrud Rutenberg, komm!"

Was ihm zugestoßen ist? dachte Schilcher, der zuweilen, wenn's not that, doch auch ein wenig Jesuit war; dieser Fritz Waldeck ist ihm zugestoßen! — Er lächelte in sich hinein, während er zurückging: er hörte, Trudel kam ihm nach. Geschwind war er wieder im Salon; hier blieb er aber nicht: dem Mädel ins Gesicht zu sehn, verging ihm der Mut. Er that, als suchte er etwas, ohne Rutenberg und Fritz Waldeck anzuschauen, und schlüpfte in den „Käfig", in das Rauchzimmerchen hinein.

Gertrud trat in die offen gelassene Thür, ihr schlug nun doch das Tochterherz. Sie wollte auf den Vater zu; — verwundert, verwirrt blieb sie stehn. Der Vater, ganz aufrecht, las in einem Brief, mit furchtbar ernstem, weichem Gesicht; vor ihm stand dieser junge Landsmann, den sie damals aus Versehen „Herr von Hiller" genannt hatte. Von einem Unglück, das dem Vater zugestoßen, sah sie weiter nichts ...

„Hm! Hm!" murmelte Rutenberg bewegt; er war zu Ende mit dem ersten Brief. „Na ja! Armer Mann! — — Und was steht denn in dem zweiten Brief? Vom Arzt, sagten Sie —"

„Ja; allerdings," stammelte Fritz Waldeck jetzt befangen, verwirrt, da er das junge Mädchen sah, das ihn so fassungslos anstaunte.

Rutenberg blickte auf; nun bemerkte auch er das Kind. Er schaute in die großen Augen, die ernsten, in dem guten Gesicht. Wo kam das Kind auf einmal her? — Schon gut, soll nur hierbleiben! fuhr ihm durch den Kopf. „Sprechen Sie nur ruhig weiter, lieber Herr," sagte er zu Waldeck; „meine Tochter, da sie schon einmal da ist, ist hier nicht zu viel. Ganz im Gegenteil! Die hat mich nur zu oft von Ihrem unglücklichen Vater — Schlechtes reden hören; die soll mit dabei sein, wenn Sie mich belehren — beschämen. Denn ich seh's ja Ihren Augen an: ich bin im Unrecht. Also der Arzt. Heraus damit!"

Fritz Waldeck zögerte, noch sehr verwirrt. „Vor Ihrer Tochter —"

„Ja, ja! Schonen Sie mich nicht! Verklagen Sie mich so hart, wie Sie wollen — wenn ich es verdiene. Ich will doch vor meinem Kind nicht besser scheinen, als ich bin. Also was schreibt der? der Arzt?"

Der Jüngling nahm sich zusammen: „Nach meines Vaters Tod — da drüben — in Amerika — schrieb sein Arzt ihn an meine Mutter; Sie haben übrigens den Brief schon in Ihrer Hand. Er berichtet darin über seinen Tod; und daß er irrsinnig war; daß er sich im Irrsinn das Leben nahm. Und daß seine Geistesverwirrung sich offenbar lange vorbereitet — schon vor seiner Ankunft in Amerika sich entwickelt hatte ... Aber bitte, lesen Sie selbst!"

Rutenberg entgegnete, mehr und mehr gerührt: „Ich wollt' es ja von Ihnen hören. Dann ist's ja auch

so gut wie gelesen. — Aber wie Sie wollen!" — Er sah in den Brief hinein; er durchflog ihn. „Irrsinnig — schon vorher! Mein Gott!"

„Aber das bewiese noch nichts" — Fritz Waldeck entfaltete die letzten Papiere und hielt sie hin — „wenn ich das nicht hätte: die verlorenen Briefe, die Briefe jenes Schurken, des Direktors der Bank — die er vor dem Zusammensturz an meinen Vater schrieb. Worin er ihm beteuerte, beschwor — immer wieder und wieder — alles stehe gut; wer daran zweifle, dem könne die heiligste Versicherung gegeben werden, daß ihm alles, alles — — Lesen Sie, bitte. Diese Briefe täuschten meinen Vater! Als er sie später suchte, waren sie verloren; — unter Papieren meiner armen, ahnungslosen Mutter vergraben — nur zu gut verwahrt. Nach unendlichem Suchen und Stöbern hab' ich sie gefunden; ach, um viele Jahre zu spät. Aber doch gefunden!"

Rutenberg las, anfangs langsamer, dann flogen seine Augen nur. Endlich ließ er die Briefe auf den Tisch fallen, neben dem er stand. Es kam ihm ein Schluchzen, gegen das er kämpfte. „Und ich," brachte er mühsam heraus, „ich hab' Ihren Vater, meinen Freund, verleumdet. Bis ins Grab —"

„O mein Herr —!" sagte der Jüngling rasch, mit einer weichmütig abwehrenden Gebärde.

„Hab' ich ihn denn nicht verleumdet? Stehn Sie denn nicht wie eine lebendige Anklage vor mir da — Sie, sein einziger Sohn? — — Mann, und mit diesen Briefen reisen Sie Hunderte von Meilen, hierher!"

„Es machte sich so," wiederholte Fritz Waldeck; „es fand sich eine gute Gelegenheit dazu. Eine Gesellschaft von jungen Archäologen, die nach Neapel und Rom reiste, mit einem Berliner Professor; unter dem hab' ich studiert, und er hat mich — rührend gern; der schrieb mir denn auch: kommen Sie mit! Und ich — ich schlief nicht mehr; es ließ mir keine Ruhe; mein Vater stand so oft neben mir am Bett ... Sie hatten ihn einen Verbrecher, einen Schurken — — Da hört' ich vom Doktor Wild, wo Sie wohnen; und ich dachte: nimm's an! So 'ne wissenschaftliche Reise — das ist ja auch ‚studiert'. Und für deinen Vater, der — —"

Gertruds blasse Augen ruhten so fest, so weich auf ihm, daß sie ihn verwirrten. Er brach wieder ab. Nur eine unklare Gebärde mit dem Arm sprach noch etwas weiter.

„Na freilich!" murmelte Rutenberg. „Und von Neapel sind Sie —"

„Von Pompeji," fiel Waldeck ihm ins Wort. „Da wir gestern nach Pompeji kamen — so hielt ich's nicht mehr aus. Bin heut nachmittag über Castellamare hergewandert —"

„Zu Fuß? Diesen ganzen Weg zu Fuß?"

Waldeck lächelte ein wenig: „Um zu sparen. Ein so schöner Weg!"

Hinter ihm kam jetzt etwas geschritten; es war der kleine Schilcher, der die Thür zum Rauchzimmer längst behutsam geöffnet und jede Silbe gehört hatte. Er ging um Fritz Waldeck herum und sah ihm ins

Gesicht. Er schien auch etwas sagen zu wollen; dann faßte er ihn aber nur stumm am Arm, glitt an dem herunter und drückte ihm die Hand.

In diesem Augenblick füllten sich Fritz Waldecks Augen mit Thränen; er suchte geschwind wieder zu lächeln, weil er sich wohl der Thränen schämte. „Herr! Herr!" rief Rutenberg aus, der sich an den Tisch lehnte. „Geben Sie mir auch die Hand? — Oder hassen Sie mich? auch bis in den Tod?"

„Wie können Sie denken," stammelte der Jüngling, der nun fast nicht mehr reden konnte. „Wenn Sie mich so ansehn —"

„Fritz Waldeck! Ferdinand Waldecks Sohn!"

Rutenberg trat auf ihn zu und schüttelte seine ausgestreckte Hand. Er schluchzte nun doch einen Augenblick. — „Wie soll ich das gut machen; Mensch, was soll ich thun? Ich — könnte weinen ... Ich lieb' Sie so von ganzem Herzen!"

Auf einmal umfaßte er ihn und drückte ihn an seine Brust.

„O mein Herr —!"

Rutenberg ließ ihn wieder los. „Hab' ich mich übereilt? Durft' ich das nicht?"

„O, Sie mißverstehn mich. Nein, nein. Ihr Edelmut — Ihre Güte ..." Fritz Waldeck legte sich die Hand ans Herz: „Alles, was sich hier angesammelt hatte, ist auf einmal fort. Und alles, alles ist gut!"

Schilcher blickte heimlich auf Gertrud; heimlich nickte er: das Mädchen hatte auch eine tüchtige Menge Rührung im Gesicht, wenn er nicht sehr irrte. Richtig,

nun geriet sie auch in Bewegung, trat vor den jungen Menschen hin. „Herr — Waldeck!" sagte sie mit sehr wenig Stimme, aber großen Augen. „Verzeihen Sie mir auch?"

„Ihnen?" fragte Fritz Waldeck erstaunt, überrascht. „Was hätt' ich Ihnen —"

„Ich hab' auch oft nicht gut von Ihrem Vater gesprochen. Nicht wahr, Sie verzeihen mir das; ich hab's nicht besser gewußt. Und — und ich hab' Sie verkannt;" sie gab sich Mühe, zu lächeln: „hab' Sie sogar verwechselt ..."

Nun erheiterte sich sein Gesicht, es verlor das Schillersche. „Selbst das," sagte er, den leisen Druck ihrer Hand erwidernd, „kann ich jetzt vergessen!"

Wie hübsch der Junge lächeln kann, dachte Schilcher. Im nächsten Augenblick wandte er den Kopf und horchte zur Glasthür hin: ihm war, als hörte er draußen rufen, und zwar eine bekannte Stimme. Es klang beinahe wie Hilferufe. Auch die andern horchten.

Schilcher, in dem eine vergnügte Ahnung aufstieg, ging zur Glasthür und öffnete sie. Vom Meer herauf kam's nun deutlicher, so daß man die Worte unterscheiden konnte; ein etwas entstellter, verwilderter Bariton rief: „Ans Land! Ich will ans Land!"

Gertrud fuhr zusammen. Sie schien die Stimme zu erkennen. Schilcher lächelte in sich hinein, ihm ward wohl zu Mut.

„Wenn ich mich nicht täusche," sagte er sehr ernsthaft, zu den Männern zurück, „so war das Herr van Wyttenbach. Der war also noch nicht fort?"

„Herr van Wyttenbach?“ fragte Fritz Waldeck verwundert, betroffen. Gertrud wandte sich ab, als sähe sie da rechts etwas.

Die Rufe von unten her hörten auf; Schilcher trat auf den langen Balkon und schaute über das Geländer in die Nacht hinunter. „Ich hör' da auf den Steinen Schritte,“ sprach er nach einer Weile in den Salon zurück. „Es war offenbar eine Barke; sie sind gelandet, sind ausgestiegen. — Herr van Wyttenbach!“ rief er dann mit seinem holzharten Baß in die Tiefe, über das Geländer vorgebeugt. „Was ist Ihnen denn geschehn? — Wir sind noch hier! Kommen Sie herauf!“

Rutenberg lauschte, verstohlen lächelnd; er hatte seine Augen auf Gertrud, die noch immer die Wand anblickte. „Kommt er?“ fragte er nach einer tiefen Stille.

„Zu Befehl,“ rief Schilcher hinein. „Ich hör' sie auf der Felsentreppe. Herrn van Wyttenbach und unsern Pasquale hör' ich; sie steigen herauf. Es scheint, das unruhige Wasser hat ihn eingeschüchtert.“

Fritz Waldeck trat in die Balkonthür, er verstand das alles nicht. „Wie meinen Sie das?“ fragte er. „Das Meer ist ja ruhig.“

„Dann war es vielleicht eine andre Sache,“ antwortete Schilcher in tiefem Ernst. „Jedenfalls kommt er herauf!“

XVI.

Es dauerte nicht lange, so erschienen sie denn auch, Arthur und Pasquale; der Italiener mit seinem harmlosen, unergründlichen Spitzbubengesicht, Arthur zögernd, bleich, fast grünlich, ohne die elegante Sicherheit, mit der er sonst in Salons einzutreten pflegte. Er erstaunte sehr, als er Fritz Waldeck sah; streifte dann Gertrud nur mit einem vorüberhuschenden Blick und suchte, zu Vater Rutenberg gewendet, heiter mit den Achseln zu zucken. „Ich bitte um Entschuldigung," sagte er: „ich bin wieder da. Man — kann jetzt nicht gut fahren; die Brandung ist zu stark —"

Pasquale kam ihm zu Hilfe: „Ja, die Brandung ist stark. Der Meer weiter draußen wär' wohl still genug; aber an die Felsen hin —"

„Da schaukelt es heftig," ergänzte Arthur. Er fuhr sich mit seinem feinen Taschentuch über die kleine Stirn. „Und viel Bewegung im Wasser kann ich nicht vertragen."

„Sie konnten ja weiter hinaus fahren," bemerkte Rutenberg, der inwendig lachte.

„Ja, das sagen Sie wohl! Mir wurde so seekrank zu Mut!“

„Seekrank!“ wiederholte jemand hinter ihm. Er wandte zögernd den Kopf; das Wort war unwillkürlich, halblaut aus Gertrud herausgefahren. Da er sie nun etwas unsicher anstarrte, wandte sie sich langsam ab.

„Und — — und so kehrt' ich um,“ setzte er mit einem möglichst freien, frischen Lächeln hinzu. „Und so bin ich nun da ...“

„Na, so bleiben Sie da!“ sagte Schilcher, der sich die Hände rieb. „Erholen Sie sich hier von der bösen Seefahrt; legen Sie sich zu Bett, werden Sie wieder gesund. Sie und Herr Waldeck sind ja alte Freunde, nicht wahr —“

Arthur nickte lebhaft. Er nickte dann auch dem alten Freund gemütlich zu.

„Herr Waldeck hat zwei Betten in seinem Zimmer. Vielleicht tritt er Ihnen für diese Nacht eines ab.“

„O gewiß!“ entgegnete Fritz. „Natürlich!“

„Also gehn Sie schlafen. Pasquale, helfen Sie; bringen Sie ihn zu Bett!“

„O nein, nein!“ fuhr Arthur nun auf. „Ich danke, ich danke. Was glauben Sie ... Mir ist wieder gut!“ — Seine Augen suchten jetzt Gertrud; sie war aber hinter seinem Rücken auf den großen Balkon gegangen und sah am Geländer in die Nacht hinaus. Es schien, sie war verstimmt ... Er zuckte wieder die Achseln. Morgen! dachte er; und zu Lande! — „Gute Nacht!“ sagte er dann laut, damit auch Gertrud ihn hörte.

Sie blieb aber abgewandt stehn und sagte nichts. Nur Schilcher erwiderte ein herzliches Gute Nacht. Um seinen Nußknackermund spielte jedoch ein verwünschtes Lächeln, das dem eingeweihten Rutenberg sagte: die „Brandung“ hat sich bewährt!

Fritz schickte sich an, mit Arthur zu gehn. Rutenberg trat ihm in den Weg und nahm noch einmal seine beiden Hände; „Waldeck Sohn!“ sagte er fast zärtlich. „Morgen mehr! Schlafen Sie gut!“

„Ich hoffe,“ erwiderte Fritz mit ernsthaftem Lächeln. Auch seine Augen suchten dann Gertruds Gesicht; sie schien aber ganz mit dem Meer beschäftigt, auf das sie hinaussah. So nahm er denn nur noch von Schilcher Abschied und ging mit Arthur und dem Barkenführer auf den Korridor hinaus. Rutenberg und Schilcher blickten ihm liebreich nach. Darauf lächelten sie einander zu wie zwei alte Schelme.

Langsam und fast unhörbar kam das Mädchen nach einer Weile vom Balkon zurück. Die Männer thaten, als bemerkten sie es nicht, um sie nicht zu stören. Sie war entfärbt und ihr Mund verzog sich; es ging ihr allerlei durch den Kopf. Und das Meer ist beinahe still, dachte sie. Seekrank! — Wasserscheu!

Sie warf noch einen unsicheren Blick auf den Vater; ihr fiel nun ein, daß ihm doch eigentlich nichts zugestoßen war — und daß sie noch kein Wort mit ihm gesprochen hatte. Jetzt mochte sie erst recht nicht sprechen. Da die beiden so zusammenstanden, ohne auf sie zu schauen, ging sie still in ihr Zimmer.

„Ich glaube, Vater Rutenberg," sagte Schilcher leise, als das Kind hinaus war, „heute nacht können wir ruhig schlafen."

„Ja, bei Gott, es scheint so. — Du Intriguant." — Rutenberg deutete dann nach dem Korridor hinaus: „Schilcher! Der da — der wär' der andre!"

Schilcher hob die rechte Schulter, wie hoffnungslos oder ratlos: „Hätte nichts dagegen!"

XVII.

Ebenso wolkenfrei und sonnig und schön wie die früheren war auch der nächste Morgen wieder heraufgestiegen; Gertrud saß allein im Garten, da, wo sie morgens am liebsten saß: vorne an der steinernen Brüstung, so daß sie am steilen Fels hinunter grade in das flache, grünliche Wasser, auf die umspülten Steine, oder vorwärts nach den herrlich besonnten Inseln Ischia und Procida und an der ganzen Weite des Golfs entlang schauen konnte. Hier hatte sie auch vor acht Tagen gesessen, als die Sorrentiner, die zur Tarantella-Gesellschaft gehörten, von Rutenberg bestellt, aus den immergrünen Gebüschen in ihren farbenreichen Kostümen hervorgetreten waren und unter dem blauen Himmel, im Garten, getanzt, gesungen, allerlei neckische kleine Komödien gespielt hatten. Hier ließ sich so gut von allem träumen, was das Herz bewegte; von den fernen Freundinnen, von der Schulzeit, von der himmlischen Freiheit in der himmlisch schönen Welt, von der Hochzeitsreise — wenn die einmal käme — und von Ihm, von dem Einzigen ... Hier

war's immer schön; — nur heut wollte ihr nichts gefallen, sie wußte nicht recht, warum. Es gefiel ihr nur, daß der Vesuv so mächtig dampfte, wie er bisher noch nie gethan, obgleich er besonders aufgeregte Zeiten hatte; fast unheimlich schwarz und wild stieg seine Rauchsäule auf, oben wie ein Schirm sich ausbreitend, und auch weiter unten am Berg brach eine Wolke hervor, einer grauen, riesigen Katze ähnlich. Ihr war's recht! Nur zu! Ihrer tragisch gestimmten, verstimmten, aufgeregten Seele that's wohl, daß der alte Vesuv so aufbegehrte; brich du nur los! dachte sie. O wenn du das doch thätst, altes Ungeheuer! Wenn du mal wieder Ernst machtest; aber ordentlich! Daß so recht was los wär' in der Welt, daß es achte und krachte ... Dann würd' mir am Ende besser zu Mut!

Pasquale kam vom Hause her durch den Garten; auf seinem schwarzbärtigen Gesicht leuchtete die Morgensonne und machte Bronze daraus. Mit etwas theatralischer Grazie nahm er den schwarzen Kalabreser ab und grüßte: „Guten Morgen, Fräulein. — Immer die erste bei Frühstück, immer die erste in Garten!"

„Buon giorno, Pasquale," erwiderte das Mädchen, noch in ihren Gedanken. „Wohin?"

Er deutete mit dem Finger: „An den Meer hinab. Die Barke wartet unten. Wenn der Vapore kommt —"

„Ah, der Dampfer von Neapel!"

„Zu dienen. Muß ja alle Tage mit meiner Barke zu piccola marina, ob auf dem Dampfer Fremde kommen für uns. — Nun? Was hab' ich gesagt,

Signorina?" Er streckte die Hand wagerecht aus: „Der Meer ist wie meine Hand!"

Gertrud fuhr leicht zusammen; alles war wieder da, was sie heut verstörte. „Ja, ja," sagte sie, indem sie den Uebergang zu einer Frage suchte, die ihr eben einfiel. „Ja, Sie haben recht. — Pasquale!"

„Signorina?"

„Als Sie gestern abend mit — mit dem jungen Herrn in der Barke saßen — da unten an den Felsen — war denn das Meer wirklich so bewegt?"

Die schwarzen Schelmenaugen Pasquales ruhten mit schlauem Forschen auf ihr. Er begann dann die Hände sehr ernsthaft hin und her zu drehn: „Die Barke machte so — so!"

„Na, um ein bißchen ‚so, so' fürchtet man sich doch nicht. Wenn's nicht schlimmer war —"

Pasquale lächelte zurückhaltend: „Eh! Die Fräulein ist mutig. Der junge Herr ist wohl nicht so mutig." Er versuchte Arthurs Bariton nachzuahmen: „Ans Land! — Will ans Land!"

Gertrud stand auf, ihr ward auf einmal so schlecht zu Mut. „Nicht so mutig," sprach sie vor sich hin, vom nächsten Busch ein Blatt abreißend. — „Guten Morgen, Pasquale!"

Sie warf das Blatt über die Brüstung, in die „Brandung" hinunter.

„Guten Morgen," gab er zurück. „Buona passeggiata!"

„Grazie!"

Pasquale stieg die Felsentreppe hinab, die sich

in mehreren Windungen, mit Ruhebänken, zum steinigen Ufer senkte. — Nicht so mutig! dachte Gertrud wieder. Und ich wollte — — Fliehen wollt' ich mit ihm. In die Welt hinaus!

Wieder kam einer vom Hause her; abermals war es nicht Arthur, sondern der andre Lange, Fritz Waldeck. Er grüßte, etwas feierlich, und wandte sich dann gleich zur Felsentreppe, als wiche er ihr aus. Oder will er mich nur nicht stören? dachte sie. Zarte Rücksicht? — Ich muß aber doch endlich was von Arthur hören ...

„Guten Morgen, Herr — Waldeck!" rief sie ihn mutig an.

Er verneigte sich und trat höflich ein paar Schritte näher.

„Sie kommen vom Frühstück?"

„Ja," antwortete er kurz.

Sie zögerte, überwand sich aber: „Und er?" fragte sie. „Herr van Wyttenbach, mein' ich —"

„Setzt sich eben zum Frühstück. Er stand erst auf, als ich schon hinunterging."

„Ah!" sagte sie. Das Herz schlug ihr unruhig, vor plötzlicher Sorge um den Geliebten. „Ist er unwohl?" fragte sie, suchte aber recht gleichmütig dabei auszusehn. „Hat er schlecht geschlafen? Er hatte vielleicht eine schlechte Nacht —"

„Im Gegenteil," erwiderte Fritz Waldeck lächelnd. „Er hat vortrefflich geschlafen. Die ganze Nacht; beneidenswert gut."

Es kam wieder Bitterkeit in Gertruds Seele; und ich, dachte sie, lag schlaflos da, fast die ganze

Nacht! — Sie sah diesen langen Menschen an, der ihr das sagte und sie so kränkte; ein verhaltenes, sonderbares Lächeln, das sie nicht mochte, spielte um seinen Mund. Es rührte sich ein trotziger Zweifel in ihr. „Aber woher wissen Sie das?" fragte sie, den Kopf auf die Seite gelegt.

„Was, mein Fräulein?"

„Daß er so fest, so gut — —"

„Weil ich — wachte. Fast die ganze Nacht."

„Sie auch?" fuhr aus ihr heraus. „S i e?" sagte sie dann, „wie sich verbessernd. „Warum denn?"

Er suchte seine Worte. „Warum? — Es war mir so merkwürdig, so — wunderbar: unter e i n e m Dach mit Ihnen ..."

Sehr erstaunt sah sie ihm in die Augen. Er errötete, aber nur schwach, nur flüchtig; als hätte er eine Kraft oder ein Mittel, das zu unterdrücken.

„Und — so das G a n z e, mein Fräulein!" setzte er wie zur Erklärung hinzu: „Alles, was ich erlebt hatte. Sie begreifen wohl."

„O gewiß, gewiß! Diese weite Reise; und alles —"

„Ja, das ist es, Fräulein."

„Ach ja, Sie haben viel erlebt!"

Gertrud rückte auf ihrem steinernen Sitz, sie sammelte neuen Mut. „Entschuldigen Sie," fing sie tapfer an, indem sie die unruhigen Füße übereinanderlegte. „Ich hatte mir vorgenommen, ein paar Fragen an Sie zu stellen; — drei Fragen. Darf ich —?"

„Aber ich b i t t e, mein Fräulein."

Sie lud ihn mit einer raschen Bewegung ein, sich

neben sie auf die Bank zu setzen; er nahm schweigend Platz. „Nämlich," sagte sie, „da Sie beide ja Jugendfreunde sind — — ich meine ihn, Herrn van Wyttenbach. Also erstens —"

Es war doch sehr schwer, sie fand die rechten Worte nicht.

„Erstens?" fragte Waldeck.

„Erstens wollt' ich fragen: ob Herr van Wyttenbach immer — etwas wasserscheu war? — Ich meine —"

„Wasserscheu?" — Er lächelte einen Augenblick, sah sie flüchtig von der Seite an. Mit zarter, schonender Stimme sprach er dann gegen den Erdboden hin: „Nicht sowohl wasserscheu, als — überhaupt etwas vorsichtig ..."

„Wie?" fuhr sie auf.

„Sie müssen nicht denken, daß ich sagen will, er hat keinen Mut! — O nein. Er hat vermutlich ebensoviel davon, wie die andern ... Ich kann mich sogar erinnern, daß mein Vater, der mich von Berlin aus besuchte — als wir beide noch Knaben waren — da sagte er mir einmal: ‚nimm dir an Arthur Wyttenbach ein Beispiel, wie man unter den Menschen auftreten muß, ohne Scheu, ohne Furcht!' Weil ich nämlich schüchtern war —"

Sie machte eine leise Bewegung mit der Hand, die ihn stumm machte. „Das," erwiderte sie dann mit schwacher Stimme, ist eine andere Art von Mut!" — Ihre zusammengesunkene, knospenhaft schlanke Gestalt drehte sich langsam zu ihm; es stieg

ihr warm und weich in die Augen. „Ihr Vater, sagen Sie. Für den Sie diese Reise, und alles — — Aber er hat es gewiß verdient. Er war gewiß gut!“

Fritz Waldeck lächelte so schmerzlich, daß es sie unbewußt ansteckte; sie lächelte ebenso. „Gute Menschen sind oft sehr unglücklich,“ antwortete er zögernd, gepreßt; „wie ich nun so allmählich mehr und mehr begreife. Er war beides, Fräulein. Beides wohl viel zu sehr. Aber ich glaube, doch nicht mehr unglücklich als gut!“

„Ich merke, es thut Ihnen weh, wenn Sie von ihm sprechen.“ Gertrud lächelte herzlich: „Wir wollen lieber von Ihnen sprechen! — Schüchtern, sagten Sie. Sie wären als Knabe schüchtern gewesen ... Aber gestern abend, gegen meinen Vater, waren Sie nicht schüchtern. Da hab' ich Sie — bewundert, muß ich Ihnen offen sagen. Da waren Sie — wie soll ich das ausdrücken — da standen Sie nicht wie ein Jüngling da, sondern wie ein Mann!“

„Das versteh' ich nicht,“ sagte Fritz Waldeck schlicht. „Wenn es sich um etwas — Heiliges handelt, wie kann man da schüchtern sein? Da kennt man doch keine Scheu, keine Bangigkeit!“

„Ja, Sie,“ entgegnete Gertrud leise. — „Ich war meinem Vater so dankbar,“ fuhr sie etwas kräftiger fort, „als er Sie bewunderte; als er Ihnen sagte — — na, Sie wissen es ja!“

„Was ist Ihnen?“ fragte sie, da sie ihn jetzt so sonderbar atmen hörte, als thäte ihm etwas weh.

„Nichts!“ antwortete er und schüttelte den Kopf.

Er dachte nur eben, beglückt und gequält: ach, wie hold sie ist! Und er fühlte, daß er noch ebenso verliebt war wie vor einem Monat ...

„Sie wollten noch eine zweite Frage an mich stellen," warf er nach einem Schweigen hin, das ihn drückte; denn auch sie war still.

„Ja," sagte sie träumerisch, als käme sie wieder zu sich. „Ja. — Ich wollte Sie fragen, ob Herr van Wyttenbach — — ob er schon recht, recht früh seine besondere Begabung zeigte —"

„Seine besondere?" — Fritz lächelte unwillkürlich. Dann sprach er wieder zart zurückhaltend auf den Gartenkies hinunter: „Er kam immer gut mit fort! Er war ein recht beliebter Schüler, — bei den Lehrern, mein' ich. Hatte gewöhnlich gute Zeugnisse; — meine waren oft schlechter. Ich ‚schwänzte' nämlich gern, wenn so verwünscht schönes Wetter war; auch mein ‚Betragen' wurde oft getadelt; denn ich war oft abwesenden Geistes — verliebt oder philosophisch oder Gott weiß was — oder wir schrieben uns wahnsinnige, schwärmerische, aufgeregte Briefe in unserer Chiffre-Sprache, unter der Bank, meine eigentlichen Busenfreunde und ich! — Uebrigens, ich langweile Sie ..."

„Wie können Sie so was sagen," entgegnete das Mädchen, das ihn so gern von der Seite ansah, während er gegen den Erdboden sprach. „‚Schwärmerische Briefe' — das war ja auch mein Verbrechen, als ich noch lernen mußte, wo die hohe Tatarei liegt! — Ach Gott, und nun weiß ich's schon nicht mehr —

und bin erst siebzehn Jahre alt! — — Ich seh's Ihnen an: Sie haben auch im Karzer gesessen —"

Fritz Waldeck nickte; er sah jetzt furchtbar jung und drollig glücklich aus. „O ja; in unserm alten Schulgebäude, da war noch ein wirklicher kleiner Karzer; manche schöne Stunde hab' ich da verträumt! Da bildete ich mich zum Republikaner aus; — jetzt bin ich etwas vernünftiger geworden und daher monarchisch. In den Karzerzeiten waren meine politischen Ueberzeugungen wild, feuerrot, rebellisch ... Worüber lächeln Sie?"

„Nur so aus Vergnügen. Aus Begeisterung. Das gefällt mir so!"

„Ja, und da Sie von ‚schüchtern' sprachen — unser Sonntagsblatt ‚Vorwärts! Vorwärts!' das wir als Untersekundaner heimlich schrieben, das war auch nicht schüchtern! Darum erlitt ich denn auch manche Verfolgung; vom Direktor, mein' ich. Er war mehr für ‚Rückwärts, Rückwärts!' Wir verstanden uns nicht. Er hatte nur leider die Uebermacht. Ich hatte die Zukunft für mich, aber er den Karzer für sich. Von dem machte er mutig Gebrauch; bis dieses lustige Elend, das sich Schulzeit nennt — —"

Er brach wieder ab: „Nun werd' ich aber entschieden langweilig!"

Gertrud schüttelte lebhaft den Kopf.

„Und Sie wollten noch eine dritte Frage an mich stellen —"

„Ich?" sagte sie wie im Traum.

„Ja; über — ihn; über Herrn van Wyttenbach."

„Ja freilich," erwiderte sie langsam. „Das hatt' ich vergessen. — Mir fällt auch im Augenblick nicht ein, was ich fragen wollte ..."

„Da ist er!" murmelte sie auf einmal und fuhr in die Höhe.

XVIII.

Arthur kam gegangen, vom Speisesaal her; sein hübsches, glattes Gesicht glänzte von Wohlbehagen, seine Lippen waren förmlich rosenrot, die kleinen Augen leuchteten heiter; nur dem Haar fehlte etwas von seiner kunstvollen Kräuselung, da die dazu nötigen Hilfsmittel draußen in Vico waren. Den Hut in der Hand schlenderte er zwischen den Büschen und Beeten heran, winkte Guten Morgen. „Ich muß sagen," fing er an, „man frühstückt hier ausgezeichnet!"

Nun las er wohl von Gertruds Gesicht, daß diese Fidelität nicht am Platze war, daß eine sehr ernste Spannung sich erst lösen mußte. Er ging zu einer männlichen, charaktervollen, fast tragischen Miene über; in dem Ton, der dazu gehörte, fragte er: „Und seh' ich Sie nun endlich wieder, Fräulein Gertrud?"

„Ich bin lange hier," entgegnete sie mit verstecktem Vorwurf; „schon seit einer Stunde." Sie sah jetzt, daß Fritz Waldeck zurücktrat, als wolle er gehn. „Wohin wollen Sie?" fragte sie überrascht, im Augenblick fast bestürzt.

Fritz warf noch einen halben Blick auf Arthur, dann einen ganzen auf sie; „nur ans Meer hinunter!" erwiderte er. Es lag etwas in seiner Stimme, das zu sagen schien: jetzt seid ihr zwei beisammen, da geh' ich! — Er deutete am Fels hinunter: „der Felsenweg da ist so wunderbar," setzte er ruhiger und harmloser hinzu. „Schon heut nacht hab' ich ihn entdeckt, im Mondschein, da oben vom Balkon; als ich so viel wachte — und Herr van Wyttenbach so viel schlief. Ich glaube, da hinten raucht auch schon der Dampfer, der von Neapel kommt ... Eh' ich abmarschiere, seh' ich Sie noch!"

Er grüßte und stieg hinab. „Eh' Sie abmarschieren?" rief das Mädchen ihm nach, als wäre sie beinahe erschrocken. — „Er hört nicht mehr. — Will er denn schon wieder fort?"

„Lassen wir ihn ziehn," sagte Arthur, etwas geringschätzig lächelnd. „Das ist ein ziemlich langweiliger Bursche. Einer von diesen braven jungen Leuten, mit denen sich leider die Grazien nicht sehr viel befaßt haben —"

Er sah, wie Gertruds Gesicht sich verzog, wie ihre Brauen zuckten, und verstummte.

„Sie reden so lieblos von Ihrem Jugendfreund," erwiderte sie mißmutig. „Er hat besser von Ihnen gesprochen, kann ich Ihnen sagen."

„Ja, ja," erwiderte Arthur geschwind, „das ist eine seiner guten, braven Eigenschaften. Ueberhaupt — wie gesagt — er ist grundgut! Er hat so was durchaus Rechtschaffenes, Ehrenhaftes ... Was ist

nun schon wieder? Was mißfällt Ihnen denn schon wieder, meine holde Gertrud?"

Sie sah ihn sehr ernsthaft mißbilligend an: „Daß Sie nun ebenso plötzlich sich für ihn begeistern! — Aber lassen wir ihn jetzt. Wir müssen ja endlich — — Was wird nun aus uns? — Ich hatte heut nacht, während Sie schliefen, viele Gedanken, Arthur. Gestern abend — als Sie mich beredeten — Vico und Neapel, mein' ich — da war ich wie von Sinnen. Das ist nicht mehr so." Sie lächelte, aber sehr gezwungen: „Seit Sie wasserschen und seekrank wurden —"

„Ja!" lachte er auf. „Es war ein unglückseliges, tragisches Geschick! Tragikomisch, das fühl' ich selbst. Aber damit wir doch wieder auf die Hauptsache kommen, meine süße Gertrud —"

Er kam aber jetzt nicht weiter: vom Speisesaal rückte der kleine Oberappellationsrat an, Arthur mußte sich mitten im Wort unterbrechen. Schilcher ging so hurtig, als wäre da vorn an der Brüstung etwas sehr Merkwürdiges oder Wichtiges zu sehn. Er hatte eine Serviette unter dem Arm, wie ein Kellner. Gertrud, so ernst sie gestimmt war, lachte, als sie ihn erblickte.

„Onkel Schilcher, guten Morgen," sagte sie. „Was hast du da unter dem Arm?"

„Ja so," antwortete er; „in der Zerstreuung mitgenommen. Ich hatte meinen gewöhnlichen Morgengang vor dem Frühstück gemacht und sitze bei der Schokolade; da seh' ich durch die offene Thür, den Garten entlang, daß Herr van Wyttenbach hier an der Brüstung — —"

„Und dem mußtest du so eilig guten Morgen sagen?“

„Ich dachte, da wird auch die kleine Gertrud sein ... Na, und da sehnte ich mich wohl nach der kleinen Gertrud. Und so hab' ich wie ein Liebender den Rest von der Schokolade stehen lassen und bin hergelaufen!“

„Ach, wie rührend. Da ist mein wirklicher Vater kaltblütiger; sieh nur, wie ruhig der aus dem Oelbaumgarten kommt. Guten Morgen, Pa — —“

Jetzt erinnerte sie sich erst, wie es zwischen Vater und Tochter stand. „Nie, nie, nie!“ — Sie hatte sich heute nacht so fest vorgenommen, nicht das erste Wort zu sprechen. An den Wangen rot angeflogen, sah sie vor sich nieder; schaute dann aufs Meer hinaus, wo der Frühmorgendampfer von Neapel mächtig rauchend heranschwamm, auf die kleine Marine zu.

Rutenberg schien nichts zu merken; er begrüßte Arthur und nickte nur zu dem Mädchen hin, als hätten sie sich heute schon gesehn. Bewundernd stellte er sich vor ein Kamelienbäumchen, das herrlich blühte. „Schilcher, was für Blumen!“ sagte er. „Mitten im Dezember!“

Schilcher trat zu ihm hin. „Ja, Alter, beinah so schön wie 'ne Partie Whist!“

„Sind die beiden schon lange hier?“ flüsterte Rutenberg.

„Noch nicht lange,“ flüsterte Schilcher zurück.

„Waren sie allein?“

„Keine Minute. Als der dritte Mann, der Fritz Waldeck, fortging, da kam ich sogleich.“

„Du wirst sie nicht allein lassen, Alter?“

Schilcher hob seine Serviette ein wenig, er hatte sie jetzt in der Hand: „Unter dieser Fahne werd' ich weiterdienen!“

Rutenberg lachte still. Er wandte sich beruhigt zu Arthur, der vernachlässigt und unbehaglich dastand, denn Gertruds Augen gingen noch immer mit dem Dampfer. „Na, und Sie, Herr van Wyttenbach? Sie sind ganz genesen?“

„Sie beschämen mich,“ warf Arthur mit einer Art von Lachen hin; „es war ja nur eine Kleinigkeit. Eine — vielleicht etwas unmännliche Schwäche —“

Gertrud zuckte zusammen. Sie zeigte dann ihr blasses, unfrohes Gesicht.

„Was haben Sie, Fräulein Gertrud?“ fragte Arthur, indem er sie durch einen heimlichen gekränkten Blick einzuschüchtern suchte.

„Gar nichts,“ entgegnete sie. Statt auf Arthur schaute sie auf ihren Vater, der seiner Tochter nicht Guten Morgen sagte. Sie fühlte sich so unglücklich . . .

„Kommen Sie,“ sagte sie dann zu Arthur, um sich vor dem Vater nicht schwach und „würdelos“ zu zeigen. „Sie müssen da hinten die Mandarinen sehn, die nun rot und reif werden.“

„Jawohl,“ bemerkte Schilcher, der die Serviette kurz entschlossen in die Tasche steckte. „Trudel und ich, wir zeigen Ihnen die reifenden Mandarinen; denn Sie müssen ja doch mit Nutzen reisen!“

Unten auf der Felsentreppe begann eine männ-

liche, tiefe Stimme zu singen, Goethes Verse in Beethovens Melodie:

„Kennst du das Land, wo die Zitronen blühn,
Im dunklen Laub die Goldorangen glühn?"

„Ah!" sagte Rutenberg, der über die Brüstung blickte, „das ist Waldeck Sohn! — Er steigt herauf."

Gertrud horchte andächtig; wie hübsch, wie rührend er singt! dachte sie.

Der Gesang ging weiter:

„Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte still —"

Hier verstummte Waldeck; vielleicht summte er noch leise weiter, ohne daß man's hörte.

„Komisch!" sagte Arthur. „Mitten drin hört er auf!"

Heute verletzte doch Gertrud alles. „Komisch!" sprach sie ihm mißvergnügt nach. „Wenn man so in Gedanken singt! Er war wohl in Gedanken. — Kommen Sie lieber! Zu den Mandarinen!"

„Wir kommen!" sagte Schilcher, als gehöre er durchaus mit dazu. Die drei schwenkten ab, zu den Oelbäumen und den Mandarinen. Die Oliven waren im November gepflückt, die kleinen Goldfrüchte reiften noch ihrer Zeit entgegen; Gertrud liebäugelte täglich mit ihnen. Indem sie nun ging, warf sie noch einen traurigen Blick, einen ganz versteckten, auf den harten Vater: ob der ihr wenigstens nachsähe oder nicht. Ja, er sah ihr nach. Er schien aber zu lächeln, er sah heiter aus; statt traurig zu sein wie sie ...

Es ward ihr gar nicht gut, sie ging rascher weiter.

Rutenberg schaute ihr noch immer nach, als sie es längst nicht mehr wahrnahm; „ah! ah!“ sprach er in seiner Freude vor sich hin. „Mir scheint, das Ideal steht nicht mehr so hoch! Hat Schilchers Teufelei so gewirkt? oder was? — Wenn man da noch etwas weiter wirken, den Boden unter dem Ideal unterwühlen könnte ...“

Fritz Waldeck, „der andre“, kam heraufgestiegen; Rutenberg beobachtete ihn, während die schlanke, kraftvolle Gestalt sich so gut bewegte. Das Gesicht schien aber nicht freudig, eher vergrämt; der junge Mann stand zuweilen still, legte den Kopf zurück und schloß die Augen. „Herr Waldeck!“ rief er ihn an, als er oben stand. Fritz nahm den Hut ab und verneigte sich. Nun ging Rutenberg mit großen Schritten zu ihm. „Guten Morgen!“ sagte er herzlich und fast mit Vorwurf. „Sie geben mir nicht die Hand?“

Fritz gab sie rasch, mit einem großen Blick.

„Gestern abend hab' ich Ihnen gesagt, wie ich für Sie fühle; denken Sie, über Nacht ändr' ich meinen Sinn, wie ein junges Mädchen? — Ja, und fühlen Sie denn nicht, was mir auf der Seele liegt? Ich möcht' was gut machen, Fritz Waldeck; Ihnen was Liebes thun; alles, was Sie sich wünschen können. Sagen Sie mir! Was kann ich thun?“

Fritz bemühte sich, so ruhig wie möglich zu antworten: „Ich glaube, Herr Rutenberg, nichts.“

„Nichts?“

Fritz schüttelte den Kopf.

Das wollen wir doch sehn! dachte Rutenberg.

So leicht schüchtert man mich nicht ein! — „Nun, davon später," sagte er, dem Sohn Ferdinand Waldecks in die guten Augen blickend. „Für diesen Augenblick gestatten Sie mir eine Frage; — gar nichts Besonderes, nichts Indiskretes; nur über Ihren Schulfreund, Herrn van Wyttenbach."

Der a u ch? dachte Fritz betroffen.

„Schilcher sagt mir, Sie kennen ihn schon lange."

„O ja!"

„Wollen Sie mir die Wahrheit über ihn sagen? Wollen Sie mir sagen, ob er — wie mach' ich das — ob er nicht nur so ein Wasserhase, — ob er ein wirklicher F e i g l i n g ist?"

Fritz war eine Weile still. „I h n e n kann ich sagen," erwiderte er dann langsam, „daß er — — nun, daß er sein Leben über alles lieb hat. Daß er jede Gefahr meilenweit vermeidet, wenn es möglich ist." Ihm flog ein schwaches Lächeln an: „Und wenn es n i c h t möglich ist —"

„Dann?"

„Nun — dann macht er es d o ch möglich."

„Ah! — Ich danke Ihnen. — Dann macht er es d o ch — — Ich hab' ihn also richtig taxiert!"

Donnerwetter! fuhr Rutenberg durch den Kopf, wenn ich diesem tapferen Jüngling eine Aufgabe stellen könnte, in der er vor Trudels Augen vergeht, wie 'ne Seifenblase! — Es fiel ihm aber nichts ein; er hatte nicht Schilchers Kopf ...

XIX.

Die drei, die zu den Mandarinen gegangen waren, kamen vom Hause her zurück; Schilcher hatte jetzt statt der Serviette etwas wie einen Brief in der Hand, das er wie eine Fahne schwenkte. „Eine Depesche!" rief er, während sie näher kamen. „Ein Telegramm! An dich!"

„Endlich!" sagte Rutenberg und nahm es ihm aus der Hand. „Du, Alter! Errätst du, von wem es ist?"

„Hab' so eine Ahnung!"

Rutenberg öffnete die Depesche und las sie vor: „‚Heute, mit dem Dampfer. Whist, Wild, Lugau.' Siehst du wohl, sie sind es! Lakonisch, aber deutlich. Schilcher, wir haben sie! Wo ist die Hotelkanone, um sie zur Begrüßung abzufeuern; wo ist eine deutsche Flagge! — ‚Mit dem Dampfer' steht da. Nach meiner Uhr muß der schon da sein. Schilcher, sie sind schon da!"

Fritz deutete mit dem Arm hinaus: „Der Dampfer hält bei der Marine —"

„Richtig!" rief Rutenberg, der an die Brüstung stürzte und hinuntersah. „Da rudert auch schon eine Barke vom Dampfschiff her. Sie sitzen ja auch drin! Sie sind's!" — Er zog sein Taschentuch heraus und wedelte damit. Schilcher und Gertrud, von seiner Freude angesteckt, thaten es ihm nach. „Kinder!" rief Rutenberg und blickte triumphierend herum. „Nun werden wir also wieder Lugaus Imitationen und Wilds Erfind— —"

Er sprach das Wort nicht zu Ende. Eben kam ihm Arthurs Gesicht vor die Augen, das rosige, glatte, gleichsam abgeleckte; dabei fielen ihm Fritz Waldecks Worte wieder ein: „jede Gefahr vermeidet er meilenweit, wenn es möglich ist!" — Wilds Erfindungen, dachte er. Ah! Wild wär' mein Mann!

Schilcher war auch an die Brüstung getreten, noch immer sein Taschentuch schwenkend. „Sie sehn uns!" rief er jetzt. „Sie ziehn auch ihre Flaggen auf. Rutenberg, ich geh' hinunter, geh' ihnen entgegen, diesen alten Jungen!"

Er wollte sich schon in Bewegung setzen; Rutenberg hielt ihn fest. „Nein, nein," sagte er; „ich! — Laß mich, Schilcher," flüsterte er hastig, ihn ein paar Schritte weiterführend; „es ist mir eine Idee gekommen; von diesem Wild soll's ausgehn; ich führ' ihn herauf und sag' sie ihm. Gieb dann acht! gieb dann acht!"

Er stieß seinen Schilcher freundschaftlich zurück und ging allein zur Felsentreppe. „Ich bin der Hausherr!" rief er noch über die Schulter. „Ich begrüße sie!"

Schilcher sah ihn hinuntersteigen, sah die andern

landen; Pasquale und dessen Gehilfe Antonio schifften das Gepäck aus. „Gepäck!“ summte er und wandte sich zu Gertrud. „Die müssen also doch auch wohnen; das ist nicht zu leugnen. Wo sollen Sie wohnen, Kind? Das kleine Hotel ist voll. Wir müssen vorläufig zusammenkriechen wie die Mäuse!“

„O nein,“ sagte Fritz Waldeck; „das müssen Sie nicht. Mein Zimmer wird frei; bald; in einer Stunde.“

„Was? Sie wollen fort?“

Auch Schilcher war erschrocken. Gertrud sah den jungen Mann herzlich an und schüttelte den Kopf. Indem er that, als bemerk' er das nicht, indem er ihr seine Gefühle mit Gewalt zu verbergen suchte, entgegnete Fritz auf Schilchers Frage: „Ja; natürlich. Was ich hier zu thun hatte, das ist ja gethan! — Wie rührend freundlich schaun Sie mich an, Herr Oberappellationsrat. Sie drücken mir gar die Hand. Sie schütteln den Kopf ... Ich muß ja fort.“

„Warum müssen Sie?“

„Meine Reisegesellschaft, in Pompeji — morgen wollen sie nach Neapel zurück. Von da dann nach Rom. — Und von Rom wieder nach Haus!“

Schilcher ließ verzagend den Kopf hängen; so gefällt mir's! dachte er. „Der andre“ geht uns durch, und wir sitzen wieder da — er warf einen grimmigen Blick auf Arthur, der über die Brüstung dem Ausschiffen zusah — mit dem Wasserhuhn, der Taucherente allein!

„Und was wollen Sie dann zu Hause?“ fragte er verdrießlich.

Fritz Waldeck lächelte; ihm war selber nicht gut dabei. „Was ich will? Was lernen."

„Und was lernen Sie denn eigentlich, wenn ich fragen darf?"

„So ungefähr Kunstgeschichte," erwiderte Fritz, die Achseln zuckend. „Das sieht ja nicht nach Broterwerb aus; aber mein Professor — der uns jetzt nach Neapel und Rom führt — der macht mir auf jede Weise Mut. Er glaubt an mein Talent, mein Auge, meine — und so weiter. Ich soll an seiner Zeitschrift mitarbeiten, Mitredakteur werden, sobald ich so weit bin. Ein Lehrstuhl, meint er, wird mir dann auch nicht fehlen. Er will mir auf jede Weise beistehn, sagt er." Fritz zuckte wieder lächelnd die Achseln: „Er hat mich eben merkwürdig gern!"

„Kann ich ihm gar nicht verdenken," brummte Schilcher. „Und das nötige Geld haben Sie einstweilen?"

„Mein Onkel hat's; er will aber durchaus Vater an mir spielen. Studier du nur drauf los, sagt er; ich lass' dich nicht im Stich, darauf kannst du Gift nehmen! — Kurz — es ging mir früher so schlecht — aber seit einiger Zeit geht's unsinnig gut. Auch dieser Onkel hat mich sehr lieb — wie ein eigenes Kind —"

„Kann's ihm auch nicht verdenken," fiel Schilcher ein. „Aber daß Sie uns so ventre à terre wieder verlassen wollen — — das hatt' ich mir schöner gedacht!"

Man hörte jetzt Wilds und Rutenbergs Stim-

men; die beiden stiegen voran herauf, Lugau folgte mit den gepäcktragenden Schiffern. Der kleine Oberappellationsrat lief ihnen entgegen; auf den obersten Stufen der Treppe blieb er stehn, mit beiden Armen zum Willkomm grüßend. „Aber das ist ja ein Felsenmärchen,“ sagte Wild, der entgegenwinkte, „wie aus dem alten Vater Homer. Na, was sagen Sie, Gottfried Schilcher? Auf Tassos heiligem Boden sehen wir uns wieder!“

Schilcher drückte ihm die Hand, dann streichelte er ihm mit drolliger Zärtlichkeit das volle, humoristisch behagliche Gesicht. „So gescheit waren Sie noch nie, lieber Wild, wie in dieser Sache. — Ich freue mich! Sehr! — Lugau! Mensch!“

Etwas atemlos keuchte nun auch Lugau zur Terrasse hinauf; er winkte mit dem Taschentuch, mit dem er sich die Schläfen getrocknet hatte. „Man hat uns gerufen,“ sagte er, „und wir sind gekommen. Uebrigens, Sie sind noch am Geben, Schilcher!“

„Bin ich noch am Geben?“

„Ja. — Sehen Sie mich an; Wild behauptet, ich wär' auf der langen Fahrt von der Ostsee bis Neapel um hundert Pfund magerer geworden. Finden Sie das auch?“

Schilcher betrachtete den kleinen dicken Mann mit ernsten Naturforscheraugen. „Ich kann keinen Unterschied wahrnehmen, Lugau; aber es mag ja doch sein!“

Alle hatten die Höhe erreicht, alles begrüßte sich; Rutenberg schickte die Schiffer, die mit Handkoffern und Reisetaschen beladen waren, einstweilen in sein

Zimmer hinauf. Er stellte die beiden jungen Männer vor, „junge Wandervögel"; er drückte dann vor Vergnügen die wohlbeleibten alten Herren gegeneinander und an seine Brust. „So, und nun seht euch hier gefälligst um: so wohnen wir und so leben wir. Unter uns die — Brandung, vor uns der Vesuv!"

„Bei Gott, ein Irrtum ist nicht mehr möglich," sagte Wild, der die vortretenden Schelmenaugen rundum wandern ließ: „wir sind wirklich hier. Vierzig Jahre lang hab' ich mir's gewünscht, auf diesen Felsen zu stehn; vierzehn Tage lang hab' ich euch beneidet; jetzt steh' ich da! — Das ist schon der Mühe wert, meine Freunde, sich in Gefahr zu begeben; da werden wir uns denn auch mit dem nötigen jugendlichen Leichtsinn —"

„Gefahr? wieso?" fragte Schilcher.

Rutenberg, der Schilchern gegenüber stand, winkte ihm heimlich, fast nur mit den Augen; der andre bemerkte es auf der Stelle. „Wieso?" antwortete Wild, mit seinem unerschütterlich behaglich ernsten Gesicht. „Nu, in Neapel war man heute früh ziemlich aufgeregt; vom Observatorium am Vesuv waren nicht sehr erbauliche Nachrichten gekommen. Der Vesuv da — — er dampft ja heut mächtig, meine Freunde; oder thut er das immer?"

„So wie heut noch nie," erwiderte Rutenberg.

„Na, das wär' ja wohl auch egal. Aber vom Observatorium telegraphieren sie: der Vesuv macht Anstalten, wieder ein paar von den Städten da zu verschütten — oder so was dergleichen. Der wackere Palmieri —"

„Wer ist Palmieri?" fragte Schilcher.

„Wer Palmieri ist? Der Professor da oben auf dem Observatorium, der dem Vesuv auf die Finger sieht, ihn mit seinen Instrumenten und Seismographen Tag und Nacht beobachtet; ein sehr braver und sehr berühmter Mann. Der meldet ja ganz absonderliche Sachen! Im Krater ist der Teufel los. Der alte Feuerberg da hat heut nacht gebebt und gezuckt, wie seit Menschengedenken nicht; wohl an zwanzigmal —"

„Ja," warf Lugau dazwischen, „er soll sich förmlich geschüttelt haben. So soll er gebebt haben!"

Lugau versuchte es nachzumachen, mit Armen und Beinen. Rutenberg brach in Lachen aus.

„Sie übertreiben, Lugau!" sagte er dann. — „Gebebt? — Merkwürdig; man sieht doch dem alten Burschen nichts an. Bis auf das bißchen Qualmen — lammfromm sieht er aus."

Wild nickte überlegen: „Stille Krater sind tief! — Ich versteh's ja nicht; ich bin nur Doktor der Medizin, für Herzbeben und Bauchgrimmen; aber der Professor, der große Palmieri, erwartet ja einen Ausbruch wie damals, als Pompeji und Herculanum verschüttet wurden. Du sollt'st also nicht mehr lachen, Rutenberg; es ist 'ne ganz verteufelt ernsthafte Geschichte. Wenn wir das erleben sollten, daß dieser ganze Golf wieder, wie damals, von Erdbeben geschüttelt, mit Asche und Steinen bedeckt würde —"

Arthur van Wyttenbach trat näher, mit einer jähen Armbewegung. „Der ganze Golf?" fragte er.

Wild nickte.

Nun schüttelte Arthur doch lächelnd den Kopf. „Uns hier in Sorrent, so weit davon, wird ja doch nichts geschehn!"

Wild durchbohrte den jungen Mann mit seinen ernsthaften Augen: „Je, das sagen Sie wohl, junger Herr. Das mögen die guten Sorrentiner auch damals gesagt haben, im Jahr Neunundsiebzig — bis die Asche kam — jawohl! bis die Asche kam! Lesen Sie Plinius nach; den alten Plinius! Um so ein paar Meilen Entfernung kümmert sich ein tüchtiger Wind nicht ... Bis die Asche kam und ihnen so lange auf die Dächer, in die Häuser, auf die Köpfe fiel, bis sie ganz genug hatten!" — Wild sah Gertrud und dann die andern mit seinen wohlwollendsten Blicken an: „Ich will hier um Gottes willen niemand bange machen. Aber verhehlen, was wahr ist, und uns in Sicherheit einwiegen, das ist denn doch auch nicht meine Sache, denk' ich!"

„Nein, da haben Sie recht," sagte Lugau und schüttelte den Kopf.

Rutenberg war, wie in beginnender Unruhe, um Wild und dann um Schilcher herumgegangen; er flüsterte jetzt an Schilchers Ohr. „Sie ahnen nicht, was ich eigentlich im Sinn habe; nur so ein Spaß, denken sie ..."

„Also auch Sorrent?" begann Arthur wieder; er lächelte jetzt nicht mehr. „Sie meinen, auch Sorrent —?"

Wild zuckte mit den Achseln: „Lieber Herr, ich meine nichts; ich sage nur nach, was die alten Bücher

sagen. Auch das schöne Sorrent, Surrentum, ging damals bekanntlich größtenteils zu Grunde; — wie viel Menschen mit umkamen, davon erzählt allerdings die Geschichte nichts. Der Historiker Dio Cassius berichtet nur — — Aber wir haben da eine junge Dame. Ich glaube, unser Fräulein Gertrud wird blaß. Schweigen wir jetzt vom Vesuv!"

„O nein," sagte Gertrud ruhig; „Sie irren. Ich bin nicht so bange. So schlimm wird's wohl auch nicht werden —"

Arthur fiel ihr ins Wort. „Bitte, Herr Doktor: was berichtet der Historiker Dio Cassius?"

„Dio Cassius?" antwortete Wild, den diese Frage ein wenig in Verlegenheit setzte. „Ja, der alte Dio Cassius ... Es ist mir im Augenblick nicht ganz gegenwärtig. Er oder andere Geschichtsschreiber nehmen aber an, das unglückliche Stabiä, das ja damals auch vom Erdboden verschwand, hab' nicht bei Castellamare gelegen, wie einige glauben, sondern hier bei Sorrent! — Na, die Hauptsache ist ja in solchen Fällen, sich nicht überrumpeln zu lassen; denn daß man wenigstens mit dem Leben davonkommt, ist ja doch zu wünschen. Das möcht' ich dir nur noch sagen, lieber Rutenberg, — ohne dich zu kränken; deine liebenswürdige Einladung in allen Ehren — wir sind sehr gerührt — aber du hast uns da eigentlich in eine schöne Mausefalle gelockt. Denn sag mir gefälligst, wo sollen wir hin, wenn das Wetter losbricht? So weit ich mich auf der Landkarte orientiert habe — ich hab' sie ziemlich gründlich studiert ... Uebers Meer

zurück? Das ist dann unmöglich: das Meer wird von Erdstößen hin und her geschleudert —"

„Von Erdstößen!" rief Arthur aus.

„Natürlich. — Zu Lande zurück, nach Castellamare — das hieße dem Löwen in den Rachen laufen! — Hier bleiben und abwarten — bis man vor Dampf und Asche und Bimssteinen am hellen Tag nicht mehr seine Hand sehen kann — das gefällt mir auch nicht, muß ich ehrlich sagen. Da könnte man also nur vom Vesuv hinweg in die Berge klettern; — na, und diese kleine Halbinsel, die ist bald zu Ende!"

Rutenberg ging wieder unruhig umher, was Arthur nervös machte; er stand jetzt vor dem Doktor still. „Wild — mach uns nicht toll. Mit deiner verwünschten Logik und deinen schwarzen Phantasien —"

„Ich hab' durchaus keine schwarzen Phantasien; dazu neig' ich bekanntlich gar nicht! Aber wenn Palmieri sagt: ich fürchte einen Ausbruch, wie noch keiner da war — allerdings, junger Herr, in seinem letzten Telegramm drückt er sich so aus, buchstäblich: wie noch keiner da war — dann muß ich mir doch die Bemerkung erlauben: weiter weg wär' besser!"

Arthur kämpfte noch immer gegen seine beklemmenden Gefühle. Er trat nur einen Schritt näher auf den Doktor zu: „Sie glauben, daß Palmieri — —"

Plötzlich stand Schilcher auf, der sich auf eine Steinbank gesetzt hatte; Arthur fuhr zusammen. „Sagt mal," fragte Schilcher, um die Sache doch auch ein bißchen zu fördern, „war das eben schon ein kleiner Erdstoß oder irr' ich mich?"

Gertrud hob den Kopf. Sie warf einen unwillkürlichen Blick auf Fritz Waldeck; der saß etwas weiter weg auf der Brüstung und hörte in lebhafter, aber offenbar völlig furchtloser Erregung zu. Darüber wuchs auch ihr der Mut. „Ich hab' nichts gespürt," antwortete sie ruhig.

„Doch, doch," meinte Lugau. „Ich glaube, es war so ein leises Zucken —"

Rutenberg unterbrach ihn geschwind: „Haben Sie die Güte, Lugau, es nicht nachzumachen; das regt uns auf!"

Unterdessen hatte Arthur den Erdboden rechts und links mit argwöhnischen Augen beobachtet. Er wandte sich wieder an Wild: „Sie glauben, daß Palmieri —"

„Das Meer wird unruhiger," fiel Schilcher ein, der über die Brüstung guckte; „das ist keine Frage."

„Natürlich wird es unruhig," entgegnete Wild, „wenn man unter ihm zittert. Damit fängt die Sache an! Palmieris Instrumente empfinden ja mit mathematischer Genauigkeit, was sich vorbereitet. Nach Palmieris Meinung bricht es noch heute los —"

„Aber um Gottes willen," brach es nun aus Arthur heraus, „so sollten wir doch etwas thun — etwas thun — um uns bei Zeiten zu retten!"

Gertrud, schon eine Weile durch sein Benehmen gereizt, sah ihm scharf ins Gesicht. „Haben Sie denn Angst, Herr van Wyttenbach?"

„Ich?" sagte er und suchte sich zu fassen. „Nicht für mich; für die andern; für Sie!"

„Für mich? Das lassen Sie nur. Ich fürcht' mich nicht sehr. Einen ordentlichen, tüchtigen Ausbruch wünscht' ich mir immer zu erleben; und ich denke, uns thut er nicht viel: wir sind weit davon!"

„Das sagen Sie, Fräulein Gertrud, weil Sie die Gefahr nicht kennen." Arthur lächelte ein wenig: „Sie sind eben noch sehr jung!"

„Und wie alt sind Sie denn?"

Er bemühte sich, wieder zu lächeln: „Ich glaube, wir sollten uns jetzt nicht über solche Nebendinge unterhalten. Die Hauptsache ist ja doch, daß wir diesem Vesuv da aus dem Wege gehn" — sein wohlklingender Bariton hob sich vor Aufregung: „mein Gott, so ein feuerspeiender Berg hat ja keine Vernunft! Wir müssen sie haben, wir!"

Doktor Wild nickte bedächtig: „Dem zu widersprechen wär' gewiß sehr thöricht —"

„Nicht wahr?" sagte Arthur rasch. „Ich schlag' ja nur vor, aus dem Wege zu gehn; nach der andern Seite der Halbinsel — oder bis zum Vorgebirge — oder wie Sie denken. Das Schauspiel eines großen Ausbruchs mag ja sehr interessant, sehr romantisch sein; aber man will doch vor allem als verständiger Mensch sich am Leben erhalten ..."

Er sah rund herum, blickte jedem nach den Augen. Keiner rührte sich. „Also —!" fuhr er unruhiger fort. „Also — gehn wir! Machen wir uns davon! — Auch Sie, Fräulein Gertrud, die Sie jetzt noch so zuversichtlich sind, nachher werden Sie uns danken, wenn wir Sie gerettet haben —"

„Bitte, bemühen Sie sich nicht," unterbrach sie ihn kalt. „Ich hab's gar nicht eilig. Ich bleibe!"

Er starrte sie fassungslos an; das begriff er nicht.

Gertruds Hände ballten sich. „Junge Leute, dacht' ich, lieben die Gefahr, statt davonzulaufen. Warten Sie doch wenigstens ab, bis sich die älteren Herren aus dem Staube machen!"

Dem Vater Rutenberg lachte das Herz im Leibe; die Sache geht ja gut! dachte er; und mein Mädel ist ganz famos! — „Na," warf er dann hin, um den Wagen nun rollen zu lassen, wie er wollte, „ich hoffe immer noch, Wild sieht zu schwarz! Palmieri irrt sich! Bis wir darüber klarer werden, sollten wir vorläufig ins Haus gehn: unsern lieben Gästen Quartier schaffen, sie erfrischen, stärken." Er lächelte: „Auch das ist ja Lebensrettung. Lugau, kommen Sie. Wild, Schwarzseher, voran!"

„Meinetwegen," sagte Wild, indem er sich mit scheinbar widerstrebendem Gehorsam in Bewegung setzte. „Ich wasche meine Hände in Unschuld."

„Warten wir's noch ab," rief Schilcher im Gehn; „mit Philosophie!"

Die drei Whistbrüder und Rutenberg marschierten dem Hause zu; Arthur sah ihnen kopfschüttelnd, mit heimlicher Erbitterung nach. Mit Philosophie! dachte er. Dieser Unsinn! — Der eine ist ein alter Phlegmatiker, der andre ein Optimist. — Sich bei Zeiten aus dem Staube machen, das ist Philosophie!

Er wandte sich zu Gertrud zurück, die sich

in einiger Entfernung von Fritz Waldeck auch auf die Brüstung gesetzt hatte und ihr Ideal schmerzlich zornig betrachtete. „Sie wollen also nicht fort?“ fragte er.

Sie schlug ihre Füße gegeneinander. „Nein,“ sagte sie.

„Fräulein Gertrud, Sie sind unbesonnen. Sie sind unvernünftig!“

„Kann sein. Wohl möglich. Und ich will es auch bleiben. Retten Sie sich!“

Er trat ihr näher, so gut es ging. So leise wie möglich, mit schmerzlichem Vorwurf, hauchte er ihr zu: „Sie wollen mich kränken —“

„Ich Sie?“ gab sie ihm zurück. „Retten Sie sich!“

„Mit Ihnen ist jetzt nicht zu reden, seh' ich . . .“

Er trat wieder zurück; sie schwieg. — So werd' ich mit einem andern reden, dachte er; mit dem Marinajo, dem Pasquale. Verschütten lass' ich mich nicht!

Nachdem er flüchtig mit dem Hut gegrüßt hatte, ging er mit großen Schritten davon, hinter den Männern her.

Gertrud lächelte bitter, so lange sie ihn mit den Augen verfolgte. „Na, und Sie?“ fragte sie dann, den Kopf auf die Seite wendend.

Fritz stand auf, ohne zu antworten.

„Wohin?“ fragte sie.

„Fliehen nicht!“ erwiderte er mit einem sonderbaren Lächeln. „Vor dem Berg da nicht!“

„Sie haben keine Furcht?“

„Nein. — Im Gegenteil ...“

Er murmelte das nur und brach ab.

„Sie glauben, es ist keine Gefahr? — Wenn wir hier nun aber wirklich zu Grunde gingen — alle miteinander —“

„Das wär' es ja, was ich mir wünschte, mein Fräulein,“ fiel er ihr ins Wort; wieder mit so einem sonderbaren, ernsthaften Lächeln. „Ich mit Ihnen ...“

„Warum?“ fragte sie, da sie plötzlich etwas durchflog, und sah ihn mit großen Augen an.

Ihr erregtes, holdes Gesicht, ihr Blick riß ihn hin. „Warum? — Weil es für mich die einzige Möglichkeit wäre, mit Ihnen vereint zu werden; und weil ich — —“

Mit einer zornigen Bewegung, aber wie gegen sich selbst, unterbrach er sich. „Adieu!“ stieß er nur noch heraus. Nach einer Art von Verbeugung ging er. Plötzlich war er fort. Hinter den Oelbäumen und den Mandarinen sah sie ihn verschwinden.

O Gott! dachte sie, regungslos auf ihrem Platz. Was hat er? Was will er? — „Mit Ihnen vereint zu werden“ ... „Und weil ich“ — — Was wollt' er noch sagen? — Mit den schwermütigen Augen sah er wie durch mich hindurch; — daß mir bange wurde. Gott im Himmel, was hab' ich ihm denn gethan, daß auch er mich lieb hat? Ich, die ich gedacht hab', er wär' Herr von Hiller ...

Und nun will er fort! fiel ihr auf einmal aufs Herz. — Sie stand auf. Sie mochte nicht mehr

denken. Ihr war so wirr und wunderlich zu Mut, wie noch nie im Leben; und sie hatte doch schon viel erlebt. Sie fühlte nur — ach, nicht ungern — daß ihr etwas Schweres, Trauriges, Süßes auf der Seele lag. So stand sie noch da, wer weiß wie lange . . .

XX.

Schilcher ging durch den Speisesaal, wo die Whistbrüder aus der Heimat sich eben setzten, um auf Rutenbergs Verlangen einen kleinen Imbiß zu nehmen. Ihm fiel ein, daß er seine Serviette noch in der Tasche hatte; er zog sie heraus, winkte damit dem Pepino, dem jungen krausköpfigen Kellner, und legte sie auf den Tisch. In diesem Augenblick hörte er draußen, im kleinen Garten bei dem Hause, Herrn van Wyttenbachs Stimme nach Pasquale rufen. Es wiederholte sich bald, mehrmals. Es klang so verlangend, so aufgeregt, daß eine spitzbübische Heiterkeit über Schilcher kam, die ihn schüttelte. Na, na! dachte er. Am Ende hat Rutenberg recht, und es hat genügend gewirkt! Es hört sich so an, als wollte der Adonis seine langen Beine unter die Arme nehmen!

„Pasquale!“ rief der Jüngling wieder. In Schilcher ging etwas vor, als hätte der Ruf ihm gegolten und einen Gedanken in ihm geweckt; einen Gedanken, den er in aller Eile beguckte; er gefiel ihm; er schien ihm gut. Heimlich, während die andern mit dem

Kellner verhandelten, schlüpfte er aus der Thür, ins Vorzimmer, wo er beim Eintreten Pasquale gesehen hatte. Da stand auch der schwarzbärtige Schelm noch, wohl auf Gäste wartend, die er zu Meerfahrten bereden könnte. „Pasquale!“ sagte Schilcher mit vorsichtig schwacher Stimme und nahm seinen vertrauten Amico am Arm.

„Eccomi!“ entgegnete Pasquale. Schilcher führte ihn sacht in eine Ecke, vom Gartenfenster hinweg.

„Ich hab' eben Herrn van Wyttenbach — den Seekranken mein' ich — nach Ihnen rufen hören —“

Jetzt rief Arthur wieder. „Ja, ja!“ sagte der Schiffer. „Ich hör' ihn. Ruft meinen Namen. Erlauben Eccellenza, ich will zu ihm gehn.“

„Gehn Sie etwas später, Pasquale! Und thun Sie als mein Amico das, was ich Ihnen sage; ich drücke Ihnen dafür nachher einen harten Dank in die Hand!“ — Pasquale lächelte; nickte. — Wenn dieser junge Seefahrer, wie ich vermute, mit Ihnen davongehn will, Sie als Führer nehmen — diesmal nicht aufs Wasser, sondern in die Berge — so führen Sie ihn gefälligst an der tiefen Schlucht entlang; dann, bei der nächsten Biegung, nach links — und zwischen diesen verwünschten hohen Gartenmauern, wo kein vernünftiger Mensch weiß, wohin er kommt, führen Sie ihn im Bogen zurück, bis Sie wieder hier sind!“

Pasquale stutzte; seine schwarzen Augen fragten: „geht das? darf ich das?“

„Es ist Ihr Schade nicht,“ antwortete Schilcher trocken auf diese Frage. „Und sein Schade auch nicht;

edler Mann, seien Sie ganz ruhig. Ein paar lustige Spaßvögel, che fanno una burla, haben ihm eingeredet, der Vesuv wird ausbrechen und Sorrent verschütten; er wird aber nicht ausbrechen — und Sie werden den Spaß nicht verderben, denk' ich, Sie durchtriebener Spitzbube, Diavolo incarnato!"

Der Italiener lachte mit dem ganzen Gesicht. „Für einen guten Spaß ist der Pasquale wie ein Diavolo; sonst wie ein Angelo —"

„Pasquale! Wo sind Sie? Wo sind Sie?" rief es draußen wieder.

„Sie haben verstanden?" raunte Schilcher.

Pasquale nickte. „Eccellenza kennt mich. — Für Eccellenza alles; verlassen Sie sich auf mich!"

Schilcher schob ihn gegen die Thür; er ging hinaus. Als er in den Hausgarten kam, sah er Arthur unter einem Orangenbaum stehn, einen Mantel über den Arm geworfen; es war wenig Farbe in seinem Gesicht. „In des Teufels Namen," fuhr Arthur ihn an, „wo haben Sie sich versteckt? Wenn man euch nicht braucht, zieht ihr einen fast am Arm in die Barke oder in die Kutsche; und wenn man euch haben will, starrt ihr in eurem dolce far niente blind und taub in die Luft!"

Etwas beleidigt hob Pasquale den Kopf: „Der Signor tedesco ist ein wenig hart gegen uns arme Marinai. Ich bin unschuldig, Herr. Ich suchte den Padrone; warum? Weil ich den Vesuv angesehen habe: da sind böse Zeichen. Es ist zu fürchten eine große Ausbruch — mir scheint —"

Arthur faßte ihn an einem Knopf seiner Sammetjacke: „Bemerken Sie das auch schon? Sie?“

„O, da ist nicht zu spaßen,“ entgegnete der Schiffer, an dem alle Gliedmaßen lebendig wurden und jedes seiner Worte zu malen suchten, besser noch als Lugau. „Wird sich machen eine höllische Eruzione — Ausbruch — hoch, hoch in die Luft — dann durch den ganzen Himmel, weit, lang — und abbasso, herunter. Wird großen Unglück machen —“

„Eben darum will ich fort! Darum ruf' ich mir ja die Kehle aus dem Halse. Sie sollen mich dahin führen, wo es am sichersten ist; auf die andern, die ‚Philosophen‘, werd' ich doch nicht warten! Dann nehmen wir dort Quartier — Wohnung — Casa — und Sie holen die andern nach!“

„Hole die andern nach; verstehe. Also nach Tirmini hinauf, wenn Ihnen ist angenehm —“

„Mir ist alles angenehm, wo mir nichts geschieht. Also nach Tirmini! fort!“

Er riß seine Brieftasche heraus, um ein paar Worte für Gertrud zu schreiben, um ihr zu sagen, der Undankbaren, wie er die Sache in die Hand nehme, was er für sie thue. Während er hastig mit seinem Bleistift schrieb, schien Pasquale nachzudenken; Arthur blickte einmal auf und staunte über das tiefversonnene Gesicht. „Da ist noch die Frage,“ sagte der Schiffer dann, „ob Sie wollen fahren. Rate nicht, zu fahren;“ er unterstützte seine Worte wieder durch Gebärden: „denn wenn ein Stoß kommt — di terra — Erdstoß — was thut der Wagen? Fällt um. Und fällt über den Signor —“

„Fassen Sie mich nicht an," rief Arthur, der zusammenfuhr; „das macht mich nervös. Ihr Süditaliener habt alle eine Lebhaftigkeit —!"

„Also gut," sagte Pasquale, sich durch eine Bewegung entschuldigend. „Andiamo! Gehn wir!"

„Ja freilich. Vorwärts!"

Pasquale ging schon, der Schurke blieb aber noch einmal stehn: „Wenn Sie nicht wollen nach Capri, in der Barke —"

„Hole der Teufel Ihre Barke und Capri! Zu Fuß will ich gehn; und nach Tirmini. Nur erst noch diesen Zettel — lettera — an den Kellner geben ..."

„Bitte, das besorg' ich. Coraggio, junger Herr. In einer Stunde oder nicht viel mehr sind Sie in Tirmini, und weit, weit vom Vesuv!"

XXI.

Fritz Waldeck, der von den Oelbäumen zurückkam, sah den aufgeregten Arthur mit dem gebärdenreichen Italiener im Hausgarten reden, darauf ins Haus hineinstürmen; einen Augenblick sah er ihnen verwundert nach, dann fiel er in seine Gedanken zurück. Er wußte nicht, was thun, noch wohin mit sich ... An der Mauer der Nachbarvilla hatte er gestanden, in die immergrünen Kronen der Steineichen hinaufgesehn, auf das Zwitschern der Vögel da oben gehorcht; einen befreienden Gedanken hatten sie ihm nicht herabgezwitschert. Sollte er bleiben? Sollte er fort? Diese Menschen grade jetzt verlassen, war das nicht wie Feigheit, wie Flucht? Aber konnte er Gertrud wieder vor die Augen treten, nach dem, was er ihr gesagt? — Ach, dachte er, die Zähne aufeinanderbeißend, das ist auch ein Elend: wenn so auf einmal die Schwäche über einen kommt, die gemeine Schwäche, die Redseligkeit — und was man ewig verschweigen wollte, bricht so wie aus dem Vesuv da plötzlich, unaufhaltsam hervor!

Er ging wieder zum Felsgarten, zur Meerterrasse hin, die Augen auf den Weg gesenkt; Gertrud sah ihn kommen, die noch an der Brüstung stand. Von einer jähen Scheu ergriffen trat sie hinter das nächste Gebüsch, das dicht zusammengewachsen war und sie ganz verdeckte. Ahnungslos, wie nah sie ihm war, kam er auf die Brüstung zu. Jetzt wäre sie gern davongeschlichen, ins Haus zurück; von dort her schritt aber eben eine hohe und breite Gestalt heran, Vater Rutenberg. Vor dem scheute sie sich auch; — ach, sie war so unglücklich. Den Kopf noch tiefer in das Gebüsch steckend, als möchte sie sich vor der ganzen Welt verbergen, blieb sie stehn, ganz still, wie ein Vogel in der Hand.

„Herr, ich suche Sie ja!" sagte Rutenberg mit seiner kräftig herzlichen Stimme, als er näher kam. „Der Oberappellationsrat sagt mir, Sie wollen fort. Das hat keinen Sinn! Das kann ich nicht dulden. Das ist unnatürlich. Gestern abend gekommen — gestern nacht Versöhnung — und am andern Morgen, eh' man sich recht in die Augen gesehn hat, wieder Adieu und fort!"

„Ich fühle das wohl," erwiderte Fritz beklommen; „alles, was Sie sagen. — Verzeihen Sie, Herr Rutenberg: dennoch muß ich fort. Wenn es auch sonderbar aussieht, daß ich Sie bei dieser Gefahr — —"

„Den Vesuv meinen Sie?" — Rutenberg verzog die Lippen ein wenig; „ach, den lassen Sie nur! Den Herrn fürcht' ich nicht! — Aber warum müssen Sie fort? Was gegen die Natur ist, soll der Mensch

nicht müssen. Eben hab' ich Sie gefunden — will Sie nicht verlieren. Mann, ich liebe Sie ja! Gehn Sie mir nicht fort!"

Fritz Waldeck konnte sich nicht länger enthalten, zu seufzen; aber nicht wie ein schwacher Mensch, sondern wie ein starker seufzt. „Herr Rutenberg," sagte er, aus dem Seufzer einen Entschluß machend, „Ihre Güte beschämt mich so sehr. Was kann ich darauf andres thun, als die Wahrheit sagen. — Als ich die Ehre hatte, Sie zum erstenmal zu sprechen, da sagte ich Ihnen — in Ihrem Zimmer — daß ich das Unglück gehabt hätte, mich in Ihre Tochter — —"

Rutenberg starrte ihn an; Fritz sprach nicht weiter.

„Zu verlieben!" ergänzte endlich Rutenberg selbst. „Ja freilich. Das hatt' ich ganz vergessen. Ueber der Reise und allem. Ich vergess' so manches. Verzeihen Sie!"

Ach mein Gott! dachte Gertrud hinter ihrem Busch.

„Herr Rutenberg, warum sollte Ihnen etwas so Unwichtiges im Gedächtnis bleiben? — Aber daß ich nun wieder fort möchte, das begreifen Sie. Wenn Sie mich so herzlich, so vertrauenweckend ansehn, muß ich Ihnen alles sagen ... Ich hab' schon — beinahe Uebermenschliches ertragen, Herr Rutenberg. Da ist dieser andre — Herr van Wyttenbach. Ich hab' vor Ihrer Tochter geheuchelt, als sie nach ihm fragte; hab' ihn zehnmal besser vor ihr gemacht, als er ist; hab' alles Erbärmliche, Lächerliche verschwiegen — während ich doch wußte, daß — —"

Er verstummte wieder. Er fühlte, daß er wieder

dieser weichen Redseligkeit verfiel, die ihn heut verfolgte, die ihn zornig machte. Das Blut stieg ihm ins Gesicht.

O Gott! dachte Gertrud und zitterte; sie war so erschrocken, daß sie fast in die Büsche gegriffen, sich verraten hätte. Was sagt er? „Alles Erbärmliche — Lächerliche“ ...

„Aber nun so zuzusehn,“ nahm Fritz wieder das Wort, nachdem er sich gesammelt hatte, „ich meine, so dabeizustehn — verzeihen Sie, wenn ich das nicht ertrage; so stark bin ich nicht!“

„Fritz Waldeck,“ sagte Rutenberg, schlug ihm auf die Schulter und lächelte ihm so recht aus dem Herzen zu, „Sie sind stark genug Ich war in Ihren Jahren lange nicht so stark, kann ich Ihnen sagen. Was Sie da andeuten, das versteh' ich ja; aber glauben Sie mir — ich will auch nur andeuten — verzagen Sie nicht zu früh! Das Jahr hat seinen April, aber auch die Menschen ...“

Zum Glück sprach der ahnungslose Vater, dessen Tochter drei Schritte entfernt stand, nicht weiter: Schilcher kam vom Gasthof heran, diesmal keine Depesche, aber doch wieder ein Blatt Papier in der Hand. Es war zusammengefaltet, wie zu einem Brieschen. Er hob es einen Augenblick, dann sagte er in tiefem Ernst: „Herr van Wyttenbach läßt sich empfehlen; er ist mit Pasquale ausmarschiert — weil so ein Berg keine Vernunft hat!“

Diesmal vergaß die arme Gertrud doch, wo sie war. Ein Laut der Empörung brach ihr aus der Kehle.

So schnell, wie siebzehn Jahre es können, nahm sie sich dann zusammen und trat hervor, als käme sie eben irgendwoher gegangen; nur waren leider ihre rosigen Wangen ganz in Rot getaucht. „Was ist?“ fragte sie. „Ich komm' von der Mauer — wo die Rosen stehn. Was erzählst du von Wyttenbach?“

„Sein teures Leben hat er gerettet,“ antwortete Schilcher, der dabei keine Miene verzog. „Vor seinem Ausmarsch hat er das da beim Kellner, beim Pepino zurückgelassen: für Fräulein Rutenberg.“

Er überreichte ihr das Briefchen; sie nahm es mit leise zitternder Hand.

Sie brauchte es nur zu entfalten, es war nur ein kleines Blatt; mit fliegenden Augen las sie, so daß niemand mitlesen konnte:

„Ich habe für Sie und für uns alle Vernunft, liebes Fräulein Gertrud; ich ziehe in die Berge voran und mache Ihnen Quartier. Ich werde Sie retten, und wenn auch wider Ihren Willen. Arthur v. W.“

Schilcher, der diese Zeilen auch gelesen hatte — Pepino hatte ihm das Blatt offen übergeben — wandte sich zu Rutenberg, während sie noch eben las: „Weiß Trudel schon —?“

„Was?“ fragte Rutenberg. Gertrud horchte auf.

„Daß Doktor Wild diesen Ausbruch des Vesuv nur *erfunden* hat? Daß wir also in aller Ruhe roten oder weißen Capri trinken können und die Rückkehr des vorsichtigen Herrn van Wyttenbach erwarten?“

Fritz Waldeck machte große Augen. „Sagen Sie das im Ernst? Erfunden?“

„Zu dienen,“ erwiderte Schilcher. „Und offenbar gut erfunden: denn der ‚Vernünftigste‘ von uns sieht jetzt diesen bösen Vesuv mit dem Rücken an!“

„Mit dem Rücken an,“ wiederholte er behaglich und rieb sich die Hände. In diesem Augenblick sah er wirklich wie ein Nußknacker, und zwar wie ein böser aus.

Nur wer ihm so recht in die Augenwinkel guckte, konnte da das heimliche, tiefversteckte Onkellächeln sehn, mit dem er auf die Trudel blickte.

Trudel konnte es nicht bemerken, sie hatte die Augen geschlossen. So hatte sie sich noch nie geschämt, wie jetzt; vor dem Vater, vor Schilcher, vor dem „Verliebten“, vor der ganzen Welt. Niemand, niemand mehr sehn! — Und gestern nacht wollt' ich mit ihm fliehn, fuhr ihr durch den Kopf, durch die Brust. O die Schande! die Schande!

Sie öffnete die Augen so viel, daß sie den Weg erkennen konnte, und wankte zum Hause zurück. Es rief sie zum Glück niemand mehr an; niemand sprach zu ihr. Alles hinter ihr war still, wunderlich und wohlthuend still. Sie kam zum Haus, die Treppe hinauf, durch den leeren Salon in ihr Zimmer. Das zerknitterte Blatt noch immer in der Hand, warf sie sich auf ihr Bett.

XXII.

Wie lange sie so dalag, das empfand sie nicht; vielleicht waren es nur wenige Minuten; ihr war's eine Ewigkeit. In ihrem Elend, das in dem wüsten Kopf hämmerte und im Herzen brannte, mußte sie wohl überhört haben, daß die Thür leise aufging; zu ihrem Staunen — zum Erschrecken war sie zu unglücklich — begann jemand ihr Haar zu berühren, ihren Kopf zu streicheln. Sie zuckte wohl zusammen; die Hände nahm sie aber doch nicht vom Gesicht, sie schlossen sie so gut ab von der Welt. Endlich zog sie ihr jemand von den Augen weg. Sie sah das gute Gesicht ihres Vaters, mit dem weichsten, mitleidigsten Ausdruck über sie gebeugt. Es ward ihr so wohl und so weh, nicht zum Aushalten. Ach, dachte sie, wär' ich tot!

„Hm!" Nur so ein mitfühlendes Summen kam nach einer Weile von Vater Rutenbergs Lippen.

Sie schwieg und rührte sich nicht.

„Trudel!" fing er nach einer großen Stille wieder an, so, wie man wohl spricht, um etwas zu sagen. „Waldeck Sohn will fort."

„Ich weiß," stieß sie hervor. Ihre Glieder begannen sich wie gequält zu winden: „Ja, ja. Er soll fort! — Was mag er nun von mir denken, und von — —" Sie zerdrückte wieder das zerknitterte Blatt. „Laß ihn fort! Laß ihn fort!"

„Gewiß. Ich halt' ihn ja nicht. — — Wild kann seine alten Späße nicht lassen. — — Kind! Trudel! Du weinst!"

Sie schluchzte. „O, wie schäm' ich mich! — — Ach, sieh mich nicht an, Vater. — Nie, nie, nie will ich ihn wiedersehn! — Diesen andern mein' ich; den, der fort ist, ‚ausmarschiert'; den Feigling, den — —"

Das Schluchzen wollte sie fast ersticken; als wäre sie noch ein Kind. „Ich kann nicht mehr leben, Vater!" rief sie, als sie wieder freien Atem hatte. „Ich kann nicht mehr leben!"

Rutenberg streichelte wieder langsam, sanft, beruhigend über ihr seidiges Haar und den heißen Kopf „Mit siebzehn Jahren kann jeder einmal nicht mehr leben, Trudel; und doch giebt es so viele Leute über siebzehn; darum hoff' ich auch noch, dich zu behalten. Find dich nur erst wieder zurecht—"

„Vater!" fiel sie ihm ins Wort, „du kannst mich nicht so verachten, wie ich mich verachte! — Ich hab' ihn lieb gehabt, Vater! Ich hab' mit ihm fliehen wollen — dich verlassen, Vater! — Sei nicht mehr gut zu mir; sprich nicht mehr so freundlich mit mir; jag mich fort. Jag mich fort — aber nicht zu ihm. Jag mich in den Tod!"

„Werd' mich wohl hüten, Gertrud," sagte Ruten-

berg lächelnd. „Hab' ich dich nicht wieder? Mein armes Mädel war blind geworden — ist nun sehend worden. Na, und wenn die Augen noch etwas wund und krank in das Licht hineinsehen, — ach, das giebt sich, Trudel. Wir halten sie noch ein bißchen in der Dämmerung ..."

Er legte ihr seine großen, warmen, liebevollen Hände auf die nassen Augen. Das that ihr gut. Sie lag still. Sie schluchzte auch schon nicht mehr.

„Ja, siehst du," fuhr er nach einem stillenden Schweigen mit streichelnder Stimme fort, „Vater und Tochter bleiben in der Dämmerung beisammen, — als gute Kameraden, die sie immer waren und immer wieder sein werden. Und wenn wir dann die Sonne wieder leiden können, dann werden wir uns wundern, Trudel, wie herrlich sie ist! — Es giebt ja übrigens auch noch andre; junge Leute, mein' ich. Da steht dann vielleicht ein andrer mitten in der Sonne; weißt du, einer, den sie nicht ausbleicht, der ihr Licht verträgt, weil er echt ist. Und der uns so liebt, wie wir ihn lieben; der uns glücklich macht. Kann ja alles kommen, Trudel. Eilen thut's ja nicht; verhältnismäßig jung wie du doch noch bist. Aber wenn wir diesen andern haben, dann laß die Gedanken an diesen heutigen Morgen nur kommen: wir lächeln dann darüber, wie über eine zerbrochene Puppe aus der Kinderzeit, — und schauen in die Sonne!"

Gertrud nahm eine seiner Hände und zog sie an ihre Lippen. „Ach, wie bist du gut," sagte sie. Vor Scham schluchzte sie noch wieder auf: „Du hast ihn nicht geliebt, Vater! — Ich kann nie zurück! Kann

mich zu Hause nie wieder sehen lassen! Nie, Vater, nie!"

„Vielleicht doch einmal; abwarten. Es eilt uns ja nicht. Wir können ja noch reisen; wir wollten ja auch. Italien hat noch allerlei. Rom zum Beispiel; durch Rom sind wir ja eigentlich doch nur durchgefahren. Weißt du, was ich denke? Daß du meine tapfere Tochter bist, und daß es schade wäre, wenn die andern merkten, was Trudel hier erlebt hat. Daß du dich darum lieber nicht verstecken, dir das alles nicht zu sehr merken lassen solltest . . ."

Sie seufzte. Er verstand den Seufzer: es war ein erster Versuch, sich zu ermannen, sich zu überwinden.

„Solltest also lieber aufstehn, mein' ich. Und die Augen waschen. Und dann wieder in den Speisesaal oder in den Garten gehn, wo die andern sind, wie eine Römerin; und dich so furchtbar anständig, so groß benehmen, daß keiner ahnt, wie es in dir aussieht. Vornehm wär' das, Trudel! Ehre würd's dir machen! — Willst du's versuchen, Kind?"

„Ach!" seufzte sie noch einmal. „Du glaubst nicht, wie mir ist; zum Sterben. — — Wie bist du aber gut zu mir. Ich möcht' immerfort deine Hände küssen. — — Ach, ich will's versuchen!"

„Nun also! — Ich geh' voraus, zu den andern. Du sammelst dich noch ein bißchen; Wasser über die Augen; frischen Mut in die Brust. Bist ja meine Trudel. Schilcher soll sich wundern, wie schnell du wieder hoch bist. Es ist merkwürdig, was ein tapferer

Mensch alles anstellen kann, mit dem sogenannten Tod im Herzen. — Trudel, so lieb hast du noch nie gelächelt. — Gieb mir einen Kuß. — Du mein einziges, mein geliebtes Kind!"

Sie hob die Arme, umschlang ihn; ihre heißen Lippen lagen fest, dankbar, Tapferkeit versprechend auf den seinen. Dann irrte seine Hand noch einmal über ihr Gesicht. Sie nickte ihm nur noch zu; sprechen mochte sie nicht. Er nickte auch und ging sacht hinaus.

XXIII.

Als Rutenberg in den Speisesaal kam, war dort niemand mehr; nur Pepino erschien, den letzten, verspäteten Frühstückstisch abzuräumen, und meldete ihm, die Herren seien schon wieder im Garten, auf der Meerterrasse. Er ging ihnen nach. Wie gut er auch seine Leute kannte, einen Augenblick wunderte er sich doch: Schilcher schleppte eben zwei Stühle aus einer Laube auf die freie Terrasse, nahe an die Brüstung, Wild zog einen Tisch heran, Lugan hatte zwei Spiele Karten in der Hand. „Der Tisch ist gut!“ rief Wild. „Die allgemeine Situation ist gut. Lugan, fassen Sie gefälligst mit an!“

Rutenberg lachte auf, trotz all der Rührung im Vaterherzen. „So wahr ich lebe, ich glaube, ihr wollt hier Whist spielen!“

„Wo denn sonst?“ fragte Wild. „Wo kann man denn besser einen Robber machen, als hier, über dem Mittelländischen Meer, in der Götterluft, im Angesicht des Vesuv? kurz vor seinem Ausbruch? — Die andern Fremden sind alle ausgeflogen; stören thut uns nie-

mand. A propos! wie steht es mit dem Vesuv? Soll die Komödie noch weitergehn? Oder erfolgt die Auflösung schon in dieser Nummer?"

„Gertrud weiß es schon," erwiderte Rutenberg; „der junge Waldeck auch; aber — der andre noch nicht. Fritz Waldeck — wo ist denn der? Wo habt ihr den gelassen?"

„Ist auf sein Zimmer gegangen," antwortete Schilcher, der die Stühle stellte; der Tisch stand schon da.

„Also am hellen Tag, auf einer Felsenterrasse am Golf von Neapel, da wird gespielt?"

Lugau legte die Karten auf den Tisch, breitete das eine Spiel aus: „Schilcher kann es ja gar nicht mehr erwarten. Wir hatten uns übrigens geschworen, Wild und ich, am ersten Morgen in Sorrent zu spielen. Schilcher, Sie waren also noch am Geben; und Sie haben den Strohmann. Setzen Sie sich gefälligst und dann geben Sie!"

„Ich gebe," sagte Schilcher, so trockenen Ernst auf dem Gesicht wie sonst, setzte sich und nahm die Karten. Vor innerer Unruhe rückte er aber auf seinem Stuhl, bewegte die mächtigen Brauen und forschte mit den fragenden Augen auf Rutenbergs Gesicht herum. „Nun?" flüsterte er, als der endlich herankam und seinen Kopf gegen Schilchers Schulter neigte. „Warst du bei der Trudel?"

Rutenberg nickte und nahm ein Fädchen von Schilchers Rock, als hätte ihn das gestört. „All right!" flüsterte er dann.

„All right?“ fragte Schilcher und begann zu geben.

„Ja. Wir haben gesiegt, Alter. Es giebt keinen Arthur mehr! — — Ich geh' jetzt zu Waldeck Sohn. — All right!“

Rutenberg schlug ihm in seiner Freude auf die Schulter und ging in das Haus zurück.

„All right . . .“

Schilchern war zu Mut, als elektrisiere man ihn; ein wunderbares Gefühl trieb ihn von seinem Stuhl in die Höhe. Eine himmlische Heiterkeit; er mußte wenigstens das Gesicht verziehn, wenn er nicht lachen sollte. Er wiederholte inwendig: Es giebt keinen Arthur mehr . . . Es giebt keinen Arthur mehr . . .

„Aber was machen Sie, Schilcher?“ sagte Lugau, der gleich Wild am Tisch saß und auf seine Karten wartete. „Geben Sie doch weiter.“

„Ja, ich gebe weiter. Natürlich!“

Schilcher saß schon wieder; er gab. Die Karten, als wären sie auch wahnsinnig heiter geworden, flogen auf den Tisch. Also unsre Trudel geheilt! dachte er und schleuderte wieder eine Karte hin. Es kam immer mehr Schwung, mehr Feuer in seinen Arm . . . Unsre Trudel geheilt! Hahaha! Und der Feind geschlagen! — Mit Wasser und mit Feuer haben wir ihn hinausgetrieben — haben wir ihn — haben wir ihn — haben wir ihn — Juchhe!

Eine Art von Gesang war in seiner Seele; bei jedem „haben wir ihn“, das er dachte, flog eine Karte auf den Tisch.

„Schilcher," sagte Wild, „mir scheint, Sie geben jetzt auf italienische Art. Die südliche Lebhaftigkeit ist bereits in Sie eingedrungen!" — Er nahm seine Karten auf; Lugau desgleichen. Schilcher dagegen vergaß seine Pflicht, nachdem er gegeben hatte; er horchte nach dem Hause zurück; ihm war, als hörte er Gertrud kommen. Langsam und vorsichtig wandte er dann den Kopf dorthin.

Wild klopfte endlich mit einem Knöchel seines fetten kleinen Fingers auf den Tisch. „Nun, Herr Oberappellationsrat Schilcher? Sehn Sie gefälligst Ihren Strohmann an, haben Sie die Güte!"

„Den Strohmann, versteht sich," entgegnete Schilcher und nahm die Karten des Strohmanns auf. Hatte er sich getäuscht oder nicht? Er horchte immer wieder. Er steckte die Karten zurecht; ob sie gut oder schlecht waren, das ward ihm freilich nicht bewußt. Er sah nur: mehr rote als schwarze ... Mehr rote als schwarze! sagte er sich und lugte in den Garten zurück.

Ja, nun kam sie wirklich; die schlanke, lange Gestalt, bald von der Sonne angestrahlt, bald im Schatten der Gebüsche, wandelte heran. Es lag etwas in ihren Schultern — und wie sie den Kopf hielt — das seine Freude dämpfte und ihm vorn auf der Brust Mitleidsgefühle machte. Ja, ja, armer Kerl! dachte er. Jetzt ging sie an ihm vorbei und suchte ihn anzulächeln; es ward aber nicht viel daraus. Auch das Sprechen, das ihre Lippen versuchten, gelang doch noch nicht. Als sie bei ihrer Steinbank an der Brüstung angekommen war, schien ihr die Kraft zu vergehn;

sie glitt nieder, von den Männern abgewandt, und legte sich eine Hand vor die Augen; das arme Köpfchen lehnte sich an die Brüstung an.

Wild warf unzufriedene Blicke auf den zerstreuten kleinen Herrn. „Es scheint,“ murmelte er zu Lugau hinüber, „wir sollen heut wieder mit Hindernissen spielen ...“

„Ich spiele also aus!“ rief Lugau und warf seine Karte mit einigem Nachdruck hin.

„Und ich bediene!“ rief Schilcher, der die Karten des Strohmanns so rasch wie möglich auf dem Tisch hinbreitete. Dann nahm er eine davon und warf sie neben Lugaus Karte.

„Was machen Sie?“ sagte Wild. „Sie haben ja Treff.“

„Ja. Ich habe ja Treff. Ich bitte um Entschuldigung!“

Schilcher verbesserte seinen Irrtum — so hatte er sich wohl noch nie versehn, seit er Whist spielte — und gab den Treffbuben aus dem Strohmann hin. Ihm war nun, wie wenn er das Mädel leise weinen hörte. Sie wird doch nicht! dachte er erschrocken. Vor den Mannsbildern da ... Ah, das thut sie nicht. So ist Trudel nicht. Das war eine Täuschung!

Er horchte von neuem; nein, sie weinte nicht. Es war offenbar nur sein eigenes Gefühl, das ihm sagte: jetzt weint sie ein wenig ... Dieses verwünschte Gefühl ließ ihn auch nicht stillsitzen; er stand wieder auf. Ohne an Treff oder Coeur zu denken, ging er zu der Steinbank hin und beugte sich auf Gertruds

angelehnten Kopf, so daß sein vortretendes Kinn fast ihr Haar berührte. „Trudel!" sagte er leise. „Uebers Jahr sind wir wieder lustig. — Ganz, ganz lustig!"

Er bog sich um ihr Gesicht herum und küßte sie auf den Mund.

„Aber was ist mit dem Schilcher?" sagte Wild und drehte seine schwerfällige Gestalt nach der Brüstung zu; von dem Kuß hatte er nichts gesehn noch gehört. „Herr Oberappellationsrat —!"

„Hab' nur der Gertrud angedeutet," erwiderte Schilcher trocken, „es könnte dem Strohmann gut thun, eine Flasche Capri zu trinken. Und den andern auch —"

„Ja, ja!" fiel ihm rasch das Mädchen ins Wort, fuhr sich mit einer Hand über das Gesicht und stand auf.

Lugau schmunzelte: „Herr, da haben Sie recht!"

Gertrud begann auch schon zu gehn; als sie nun aber ihren Vater mit dem jungen Waldeck herankommen sah, legte sich ihr eine Beklemmung auf die Brust; an ihnen vorbeizugehn fehlte ihr der Mut. „Meine Freunde," nahm Rutenberg das Wort, sowie sie auf die freie Terrasse traten, „dieser junge Freund unsres Hauses wünscht sich zu empfehlen: er will fort, nach Pompeji zurück, zu seiner archäologischen Bande." Mehr für Schilcher und die aufhorchende Gertrud setzte er hinzu: „Vielleicht sehn wir ihn in Rom noch wieder; jedenfalls aber zu Hause. Da besucht er uns; er hat mir's versprochen!"

Fritz Waldeck nickte stumm. „Ich — — ich muß nun fort," sagte er darauf mit schwacher Stimme. Er nahm zum Abschied Rutenbergs Hand. „Mein Freund!" stammelte er leise. „Mein Vater!"

Rutenberg zog ihn an die Brust; sie umarmten sich. Gertrud sah gerührt über die Schulter hinüber; dann blickte sie aber wieder vor sich hin.

Sie wartete, bis Fritz zu ihr kam; als er sein Abschiedswort an sie richtete, reichte sie ihm die Hand und schaute ihm mutig in die Augen. Es schien ihr plötzlich passend oder gut zu sein, wenn sie lächelte; so lächelte sie ihn denn an. „Auf Wiedersehn!“ sagte sie. „Spätestens zu Hause!“

„O, ich hoffe!“ antwortete er, und ließ ihre Hand zögernd aus den Fingern.

Schilchers stiller Blick ruhte mit einem tiefen Wohlgefallen auf dem hochgewachsenen, schmucken Paar; und was für gute Augen sie beide haben! dachte er. Wie gut sie zu einander passen. Wenn die ein Paar werden — dann betrink' ich mich!

„Gut Freund,“ sagte er, so herzlich, wie sein holziger Baß es hergab, als Waldeck Sohn nun auch von ihm seinen Abschied nahm. Fritz grüßte die Whistspieler und ging. Gertrud sah ihm nach; sie hatte den Capriwein vergessen, den sie holen wollte.

Der junge Mann war übrigens noch nicht verschwunden, als Pasquale, an ihm vorbei, zwischen den Büschen herankam; schon von weitem lächelten seine kohlschwarzen Augen der Eccellenza, dem Schilcher, zu. Mit ehrbarem Ernst brachte er dann aber seine Meldung vor: „Wollte nur berichten, Eccellenza, wir sind wieder da. Aber Humor schlecht!“ Er hob malend die Arme und verzerrte das Gesicht: „Wütend! Furioso!“

„Wer ist wieder da?“ fragte Wild, der seine

auf den Tisch gelegten Karten eben wieder aufgenommen hatte.

„Herr van Wyttenbach," antwortete Schilcher. Gertrud fuhr zusammen.

„Schilcher hat gewonnen!" rief nun Rutenberg rasch. „Er gewinnt doch immer! — Nämlich dieser Schilcher hatte gegen mich gewettet, der diabolischen Beredsamkeit Wilds werde es gelingen, unsern jungen Freund Herrn van Wyttenbach mit Hilfe des Vesuvs in die Berge zu treiben. Unser junger Freund versteht Spaß; das wird sich schon finden. Jedenfalls hat Wilds Talent gesiegt!"

Die Whistbrüder lachten. Hinter seinem Rücken hörte Rutenberg leises Kleiderrauschen; dann ein Flüstern der bekannten lieben Stimme an seinem Ohr. „Ich will ihn nie wieder sehn!" sagte sie leise. „Gieb ihm das! Du!"

Das nicht nur zerknitterte, jetzt auch zerrissene Blatt, das Arthur ihr heute geschrieben hatte, schob sich in seine Hand.

Wild war unterdessen aufgestanden; seine Augen glänzten humoristisch triumphierend im Kreis herum: „Na? Werd' ich nun anerkannt? — — Aber Schilcher bedient nicht. Schilcher, Sie haben noch immer nicht aus der Hand bedient!"

„Ich bediene also," entgegnete Schilcher würdevoll und spielte aus.

„Mein Stich," sagte Lugau. — „Nochmals Treff!"

Mit seinem bekannten kurzarmigen Schwung warf er Treffkönig hin.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.